Karawanenzüge

durch die

westlichen Prairieen

und

Wanderungen in Nord-Mejico.

Nach dem Tagebuche des Amerikaners

Josias Gregg

bearbeitet

von

M. B. Lindau.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.



Angriff der Jndianer.

Karawanenzüge

durch die

westlichen Prairieen

und

Wanderungen in Nord-Mejico.

Nach dem Tagebuche des Amerikaners

Josias Gregg

bearbeitet

von

M. B. Lindau.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Dresden und Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1845.

Vorwort.

Das Original dieses Werkes erschien 1844 zu Neu-York, wo der Verfasser lebt, unter dem Titel: **Commerce of the Prairies: or the Journal of a Santa Fé trader, during eight expeditions across the great western Prairies, and a residence of nearly nine years in Northern Mexico**, in 2 Bänden. Die Vorgänger des Verfassers, Irving, Murray, Hoffmann, Kendall, haben auf dem wenig besuchten Felde noch eine reiche Ernte zurückgelassen, die Gregg so glücklich ausgebeutet hat, daß es nicht unverdienstlich erschien, die von ihm eingebrachten Garben uns zuzuführen. Er hatte vor 1831 an verwickelten chronischen Uebeln gelitten, die allen ärztlichen Mitteln trotzten, und war beinahe zwölf Monate lang in einem so traurigen Zustande, daß er weder zu einer Arbeit fähig, noch kaum im Stande war, aus seinem Zimmer zu gehen. Auf den Rath der Aerzte entschloß er sich, eine Reise durch die Prairieen zu machen, um durch Veränderung der Luft und der Lebensgewohnheiten die verlorene Gesundheit wieder zu erlangen. Ohne Zögern machte

er die nöthigen Vorbereitungen, um mit einer der Frühlings-Karawanen abzureisen, die jährlich aus den Vereinigten Staaten nach Santa Fe ziehen. Die Frucht dieser Reise war, daß zunächst seine Gesundheit wiederhergestellt und eine Leidenschaft für das Leben in den Prairieen erweckt wurde, die er nie zu überleben glaubt. Nach der Beendigung seiner ersten Reise betheiligte er sich als Eigenthümer bei dem Handel nach Santa Fe und blieb es in größerem oder geringerem Umfange in den nächsten acht Jahren. In diesem Zeitraume zog er acht Mal durch die Prairieen, und mit Ausnahme der auf Reisen zugebrachten Zeit verlebte er den größten Theil jener neun Jahre in Nord-Mejico.

Seine eifrige Theilnahme an dem Handel durch die Prairieen nach jenem Lande verschaffte ihm mehr als seinen Vorgängern Gelegenheit, Beobachtungen über die Gegenstände zu machen, wovon er handelt. Es habe bis jetzt, sagt er, noch Niemand den Versuch gemacht, den Ursprung des Handels nach Santa Fe und die merkwürdigen Eigenheiten desselben darzustellen, Niemand die frühere Geschichte Neu-Mejicos erzählt und den jetzigen Zustand des Volkes geschildert, noch auch von den Indianer-Stämmen, welche die wilden und unangebauten Gegenden jener Landschaft bewohnen, Nachrichten mitgetheilt. Er fügt hinzu, daß die meisten Thatsachen, die er in seiner Skizze von der Naturgeschichte der Prairieen und von den dort wandernden Indianer-Stämmen giebt, neu seien, da jedoch eine systematische Vollständigkeit nicht in seinem

Plane liege, so habe er diejenigen Gegenstände unberührt gelassen, die bereits von anderen Reisenden in's Auge gefaßt worden seien, und sich damit begnügt, minder bekannte Thatsachen und Beobachtungen vorzulegen.

Sein Werk ist hauptsächlich aus dem Tagebuche geschöpft, das er während seines Aufenthaltes in Neu-Mejico führte. Er hat überdieß jede Gelegenheit benutzt, zuverlässige Nachrichten über Gegenstände zu erlangen, die außer dem Kreise seiner Beobachtungen lagen. Diesen sorgfältig gesammelten Stoff benutzte er besonders in den Abschnitten über die frühere Geschichte Neu-Mejicos und über die Sitten, Gewohnheiten und gesellschaftlichen Einrichtungen des Volkes. Gregg wurde zwar selber an der Gränze des Indianer-Gebiets geboren und erzogen, und hatte seit seinen Kinderjahren Gelegenheit, den Charakter der Indianer kennen zu lernen, hat aber vielfache Belehrungen über diesen Gegenstand von erfahrenen Kaufleuten, die mit den Indianern verkehrten, und von anderen Gränzbewohnern erhalten.

Während der Jahre 1841 und 1842 ließ er mehre Briefe, unterzeichnet J. G. und G. in der zu Galveston (in Tejas) erscheinenden Zeitschrift „The Advertiser" und in dem „Arkansas Intelligencer" drucken. Er war nicht wenig überrascht, in Marryat's Werke Monsieur Violet lange Stellen seiner Briefe zum Theil wörtlich entlehnt zu finden, und zwar ohne die mindeste Angabe der Quelle. Es sei bereits bekannt, setzt er hinzu, daß jenes Buch aus vielfältigen literarischen Diebstählen entstanden sei, und

er würde seine Beschwerde nicht angebracht haben, wäre nicht der Inhalt der früher abgedruckten Briefe oft mit denselben Worten in das vorliegende Werk aufgenommen worden. Er hätte sich selber den Vorwurf eines Plagiats von denjenigen zuziehen können, welchen jene Briefe unbekannt geblieben wären, oder die nicht wüßten, daß Marryat's Buch offenbar eher zu einem Opfer auf dem Altare Mercur's als Minerva's bestimmt gewesen sei.

In seiner historischen Skizze über Neu-Mejico hat er den Feldzug der Texaner gegen Santa Fe im Jahre 1841 nicht berührt, weil Kendall jenes unglückliche Unternehmen eben so sorgfältig und treu als lebendig dargestellt hat.

Die dem Werke beigelegten Karten sind nach Gregg's Versicherung richtiger als alle bisher veröffentlichten. Sie gründen sich meist auf eigene Beobachtungen. Die Theile des Landes, die der Verfasser nicht selber besucht hat, sind nach Zeichnungen eingetragen worden, die ihm von erfahrenen Kaufleuten mitgetheilt wurden, so wie nach den unter der Aufsicht von Landmessern der Vereinigten Staaten vorbereiteten Karten.

Die größere Karte — ein Theil vom Schauplatze des bevorstehenden Kampfes zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico — ist in etwas verkleinertem Maßstabe, die andere aber, das Innere von Neu-Mejico, in genauer Nachbildung wiedergegeben worden.

Dresden, im Julius 1845.

M. B. L.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Funfzehnter Abschnitt.

Sechszehnter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Handels nach Santa Fe. — Kapitän Pike. — Pursey. — La Lande. — Der Handelszug von 1812. — Glenn. — Becknell. — Cooper. — Leiden des Kapitäns Becknell und seiner Gefährten. — Erste Einführung von Wagen. — Feindseligkeiten der Indianer. — Major Riley's Geleit. — Schutz der Regierung.

Der Handel zu Lande zwischen den Vereinigten Staaten und den nördlichen Provinzen von Mejico scheint einen sehr unbestimmten Ursprung zu haben, indem er mehr das Ergebniß eines Zufalls als eines geordneten Planes kaufmännischer Unternehmung ist. Eine Reihe Jahre fand seine Wichtigkeit keine Beachtung. Aus Kapitän Pike's Erzählung erfahren wir, daß ein gewisser Jakob Pursley nach vielen Wanderungen durch die wilden und damals noch unbekannten Gegenden westlich vom Missisippi endlich am Platte-River, nicht weit von seiner Quelle in dem Felsengebirge mit einigen Indianern zusammentraf und nachdem er von diesen über die Niederlassungen in Neu-Mejico Erkundigungen eingezogen hatte, mit einigen dieser Wilden nach Santa Fe hinab wanderte, wo er mehre Jahre, vielleicht bis zu seinem Tode verweilte. Doch führte er, wie es scheint, keinen bedeutenden Vorrath von Waaren bei sich.

Trotz dem aber, daß Kapitän Pike diesen Pursley als den ersten Amerikaner nennt, der je durch die Wüsten nach den spanischen Provinzen zog, erfahren wir doch zu gleicher Zeit von

ihm, daß in Folge der Nachrichten, welche man bei den Indianern über jene abgelegene Provinz eingesammelt hatte, ein Kaufmann von Kaskaskia, Namens Morrison, schon im Jahre 1804 einen französischen Kreolen, La Lande, den Platte-River hinauf mit der Weisung aussendete, wenn es irgend möglich wäre, nach Santa Fe den Weg zu suchen. Der gewandte Sendling war in seinem Unternehmen vollkommen glücklich; aber die Freundlichkeit und Großmuth der Einwohner hatten schnell seine Vaterlandsliebe und seine Redlichkeit besiegt. Er kehrte weder zurück, noch gab er Nachricht über den Ausgang seines Abenteuers. Sein scharfer Verstand durchschaute schnell, wie vortheilhaft es werden konnte, mit dem „geborgten" Kapital ein eigenes Geschäft zu gründen. Er that es und blieb hier, nicht nur ungestört, sondern auch geehrt und geachtet, bis zu seinem Tode, und hinterließ eine zahlreiche Familie und Vermögen genug, um ihm unter seinen Nachbarn den Namen eines „Rico" zu sichern.

Der Handel nach Santa Fe blieb jedoch wenig beachtet bis zur Rückkehr des Kapitäns Pike, dessen lockende Beschreibung von dem neuen Eldorado wie ein Lauffeuer durch die Westlande sich verbreitete. Dieser berühmte Offizier, der später zum General emporstieg und in dem ruhmvollen Kampfe bei York in Oberkanada, im Jahre 1813, seinen Tod fand, wurde 1806 auf einen Entdeckungszug den Arkansas hinauf gesendet, um bis zu den Quellen des Red-River vorzurücken, für welche man damals fälschlich die Quellen des Canadian hielt. Kapitän Pike umging jedoch den Ursprung des letzteren, und mit unglaublichen Gefahren und Beschwerden das Gebirge durchwandernd, stieg er dann mit seinem kleinen Zuge, der damals noch aus funfzehn Mann bestand, nach dem Rio del Norte hinab. Er glaubte, am Red-River und innerhalb der angenommenen Gränzen der Vereinigten Staaten zu sein, und erbaute daher für seine Begleiter eine kleine Bevestigung, bis der Frühling des Jahres 1807 ihm es möglich machen würde, nach Natchitoches hinabzugehen. Da er aber im mejicanischen Gebiete und nur sechzig bis achtzig

Meilen *) von den nördlichen Niederlassungen entfernt war, wurde seine Stellung bald entdeckt und eine Streitmacht ausgesendet, um ihn nach Santa Fe zu bringen, was durch eine verrätherische List ohne Widerstand gelang. Der spanische Offizier versicherte ihm, der Statthalter habe auf die Nachricht, daß er seinen Weg verfehlt, Thiere und ein Geleit gesendet, um seine Leute und sein Gepäck nach einer schiffbaren Stelle des Red-River zu bringen, und die Excellenz wünsche sehnlich, ihn in Santa Fe zu sehen, das sie auf ihrem Wege berühren könnten. Aber kaum hatte der Statthalter den Kapitän in seiner Gewalt, so schickte er ihn mit seinen Begleitern zu dem Oberbefehlshaber in Chihuahua, wo er seiner meisten Papiere beraubt und dann mit Bedeckung über San Antonio de Bexar nach den Vereinigten Staaten gebracht wurde.

Im Jahre 1812 wurde von ungefähr einem Dutzend Unternehmern ein Handelszug ausgerüstet, der, Pike's Weisungen durch die furchtbaren westlichen Wüsten folgend, glücklich Santa Fe erreichte. Aber diese neuen Abenteurer sollten Prüfungen und Täuschungen erfahren, wie sie nicht vermuthet hatten. In dem Wahne, die Unabhängigkeitserklärung des Don Miguel Hidalgo **), im Jahre 1810 habe all jene ungerechten Beschränkungen beseitigt, die seither jeden fremden Verkehr, wenn er nicht mit besonderer Erlaubniß der spanischen Regierung stattfand, ungesetzlich und strafbar gemacht hatten, waren sie nicht im mindesten auf die Beschwerden und Hindernisse vorbereitet, die von dem Despotismus und der Tyrannei dem Fremden beständig in den

*) Englische Meilen wie überall.

**) Don Miguel Hidalgo y Costilla, ein katholischer Geistlicher zu Dolores, war der Anstifter der mejicanischen Revolution gegen die Spanier am 14. September 1810, wurde aber schon am 21. März des Jahres 1811, als Haupt der insurgirenden Guerillas, von Elisondo, einem anderen Insurgentenhäuptling, gefangen genommen und zu Chihuahua hingerichtet. L.

Weg gelegt werden. Es war ihnen ohne Zweifel nicht bekannt, daß man den Insurgentenhäuptling Hidalgo bereits gefangen genommen und hingerichtet hatte, daß die Königlichen wieder zur Oberherrschaft gelangt waren und alle Fremden, besonders aber Amerikaner, mit ungewöhnlichem Argwohn betrachtet wurden. Das Ergebniß war, daß die unglücklichen Kaufleute gleich nach ihrer Ankunft als Spione ergriffen, ihre Waaren und Güter mit Beschlag belegt und sie selbst in die Calabozos von Chihuahua geworfen wurden, wo die meisten neun Jahre lang in grausamer Gefangenschaft zubrachten, bis endlich die republikanische Partei unter Iturbide aufs neue zur Gewalt kam, und hiermit die Kerker sich öffneten. Man sagt, daß es zweien der Abenteurer gelungen sei, auf einem Kahne den Canadian hinab nach den Vereinigten Staaten zu gelangen, und die Erzählungen dieser Männer verleiteten bald Andere, dasselbe Unternehmen zu wagen, und unter diesen besonders einen Kaufmann von Ohio, Namens Glenn, der den Umweg, den Arkansas aufwärts nach den Gebirgen hin, nahm und nach vielen Beschwerden und Entbehrungen gegen Ende des Jahres **1821** mit seiner kleinen Karawane glücklich Santa Fe erreichte.

In demselben Jahre ging Kapitän Becknell mit vier zuverlässigen Gefährten durch die äußerste westliche Prairie nach Santa Fe. Die kleine unerschrockene Schaar, die aus der Gegend von Franklin aufgebrochen war, hatte ursprünglich nur die Absicht gehabt, mit den Jatan- oder Comanche-Indianern Handelsgeschäfte zu treiben; da sie aber in der Nähe der Gebirge auf eine Gesellschaft mexicanischer Jäger stieß, ließ sie sich gern überreden, mit diesen nach der neuen Handelstadt zu ziehen, wo sie trotz ihren unbedeutenden Waarenvorräthen einen sehr glänzenden Gewinn machte; denn Neu-Mexico bezog seither all seine Bedürfnisse aus den inneren Provinzen über Vera-Cruz, aber mit so ungeheueren Kosten, daß von gewöhnlichem Kaliko und selbst gebleichter und ungebleichter Baumwollenwaare die Vara — oder spanische Elle von dreißig Zoll — nicht unter zwei

bis drei Dollars zu erkaufen war. Becknell kehrte im folgenden Winter allein nach den Vereinigten Staaten zurück, während seine Gefährten in Santa Fe blieben, und sein Bericht war so lockend, daß schon zu Anfang Mai ein Oberst Cooper, aus derselben Gegend, mit seinen Söhnen und ungefähr funfzehn anderen Personen und mehren Saumrossen, die einen Waarenvorrath von vier- bis fünf tausend Thaler Werth trugen, sich auf den Weg machte. Sie nahmen ihre Richtung unmittelbar nach Taos, das sie ohne einen bemerkenswerthen Vorfall erreichten.

Das nächste Unternehmen des Kapitäns Becknell war weniger glücklich. Er brach ungefähr einen Monat nach dem Obersten Cooper mit fast dreißig Gefährten und einem Waarenvorrathe von vielleicht fünftausend Thaler Werth aus Missouri auf, und da er ein ausgezeichneter Weidmann war und den Weg durch das Land am oberen Arkansas vermeiden wollte, beschloß er dießmal, nachdem er den Punkt erreicht hatte, der seitdem unter dem Namen „Caches" bekannt ist, seine Richtung unmittelbar nach Santa Fe zu nehmen ohne zu ahnen, welche furchtbaren Prüfungen in der pfadlosen Wüste ihn erwarteten. Mit keinem anderen Führer als dem gestirnten Himmel und vielleicht einem Taschencompaß wanderte die kleine Karawane in die sandigen Ebenen, die vor ihr nach dem Flusse Cimarron bis ins Unendliche sich ausdehnten.

Die Abenteurer zogen weiter und sahen sich bald einzig und allein auf den geringen Vorrath von Wasser angewiesen, den sie in ihren Feldflaschen bei sich führten. Nach zwei Tagereisen war diese Quelle gänzlich erschöpft, Menschen und Thiere wurden fast wahnsinnig vor Leiden, und am Ende mußte man zu der grausamen Nothwendigkeit greifen, die Hunde zu tödten und den Maulthieren die Ohren abzuschneiden, in der eitlen Hoffnung, mit dem heißen Blute den brennenden Durst zu stillen. Doch dieß diente nur dazu, die verdorrten Gaumen noch mehr zu entzünden und die Sinne der Leidenden in Aufruhr zu bringen; rasend vor Verzweiflung und einen entsetzlichen Tod

vor Augen, zerstreuten sie sich nach allen Richtungen, um das Element zu suchen, das sie in solchem Ueberfluß hinter sich gelassen hatten — aber vergebens.

Häufig irre geleitet durch den täuschenden Glanz der Luftspiegelung oder der falschen Teiche, wie jene trügerischen Oasen der Wüste genannt werden, und ohne zu ahnen, daß sie den Ufern des Cimarron bereits nahe waren, beschlossen sie, den Rückweg nach dem Arkansas anzutreten. Aber sie waren dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen und würden in den dürren Wüsten unfehlbar ihren Tod gefunden haben, hätte man nicht in dem Augenblick, wo die letzten Strahlen der Hoffnung verschwanden, einen Büffel erblickt, der mit einem vom Wasser aufgeschwollenen Magen so eben von dem Ufer des Flusses kam. Er wurde augenblicklich getödtet und aus seinem Leibe ein stärkender Trank gezapft. Einer von dieser Karawane hat mir später versichert, es sei nie etwas über seine Lippen gekommen, das ihm so köstlich gemundet habe als der erste Schluck dieses schmuzigen Getränks.

Diese Hilfe der Vorsehung setzte die kräftigsten Männer der Gesellschaft in den Stand, den Fluß zu erreichen, wo sie ihre Feldflaschen füllten und dann zu ihren Gefährten zurückeilten, deren bereits viele matt, und jeder Anstrengung unfähig, ausgestreckt auf dem Boden lagen. Nach und nach jedoch hatten sich Alle wieder so weit gekräftigt, daß sie die Reise fortsetzen konnten, und mehre Tage lang am Ufer des Flusses wandernd, erreichten sie endlich ohne weitere Beschwerden Taos, ungefähr sechzig bis siebzig Meilen nördlich von Santa Fe. Obgleich seitdem noch manche Reisende in derselben Wüste gedürstet haben, so sind doch, nachdem man mit der Topographie des Landes genauer bekannt geworden ist, dergleichen entsetzliche Unfälle immer seltener geworden.

Von dieser Zeit her — dem Jahre 1822 — schreibt sich der wirkliche Anfang des Santa Fe-Handels. Die nächste merkwürdige Aera in seiner Geschichte ist der erste Versuch, bei die-

sen Zügen Wagen einzuführen. Er wurde im Jahre 1824 von einer aus ungefähr achtzig Personen bestehenden Gesellschaft von Kaufleuten gemacht, worunter mehre einsichtvolle Männer aus Missouri waren, durch deren verständige und unerschrockene Thätigkeit das Unternehmen mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt wurde. Ein Theil der Gesellschaft hatte seine Güter auf Maulthiere gepackt, die Uebrigen aber führten theils Wagen, theils Karren, und der Werth des gesammten Waarenvorraths belief sich auf 25000 — 30000 Dollars. Sie erreichten Santa Fe leichter und glücklicher, als man von einem ersten Unternehmen mit Räderfuhrwerk erwarten konnte, und der Weg scheint in der That weniger Hindernisse dargeboten zu haben als irgend eine gewöhnliche Straße von gleicher Länge in den Vereinigten Staaten.

Doch erst mehre Jahre nach diesem Versuche betheiligten sich reich bemittelte Abenteurer bei dem Handel nach Santa Fe. Die früheren Handelsleute, die von den Indianern nur selten belästigt worden waren, zogen gewöhnlich in einzelnen Abtheilungen durch die Ebenen, und jeder von ihnen trug in der Regel nicht mehr als zwei- bis dreihundert Dollars Werth bei sich. Diese friedliche Zeit jedoch war nicht von langer Dauer, und es ist leider nicht unwahrscheinlich, daß die Kaufleute nicht immer von der Schuld frei zu sprechen waren, die wilden Feindseligkeiten erweckt zu haben, die in späteren Jahren erfolgten. Viele schienen zu vergessen, daß sie nicht selbst Wilde zu werden brauchten, weil sie mit Wilden zu thun hatten. Statt freundschaftliche Gefühle bei den Wenigen zu pflegen, die sich friedlich und ehrlich zeigten, tödteten sie mit kaltem Blute jeden Indianer, der in ihre Hände fiel, nur weil einer seines Stammes gegen sie selbst oder gegen ihre Freunde eine Gewaltthätigkeit sich erlaubt hatte.

Seit dem Anfang dieses Handels haben rückkehrende Kaufleute mit dem Ertrage ihres Unternehmens, theils baarem Gelde, theils Pelzwerk, Büffelhäuten und Thieren, ihren Heimweg durch die Ebenen genommen; waren sie aber gut bewaffnet und mit

entschlossenem Muthe ausgerüstet, so ist es ihnen nie sehr schwer gefallen, die plündernden Indianerhaufen zu überreden, sie ungestört ihres Weges ziehen zu lassen; denn die Indianer sind immer zur Versöhnung geneigt, wenn sie sehen, daß sie nicht rauben können, ohne das Leben ihrer Krieger aufs Spiel zu setzen.

Anders aber erging es Denjenigen, die, sorglos oder nachlässig genug, ohne hinlänglichen Waffenvorrath in die wilden Prairieen sich wagten. So erzählt man sich, daß im Jahre 1826 eine kleine nur aus zwölf Mann bestehende Handelsgesellschaft, die am Cimarron sich gelagert hatte und nur mit vier brauchbaren Flinten versehen war, von einem Haufen Indianer — wahrscheinlich Arrapahoes — einen Besuch erhielt. Anfänglich zeigten die Wilden sich freundschaftlich und wohlwollend, als sie aber von dem schlechten Vertheidigungszustande der Kaufleute sich überzeugt hatten, gingen sie fort und kamen bald in größerer Anzahl, alle zu Fuß und jeder mit einem Lazo versehen, zu dem Lagerplatze zurück. Der Häuptling erklärte nun den Amerikanern, seine Leute seien müde und müßten Pferde haben. Die erschrocknen Kaufleute hielten jeden Widerstand für Tollkühnheit und sagten, wenn ein Pferd für jeden ihnen genüge, möchten sie gehen und sie einfangen. Das thaten die Wilden; aber die Bereitwilligkeit, womit man ihrer ersten Forderung sich gefügt hatte, machte sie dreister. Sie hielten eine kurze Berathung uud forderten dann zwei Pferde für jeden. „Gut, fangt sie," war die befriedigende Antwort der unglücklichen Schaar, worauf die Wilden die Pferde bestiegen, die sie bereits gefangen hatten, die Lazos über ihren Köpfen schwangen und, mit furchtbarem Geschrei über die reiche Heerde herfallend, die ganze Caballada, fast fünfhundert Pferde, Maulthiere und Esel, als Beute davon führten.

Gegen Ende des Jahres 1828 waren die Kaufleute auf ihren Heimzügen noch unglücklicher; denn die Indianer hatten die Güter, womit die rückkehrenden Gesellschaften gewöhnlich versehen waren, jetzt richtiger schätzen gelernt. Zwei junge Männer, Na-

mens Mac Nees und Monroe, die sich an einem Flüßchen, das seitdem den Namen des Ersteren führt, sorglos schlafen gelegt hatten, wurden im Angesicht der Karawane, wie man glaubte, mit ihren eignen Flinten grausam erschossen. Die herbeieilenden Gefährten fanden Mac Nees bereits todt und den Anderen fast im Sterben. Man trug ihn vierzig Meilen weit nach dem Cimarron, wo er seinen Geist aufgab und nach der Sitte der Prairieen begraben wurde. *)

Eben als das Begräbniß beendigt werden sollte, erschienen auf der anderen Seite des Cimarron sechs bis sieben Indianer. Einige von der Gesellschaft schlugen vor, sie zu einer Unterredung einzuladen, während die Uebrigen, vor Rache glühend, lebhaft den Wunsch ausdrückten, augenblicklich auf sie zu feuern. Ohne Zweifel aber waren diese Indianer an der begangenen Gräuelthat nicht nur unschuldig, sondern wußten auch nichts von ihr, denn sonst würden sie kaum gewagt haben, der Karawane sich zu nähern. Ihr scharfes Auge bemerkte bald die kriegerische Stellung, die Einige der Gesellschaft annahmen, und sich umwendend, ergriffen sie die Flucht. Es fiel ein Schuß, der ein Pferd verwundete und den Indianer zu Boden warf, worauf er augenblicklich von mehren Kugeln durchbohrt wurde. Fast gleichzeitig folgte ein neues Feuer aus mehren Flinten, das die Uebrigen tödtete oder tödtlich verwundete — nur ein einziger der Wilden entkam, um seinem Stamme die Nachricht von der furchtbaren Begebenheit zu bringen.

Diese muthwilligen Grausamkeiten waren für die Aussichten des Handels von der übelsten Wirkung; denn die Kinder der Wüste wurden immer feindseliger gegen die „Weißgesichter“ und

---

*) Der Gebrauch ist kurz und einfach. Man gräbt ein Grab an einer passenden Stelle, und der Körper wird ohne Weitläufigkeiten in den Kleidern, die er eben trägt, während eine Decke die Stelle des Sarges vertritt, der Erde übergeben. Gewöhnlich füllt man dann die Grube mit Steinen und Pfählen aus, als Schutzmittel gegen die gefräßigen Wölfe der Prairieen.

führten noch viele der folgenden Jahre einen grausamen Krieg gegen sie. Dieselbe Gesellschaft hatte einige Tage später die Strafe ihrer Unklugheit zu leiden. Sie wurde von den wüthenden Gefährten der gemordeten Wilden bis zum Arkansas verfolgt und verlor fast tausend Pferde und Maulthiere. Doch hiermit waren die Indianer noch nicht zufrieden. Sie überfielen einen anderen, ungefähr aus zwanzig Mann bestehenden Zug, der in geringer Entfernung folgte, tödteten einen der Leute und beraubten sie all ihrer Thiere, so daß die unglückliche Gesellschaft nicht nur sich genöthigt sah, zu Fuße weiter zu ziehen, sondern auch ein jeder gegen tausend Dollars auf seinem Rücken bis an den Arkansas tragen mußte, wo das Geld vergraben wurde, bis man es sicher nach den Vereinigten Staaten schaffen konnte.

Diese wiederholten und verwegenen Gewaltthätigkeiten veranlaßten endlich die Kaufleute, die Bundesregierung um eine Bedeckung von Truppen der Vereinigten Staaten zu ersuchen. Die Bitte wurde gewährt, und alsbald erhielt der Major Riley Befehl, die Karawane, die im Frühling des Jahres 1829 aufbrach, mit drei Kompagnieen Fußsoldaten und einer Kompagnie Scharfschützen bis zur Chouteau-Insel im Arkansas zu begleiten. Hier hielt das Geleit, und die Karawane setzte allein ihre Reise durch die jenseitigen Sandhügel fort. Sie hatte kaum sechs bis sieben Meilen zurückgelegt, als ein furchtbares Ereigniß den Schutz des tapferen Majors und seiner trefflichen Soldaten aufs neue wünschenswerth machte. Eine Vorhut von drei Mann, die einige hundert Schritte voraus ritt, war eben abgestiegen, um ihren Durst zu stillen, als plötzlich ein Haufe von den Kiawas, dem wildesten der Stämme, welche die westlichen Prairieen beunruhigen, hinter den ungeheueren Sandhügeln hervorbrach, die nach allen Richtungen zerstreut liegen. Die drei Männer sprangen in ihre Sättel, aber nur zweien, die Pferde hatten, gelang es, die Wagen zu erreichen, der dritte, der unglücklicher Weise ein Maulthier ritt, wurde eingeholt, erschlagen und skalpirt, ehe man zu Hilfe kommen konnte. Durch diese Dreistigkeit der Indianer

etwas in Schreck gejagt, sendeten die Kaufleute einen Eilboten an Riley, der augenblicklich seine Zelte abbrechen ließ und so schnell bei der beängstigten Karawane war, daß Alle in Erstaunen geriethen. Dieser Schutz kam in der Nacht, die Indianer konnten daher nichts davon wissen und würden wahrscheinlich am Morgen den Angriff wiederholt haben, um eine unverhoffte, aber heilsame Lehre zu empfangen, hätte man nicht aus Versehen die Reveille geschlagen, worauf sie über Hals und Kopf sich zurückzogen. Die Bedeckung begleitete die Handelsgesellschaft, bis alle Anzeichen von Gefahren sich verloren hatten, und zog sich dann wieder nach dem Arkansas zurück, um die Heimkehr der Karawane im nächsten Herbst zu erwarten.

Die Stellung des Majors Riley am Arkansas war ernstlichen und beständigen Gefahren ausgesetzt. Kaum verging ein Tag ohne eine neue Belästigung von raubsüchtigen Indianern. Diese schienen in der That vest entschlossen zu sein, die Weißen aus den Prairieen zu verjagen, und in steter Besorgniß vor noch größeren Gräuelthaten der Wilden, haben die Kaufleute um des gegenseitigen Schutzes willen fortwährend zu Karawanen sich vereinigt. Die Bedeckung unter Riley und im Jahre 1834 eine andere, ungefähr aus sechzig Dragonern bestehend, unter Kapitän Wharton, waren der einzige Schutz, den die Regierung dem Santa Fe-Handel je hatte angedeihen lassen, bis im Jahre 1843 zwei große Bedeckungen unter Kapitän Cook zwei verschiedene Karawanen bis an den Arkansas begleiteten.

Zweiter Abschnitt.

Stapelplätze des Handels nach Santa Fe. — Eine Prairieenreise als treffliches Heilmittel für chronische Krankheiten. — Reisevorräthe. — Gespann. — Beladung der Wagen. — Romantisirende Reisende. — Der Aufbruch. — Prairieenregen. — Sumpf. — Plündernde Indianer. — Council Grove. — Wahlumtriebe in den Prairieen. — Einrichtung der Karawane. — Lustreisende und Landstreicher. — Wachdienst. — Tracht der Gesellschaft. — Reiseholz.

Man hat häufig St. Louis als den Stapelplatz des Santa Fe-Handels betrachtet; aber diese Stadt ist in der That niemals weder ein Sammelplatz noch ein Ausrüstungsort gewesen, ausgenommen für kleinere Gesellschaften von Kaufleuten, die aus der nächsten Nachbarschaft aufgebrochen waren. Dagegen kann man behaupten, daß die Stadt Franklin am Missouri, ungefähr hundertfunfzig Meilen weiter westwärts, die Wiege dieses Handels gewesen sei, und von ihr, so wie aus verschiedenen benachbarten Städten sind viele Jahre lang die meisten jener kühnen Handelsleute ausgezogen. Als aber gegen das Jahr 1831 die Schifffahrt auf dem Missouri bedeutend in Aufnahme gekommen war, und die Vortheile eines näher an der westlichen Gränze gelegenen Verladungsplatzes sich herausstellten, indem man dann fast hundert Meilen eines beschwerlichen Landtransports über rauhe, zum Theil schlammige Wege ersparte, hob sich bald, als der gelegenste Ort, die neue Stadt Independence, nur zwölf Meilen von der Gränze des Indianergebietes, zwei bis drei südlich vom Missouri, zu einem lebhaften Stapelplatz empor, wo die meisten Karawanen zum Aufbruch sich ausrüsten, und ist es seitdem geblieben, trotz allem Widerstand. In diese reizende und bereits zu einer an=

sehnlichen Größe emporgeblühte Stadt ziehen gewöhnlich mit dem ersten Tag des Mai's, weil in diesem Monat die Karawanen aufzubrechen pflegen, die Abenteurer der Prairieen ein, mögen sie nun Reichthum, Gesundheit oder Zerstreuung suchen. Hier kaufen sie ihre Bedürfnisse, Maulthiere, Ochsen und selbst ihre Wagen, packen auf und treffen ihre letzten Vorbereitungen für eine lange Reise durch die Einöden.

Da Independence ein höchst zugänglich gelegener Ort ist, denn der Missouri bleibt stets vom März bis zum November schiffbar, so ist es der Hafen und Ausschiffungsplatz für jeden Theil des großen westlichen und nördlichen Oceans der Prairien geworden, und auch die Händler und Jäger aus dem Felsengebirge und die Auswanderer nach Oregon berühren ihn auf ihrem Wege. Zur Zeit des Aufbruchs fehlt es ihm daher nicht an Lärm und lebendiger Thätigkeit.

Unter der Masse von Ankömmlingen sieht man außer Kaufleuten, Geschäfts- oder Vergnügungsreisenden gewöhnlich auch eine Anzahl bleichwangiger Invaliden; denn die Prairieen sind in der That ihrer Heilkräfte wegen berühmt geworden, und ohne Zweifel mit mehr Recht als selbst die gepriesensten Badeorte des Nordens. Chronische Krankheiten, besonders Leberleiden, Magenschwäche und ähnliche Zustände werden hier nicht selten von Grund aus geheilt, was man wahrscheinlich der eigenthümlichen Diät und der zum Prairieenleben gehörigen regelmäßigen Bewegung, sowie auch der reinen Luft zuschreiben muß, die in diesen erhöhten, freien Gegenden weht. Da ich selbst ein Kränkler war, kann ich wenigstens für meinen Fall die Wirksamkeit des Heilmittels bezeugen. Wie andere Siechlinge versah ich mich reichlich mit all den Dingen, die mir für meine Bequemlichkeit und Gesundheit unumgänglich nöthig schienen; aber ich hatte noch nicht lange in den Prairieen zugebracht, als ich fand, daß die meisten dieser außerordentlichen Vorbereitungen ganz unnöthig oder wenigstens ganz entbehrlich waren. Einige Kleinigkeiten, wie etwas Thee, Reis, Früchte, Zwieback, sind für die ersten vierzehn Tage

genügend, und dann ist der Kranke gewöhnlich im Stande, die Kost des Jägers und des Fuhrmanns zu theilen. Obgleich ich im Wagen aufbrach, so sattelte ich doch schon am Ende der ersten Woche mein Pferdchen, und als wir das Büffelgebiet erreichten, war ich nicht nur so eifrig und ausdauernd in der Jagd wie der kräftigste meiner Gefährten, sondern fand auch mein Stück Büffelfleisch wohlschmeckender als all die Leckerbissen, die je den ekelsten Appetit gereizt haben. Der Mundvorrath jedes Einzelnen wird gewöhnlich für die ganze Reise auf funfzig Pfund Mehl, noch einmal so viel Speck, zehn Pfund Kaffee, zwanzig Pfund Zucker und etwas Salz berechnet. Bohnen, Zwieback und Kleinigkeiten der Art sind annehmliche Zugaben, werden aber für entbehrliche Ueppigkeiten gehalten. Was das frische Fleisch anbelangt, so verläßt man sich auf den Büffel, und groß ist die Freude, wenn zum ersten Male dieses edle Thier sich zeigt.

Die Wagen, die jetzt am meisten in den Prairieen gebraucht werden, liefert Pittsburg, und sie sind gewöhnlich mit acht Maulthieren oder eben so vielen Ochsen bespannt. In späteren Jahren jedoch habe ich noch weit größere Fuhrwerke gesehen, die von zehn bis zwölf Maulthieren gezogen wurden und eine Ladung von fast fünftausend Pfund enthielten. In früherer Zeit war das Pferd gebräuchlicher, da Maulthiere noch nicht in so großer Anzahl sich finden ließen; seitdem aber die Mittel zur Herbeischaffung dieser Thiere sich vermehrt haben, ist das Pferd nach und nach verabschiedet worden und wird in den Prairieen nur noch zum Reiten oder zur Jagd benutzt.

Major Riley machte bei dem Geleit, das der Karawane von 1829 gewährt wurde, den ersten Versuch, seine Gepäckwagen mit Ochsen zu bespannen, und man sah staunend, daß sie fast dieselben Dienste leisteten wie die Maulthiere. Seit dieser Zeit sind bei diesen Karawanen im Durchschnitt die Hälfte der Wagen von Ochsen gezogen worden. Sie haben unbedingt viele Vorzüge, schon weil sie größere Lasten ziehen als eine gleiche Anzahl Maulthiere, besonders durch schlammige oder sandige Gegenden; aber

sie verlieren gewöhnlich an Kraft, sobald das Gras der Prairieen trockner und kürzer wird, und gelangen oft in einem so kläglichen Zustande an den Ort ihrer Bestimmung, daß man in Santa Fe nicht selten das Paar für zehn Dollars verkauft, obgleich sie unter günstigeren Verhältnissen zuweilen noch stark genug bleiben, um im Herbst desselben Jahres nach den Vereinigten Staaten zurückzugehen. Mag daher der Einkaufspreis für ein Gespann Maulthiere immer kostspieliger sein, so ist doch auch, abgesehen von dem Vorzuge eines schnelleren und bequemeren Reisens, der Verlust nach ihrer Benutzung ein verhältnißmäßig unbedeutender. Die geringere Ausdauer der Ochsen hat ihren Grund in der Zartheit ihrer Füße; denn von den vielen tausend Menschen, die in den Prairieen gereist sind, haben es nur wenige verstanden, sie passend zu beschlagen. Viele haben zu dem seltsamen Hilfsmittel gegriffen, ihre Thiere mit Moccasins von roher Büffelhaut zu beschuhen, die allerdings bei trockenem Wetter treffliche Dienste leisten, bei nassem aber sehr bald durchgelaufen sind. Selbst die Maulthiere legen größtentheils unbeschlagen die ganze Reise zurück, wenn sonst nicht die Hufe zu weich werden, was alle ihre Bewegungen auf dem rasigen Boden so beschwerlich macht, als gingen sie auf Eis.

Sind endlich alle Vorräthe herbeigeschafft, alle Vorbereitungen systematisch durchgeführt, so beginnt der Kaufmann die schwere Aufgabe, seine Wagen zu beladen, und wer das Geschäft versteht, wendet alle mögliche Vorsicht an, die Güter so zu packen, daß kein Rütteln auf dem Wege sie aus ihrer Ordnung bringen kann; ja die Geschicklichkeit geht hierin oft so weit, daß man nach einer mühsamen Reise von achthundert Meilen die Waaren weit weniger beschädigt gefunden hat, als wenn sie auf einer Kunststraße wären fortgeschafft worden, oder die gewöhnliche Behandlung der Güter auf den westlichen Dampfschiffen erduldet hätten.

Das nächste schwierige Geschäft der Kaufleute besteht darin, die Thiere abzurichten, die vorher noch nie eine leitende Hand gefühlt haben — eine Aufgabe, die häufig mit ungeheuerer Mühe

verbunden ist; übrigens aber schirrt und fährt man in den Prairieen seine Gespanne eben so, wie auf den Landstraßen der Vereinigten Staaten, mögen auch gewisse Reisende in ihren Beschreibungen das Gegentheil behaupten. Nach den ergetzlichen Berichten, die von Schriftstellern dieser Art zuweilen geliefert werden, möchte man fast glauben, sie haben nie einen Wagen oder ein Gespann Maulthiere gesehen oder seien eben zum ersten Male aus dem Weichbild einer großen Stadt gekommen. Aus ihrem Hange, Allem, was sie sahen oder hörten, eine romantische Färbung zu geben, möchte man ihnen die Ueberzeugung zutrauen, daß eine Darstellung ungeschminkter Thatsachen nie den Beifall der Welt gewinnen könne — daß ein Werk, um ein dauerndes Interesse zu haben, nothwendig mit Ungereimtheiten und übertriebener Darstellung überfüllt sein müsse.

Endlich zieht Alles wohlgeordnet in die weite Prairie hinaus — die Beschwerden der Vorbereitungen sind überstanden, die tausend Bänglichkeiten abgeschüttelt, die aus lästigen Berathungen und Verzögerungen entsprangen. Der Wagenlenker fühlt, mit seiner Peitsche knallend, eine frische Schwungkraft in seiner Seele, die er unmöglich unterdrücken kann — selbst die Maulthiere spitzen ihre Ohren mit einem komisch verständigen Wesen, als ahneten sie die Veränderung des Schauspiels, die da kommen soll. Ueberall herrscht Eintracht und freundliche heitere Stimmung. Fröhliche Gesänge, Bonmots und witzige Antworten machen schnell die Runde, und ehe man Zeit gehabt sich umzuschauen, ist das liebliche Independence bereits aus dem Auge verschwunden.

Es war am 15. Mai des Jahres 1831 und an einem der schönsten und freundlichsten Tage des Kalenders, als unsere kleine Gesellschaft Independence verließ. Unser nächstes Ziel war der allgemeine Sammelplatz — „Council Grove;" denn es ist Gebrauch, bis dahin in einzelnen Abtheilungen zu reisen und dort erst zur gegenseitigen Beschützung und Vertheidigung für den übrigen Theil des langen Weges zu einem wohlgeordneten Ganzen sich zu vereinen. Hier sollte die Karawane gebildet werden

und die eigentliche Reise erst beginnen; wir sahen daher Alle mit großer Ungeduld diesem Orte entgegen. Die Reise dahin wurde von keinem bemerkenswerthen Ereignisse unterbrochen. Nachdem die Wagen uns vorausgegangen waren, erreichten wir in einem leichten Fuhrwerk am ersten Tage den fünf und dreißig Meilen entfernten Round Grove (Rund-Hain), wo wir zu der aus dreißig Wagen bestehenden Nachhut der Karawane stießen.

Am folgenden Tage bekamen wir einen Vorschmack von jenem anhaltenden nebelartigen Regen, der um diese Jahreszeit die Gränzprairieen so unangenehm macht. Er begann gegen Abend und spritzte ohne Unterbrechung acht und vierzig Stunden lang auf uns hernieder, und da er von einem ziemlich heftigen Nordwestwind begleitet und unser Lager in einer offnen Prairie aufgeschlagen war, wo in einem Umkreis von einer Meile kein Stückchen nutzbares Holz sich finden ließ, so wird man zugeben, daß ein Vorspiel dieser Art für Siechlinge nicht eben viel Reizendes haben konnte. Ich für meinen Theil wickelte mich sorgfältig in eine Decke, als ich bemerkte, daß das Dach des Fuhrwerks, worin ich einen Platz hatte, kein vollkommen wasserdichtes war, legte mich auf ein Lager von Kisten und Ballen unter dem Schutze eines Frachtwagens und entging so einer sehr ernstlichen Durchnässung.

Die ausgespannten Thiere flüchteten sich in das vom Lager ziemlich weit entlegene Gehölz und da Niemand Lust hatte, während des Regens sie aufzusuchen, wurden natürlich nicht wenige vermißt, als man endlich ausging, um sie einzutreiben. Das ist jedoch kein ungewöhnliches Ereigniß. Bei den ersten hundert Meilen haben die Reisenden durch das Herumirren oder Davonlaufen des Viehes in der Regel mehr zu dulden als später, weil sie, vor den wilden Indianern sicher, die selten innerhalb zweihundert Meilen von der Gränze sich blicken lassen, fast gar keine Aufsicht führen, obgleich dieß grade die Zeit ist, wo die Thiere am meisten der Bewachung bedürfen; denn erst nach einer Reise von einigen Wochen fühlen sie sich an die Karawane ge-

fesselt, betrachten sie dann aber auch eben so als ihre Heimat, wie den Viehhof einer Meierei.

Nachdem wir diese Stelle verlassen hatten, begannen in völligem Ernste die Beschwerden und Wechselfälle unserer Reise; denn indem wir den schmalen Rücken (die Narrows) zwischen den Flüssen Kansas und Osage erreichten, gelangten wir in eine höchst beschwerliche Moorgegend. Hier ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Wagen bis an die Naben in Schlamm sinkt, während rings umher die Oberfläche des Bodens völlig glatt und trocken scheint. Wir mußten oft, um gegenseitig unsere Wagen herauszuziehen, nicht nur alle Hände an die Räder legen, sondern auch doppelte und dreifache Gespanne anwenden, wobei nicht selten die Eigenthümer selbst, bis über die Hüften in Schlamm und Wasser versunken, peitschend und lenkend nebenher wateten.

Drei oder vier Tage später, indem wir über die Hauptarme des Osage gingen, erfuhren wir eine flüchtige Beunruhigung. Wir fanden nämlich an einer ziemlich hohen Stange eine Schrift bevestigt, durch welche angeblich der Agent der Kansas-Indianer die Nachricht gab, daß ein Haufe Pawni-Indianer in der Nähe versteckt liege. Nachdem jedoch der erste Schreck vorüber war, kam die Mehrzahl von uns zu der Folgerung, daß es entweder ein Schwank von einer der vorangegangenen Gesellschaften, oder eine List der Kansas-Indianer selbst sei, die so gut wie die Osagen in diesen Prairieen herumstreichen und die Karawanen bestehlen, sobald sie nur irgend hoffen können, daß ihre Plündereien auf die Rechnung Anderer kommen. Sie wagen jedoch selten mehr als den Raub eines herumschweifenden Thieres, und dieß oft nur in der Aussicht, bei der Rückerstattung von dem Eigenthümer eine Belohnung zu erhalten. Was die Pawni-Indianer betrifft, so wissen die erfahrensten Reisenden, daß sie seit dem Anfang des Handels nach Santa Fe in diesen Breiten sich nicht haben blicken lassen. Nichts aber vermochte mehr die Besorgnisse der Furchtsamen zu verscheuchen als eine Verstärkung unserer

Macht durch siebzehn Wagen, die wir an demselben Abende noch einholten.

Früh am 26. Mai erreichten wir endlich den lange ersehnten Sammelplatz Council = Grove, wo wir uns mit dem Haupttheil der Karawane vereinigten. Damit dieser hochtrabende Name den Leser nicht ein wohlgebautes und gedeihliches Dorf vermuthen lasse, muß hier erwähnt werden, daß wir am Tage unseres Abschieds von Independence den letzten menschlichen Wohnplatz für unsere ganze Reise im Rücken ließen und daß daher von Missouris Gränzen bis an jene von Neu = Mejico selbst nicht einmal eine Indianerkolonie unsre Blicke begrüßte.

Council = Grove liegt ungefähr hundert und funfzig Meilen von Independence und ist nichts als ein Waldstreifen, der, ein reiches Baumgemisch, wie Eichen, Wallnüsse, Eschen, Ulmen und dergleichen, enthaltend, eine halbe Meile lang an einem kleinen Wasser sich hindehnt, das unter dem Namen des Council=Grove=Flüßchens bekannt und ein Hauptzweig des Neosho ist. Dieses Flüßchen wird von dem fruchtbarsten Gelände und den schönsten Hochland=Prairieen begränzt, die in strotzender Naturkraft nur die bebauende Hand erwarten; und dieß ist in der That das allgemein hervortretende Gepräge der ganzen Gegend von hier bis Independence. Alle, die hier gereist sind, sehen mit Ungeduld dem Tage entgegen, wo der indianische Rechtsanspruch auf das Land erlischt und „weiße" Ansiedlungen die Düsterniß verscheuchen werden, die gegenwärtig über dieser unbewohnten Gegend schwebt. Ein großer Theil davon gehört jetzt den Schawni = und anderen Gränz = Indianern, ein anderer aber ist nie einem Stamme zugetheilt gewesen.

Man hat mehre Versuche gemacht, den Council = Grove in einen gewissen romantischen Ruf zu bringen, wozu folgende fabelhafte Schnake aus einem Briefe, der durch alle Zeitungen ging, einen ergetzlichen Beleg geben mag: „Hier versammeln sich alljährlich an einem bestimmten Tage die Pawni =, Arapaho =, Comanche =, Loup = und Eutaw = Indianer, die sonst immer mit

einander im Krieg liegen, und rauchen friedlich ihre Pfeife." Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß keine Seele von all den genannten Stämmen den Council-Grove jemals gesehen hat. Wie viel Theilnahme die historischen oder erdichteten Berichte von diesem Orte ihm auch verschaffen mögen — Eines ist gewiß und kann ich als wahr bezeugen, daß hier der Neuling von lauernden Wilden sich umgeben glaubt, und diese Einbildung ist immer eine Quelle großer Belustigung für den Veteranen, der kein Bedenken trägt, mit einem einzelnen Wagen und einem Gefährten, oder auch wohl allein, vom Arkansas bis nach Independence zu reisen.

Die Thatsachen, die an den Ort sich knüpfen, sind einfach folgende. Im Jahre 1825 schickten die Vereinigten Staaten drei Bevollmächtigte aus, um von den Gränzen von Missouri bis Santa Fe einen Weg abzustecken, und diese kamen hier mit einigen Haufen der Osage-Indianer zusammen und schlossen ein Bündniß mit ihnen, nach welchem die Indianer für eine Vergütung von achthundert Dollars in Waaren, sich verpflichteten, alle Bürger der Vereinigten Staaten und Mejicos ungestört ihres Weges ziehen zu lassen und den nach Santa Fe Handelnden selbst Beistand zu leisten. Bei dieser Gelegenheit erhielt der Ort von den Bevollmächtigten den Namen „Council-Grove" d. i. Rathhain.

Doch obgleich der von jenen Bevollmächtigten untersuchte Weg zum Theil bis Arkansas durch aufgeworfene Dämme bezeichnet wurde, so scheint er doch den Reisenden wenig gedient zu haben, denn diese folgten fortwährend der Spur früherer Wagenzüge und bildeten auf diese Weise die heutige bestimmte Straße in die Gegend des kurzen „Büffel-Grases".

Der Name Council-Grove ist am Ende vielleicht der passendste, welchen man dem Orte geben konnte; denn wir hielten hier einen großen Rath, worin man die beziehlichen Ansprüche der verschiedenen „Amtsbewerber" in Erwägung zog, Anführer wählte und ein Regierungssystem beschloß — wie es bei diesen gemischten Karawanen stehender Gebrauch ist. Man möchte glauben, daß

Wahlumtriebe und Parteigeist unmöglich so weit in die Wildniß gedrungen sein könnte; dennoch aber war es so. Selbst in unserer kleinen Gemeinde hatten wir Stellensucher und ihre politischen Anhänger, ganz so eifrig und emsig, wie irgend welche aus der neuen politischen Schule inmitten der verfeinten Welt. Nach einem langen Wortkriege hiilten es jedoch alle Bewerber für räthlich, ihre Bestrebungen aufzugeben, und ein Mann, Namens Stanley, der nach dem Amte weder gestrebt noch verlangt hatte, wurde einstimmig zum „Hauptmann der Karawane" gewählt. Die Macht dieses Beamten war auf keine einzige constitutionelle Verfügung gestützt und deßhalb schwankend und unbestimmt; seine Befehle werden als bloße Gesuche betrachtet und deßhalb befolgt oder vernachlässigt, wie es eben in der Laune der Untergebenen liegt. Es muß erwähnt werden, daß der Hauptmann außer vielen anderen Obliegenheiten, welche die Gesellschaft sich gefallen zu lassen für gut findet, hauptsächlich die Verpflichtung hat, während des Tages die Ordnung der Reise zu überwachen und den Lagerplatz für die Nacht zu bestimmen. Wie wenig aber seine Befehle im Nothfall beachtet werden, mag der Leser, wie ich es gethan habe, aus dem Fortgang der Reise ersehen.

Es folgt dann die Hauptaufgabe der Organisation. Für's Erste werden die Kaufleute durch einen Ausruf aufgefordert, eine Liste ihrer Leute und Wagen zu fertigen. Die letzteren theilt man gewöhnlich in vier gleiche Abtheilungen, besonders wenn die Karawane bedeutend ist — und die unsrige bestand, außer mehren Kaleschen und kleineren Fuhrwerken und zwei kleinen Geschützen, einem Vierpfünder und einem Sechspfünder, die beide besondere Karren hatten — aus fast hundert Frachtwagen, wovon die eine Hälfte mit Ochsen, die andere mit Maulthieren bespannt war, während der Waarenwerth der ganzen Karawane gegen 200,000 Dollars betrug. Jede dieser Abtheilungen erhält ihren „Leutnant", dessen Pflicht es ist, jede Schlucht und jedes Wasser zu untersuchen, die beßten Uebergänge aufzufinden und die Lagerplätze abzustecken.

Beim Ablesen der Liste ergab sich, daß wir eine wehrhafte Macht von ziemlich zweihundert Mann bildeten, Kranke und andere Untaugliche abgerechnet, welchen natürlich keine Pflichten obliegen. Von unerfahrenen Reisenden wird nichts so sehr gefürchtet als der Wachdienst; aber kein Stand, kein Geschäft kann von dem „Gewohnheitsrecht der Prairieen" entbinden. Der Vergnügungreisende wie der sorgenlose Landstreicher stehen in vollkommen gleichem Range — sie müssen alle regelmäßig ihre Wache thun. Es ist gewöhnlich jeder Karawane eine Art eleganter Müssiggänger zugesellt, die beständig ihren Witz bereit haben, um sich auf Kosten Anderer die langweiligen Stunden zu vertreiben. Sie führen auf diesen „Lustreisen" ein Leben ohne Ausgaben; denn die gastfreien Kaufleute weigern sich selten, selbst einen herumstreichenden Gefährten ohne Bezahlung in Kost zu nehmen, erwarten aber auch dagegen von diesem faullenzenden Zugesellten wenigstens gute Dienste in der Wachpflicht. Es ist Niemanden gestattet, einen Ersatzmann zu stellen, denn wer außer seinem eignen noch den Dienst eines Anderen versehen wollte, würde kaum wachsam genug sein gegen die Gefahren der Prairieen. Selbst der Siechling muß unzweideutige Beweise seiner Unfähigkeit beibringen, oder er kann von Glück sagen, wenn seine Entschuldigung angenommen wird. Ich für meinen Theil war zwar auf der Krankenliste verzeichnet, kann mich aber nicht erinnern, während der ganzen Reise auch nur einmal meinen Dienst versäumt zu haben, obgleich die Wache der Prairie veststehen und dem wüthendsten Sturme trotzen muß, denn gerade dann ist die schärfste Obacht nöthig.

Die Zahl der Wachen beläuft sich gewöhnlich auf acht, wovon jede ein Viertel der Nachtzeit — eine Nacht um die andere — auf dem Posten steht. Ist die Gesellschaft nur klein, so wird diese Zahl in der Regel vermindert, bei größeren Karawanen aber pflegt der Hauptmann acht „Wachsergeanten" zu ernennen, deren jeder eine gleiche Anzahl Leute unter seinen Befehl nimmt.

Das bunte Ansehen unserer Gesellschaft, die aus Leuten von allen Ständen und Graden zusammengesetzt und selbst mit einigen vom zarteren Geschlechte untermischt war, hätte dem Pinsel eines Malers einen vortrefflichen Stoff bieten können. Daß Frauen unter so schlechten Vorbedeutungen eine Reise durch die Prairieen wagen konnten, mag allerdings etwas sonderbar scheinen, ist aber eben kein ungewöhnliches Ereigniß, und schon viele andere haben zu verschiedenen Zeiten dasselbe gewagt. Unsere Gefährtinnen gehörten einer spanischen Familie an, die, durch einen Rechtsspruch des mejicanischen Kongresses im Jahre 1829 verbannt, jetzt nach Aufhebung jenes Urtheils in ihre Heimat zurückkehrte.

Man kann sich von dem seltsamen Gemisch der Karawane nur einen unvollkommenen Begriff machen, wenn man nicht wenigstens ein flüchtiges Bild von den Trachten der verschiednen Mitglieder vor sich hat. Der städtische Kaufmann in seinem Barchentrock mit hinlänglichen Taschen für verschiedene Nebenbedürfnisse, spielt den Stutzer in den Prairieen. Dann kommt der Hinterwäldler in seinem wollenen oder ledernen Jagdhemd — der Landwirth in seinem blauen Zeuchrocke — der Fuhrmann in seiner Flanellärmelweste und noch mancher Andere im verschiedenartigsten Anzuge.

Ein eben so anziehendes Gemisch bilden die Feuerwaffen. Der Gränzjäger hängt treu und vest an seiner „Rifle", als könnte ihn nichts verleiten, jenes Ding zu tragen, das er verächtlich eine „Streubüchse" nennt, und der Weidmann aus dem Inneren streicht wieder mit gleicher Ueberzeugung seine doppelläufige Vogelflinte heraus. Die letztere ist für eine solche Reise unbedingt die zweckmäßigste Feuerwaffe. Eine Ladung Rehposten bei nächtlichen Angriffen, die am gewöhnlichsten vorkommen, wird sicherlich wirksamer sein, als eine einzelne Flintenkugel, die aufs Gerathewohl hinausgefeuert wird. Eine große Anzahl hatte sich außerdem noch mit allen Arten von Pistolen und Messern reichlich ausgerüstet, so daß die Gesellschaft einer Räuberbande ziemlich ähnlich sah.

Während unseres Aufenthalts in Council-Grove schafften die Arbeiter, wie immer, ehe man diese Gegend eines kräftigen Wachsthums verläßt, Holz zu Achsen und anderen Ausbesserungen der Wagen herbei; denn von nun an ist auf dem ganzen Wege kein Baum zu finden, der zu gleichen Zwecken zu benutzen wäre, selbst nicht auf den Bergen von Santa Fe. Der Vorrath wird gewöhnlich unter die Wagen gebunden und auf diese Weise ein Klotz nicht selten bis nach Santa Fe, zuweilen wohl auch wieder zurückgebracht.

Dritter Abschnitt.

Angeschirrt! — Unterwegs. — Diamond-Spring. — Grillen der Ochsen. — Büffelheerde und Prairieenneulinge. — Eine John Gilpins-Jagd. — Küchenvorbereitungen. — Ein Büffelschmaus. — Eßlust der Reisenden. — Neue Beunruhigung und ihre Ursachen. — Ein wölfischer Streich. — Arkansas-River. — Seltsame wundärztliche Verrichtung. — Der Pawni-Felsen. — Heilsame Wirkung der Beängstigungen. — Neue Reiseordnung. — Das Lagern. — Uebergang über den Arkansas. — Die Klapperschlangenschlacht. — Kampf zwischen einem Mustang und einem Maulthiere. — Die „Caches", ihr Ursprung und ihr Name.

Die Einrichtung der Karawane und andere Vorbereitungen hatten uns so viel Zeit geraubt, daß wir erst am 27. Mai Council-Grove verließen, und obgleich die Karawanen der Prairieen gewöhnlich nach einem zeitigen Frühstück aufbrechen, so wurden wir doch dießmal bis zum Nachmittag hingehalten. Der bekannte Ruf „Angeschirrt! Angeschirrt!" erscholl jetzt vom Lagerplatze des Hauptmanns und wurde von jeder Abtheilung und jeder zerstreuten Gruppe im Thale entlang wiederholt. Es folgt ihm ein Schauspiel der Verwirrung, das man sehen muß, um es begreifen zu können. Wald und Thal widerhallen von dem fröhlichen Geschrei der lustigen Fuhrleute, die der Unthätigkeit müde und voll Freude über den angekündigten Aufbruch, zu einer sehr lärmenden Lebhaftigkeit übergehen. Kaum kann der Jockei bei dem Wettrennen seine Peitsche eifriger handhaben, wenn das zauberhafte Wörtchen „Daran!" ertönt, als jene Fuhrleute bei dem erweckenden „Angeschirrt!" sich beeilen, ihre Maulthiere einzuspannen. Jeder sucht schneller fertig zu werden als sein Gefährte

und es gilt für einen stolzen Ruhm, zuerst rufen zu können — „Alles bereit!“

Der lärmende Aufruhr, das Hallohrufen derjenigen, die ihre Thiere einzufangen suchen, das Geschrei, das die störrigen Bestien unter den Händen ihrer erzürnten Bändiger ausstoßen, das Geklingel der Schellen, das Rasseln der Joche und Geschirre, das Klirren der Ketten, Alles gibt das Bild einer wilden Verwirrung, die ohne den Beistand der Augen völlig unbegreiflich sein würde, während diese allein kaum hinreichen möchten, die labyrinthischen Bewegungen und den Wirrwarr dieses übereiligen Aufbruchs zu enträthseln.

„Alles bereit!“ ruft endlich einer der Wagenlenker — „Alles bereit!“ erschallt es plötzlich von allen Seiten her. „Zum Aufbruch!“ ruft im nächsten Augenblick die Stimme des Hauptmanns, und nun gibt das Heh! und Hih! der Treiber, das Knackern der Peitschen, das Getrampel der Füße, das Knarren der Räder und das Rasseln der Wagen eine neue Verwirrung, die ich nicht weiter zu beschreiben suchen will. „Vorwärts!“ erschallt es aus dem Hauptquartier, und die Wagen ziehen hinaus in die lange geneigte Ebene, die nach den Höhen jenseit Council-Grove sich ausdehnt.

Nach einer Reise von fünfzehn Meilen erreichten wir „Diamond Spring“ — eine Krystallquelle, die sich in einen kleinen Bach ergießt — und fast fünf und zwanzig Meilen weiter hinaus gingen wir über die Cottonwood-Gabel des Neosho, ein Flüßchen, das noch kleiner ist als jenes von Council-Grove, und schlugen in seinem jenseitigen Thale unser Lager auf.

Wenn die Karawanen gegen Abend einen Fluß erreichen, bleiben sie selten auf dem dießseitigen Ufer — erstlich weil ein Regen über Nacht ihn anschwellen oder doch wenigstens die Ufer schlüpferig machen und so den Uebergang erschweren könnte, und dann, was noch ein wichtigerer Grund ist, weil die Gespanne in „kalten Jacken“ — wie es die Fuhrleute nennen — das heißt frisch geschirrt, selten so gut ziehen, wie im Laufe einer Tagereise.

An dem Abende, wo wir bei Cottonwood gelagert waren, jagte uns ein Ereigniß, das mehr stürmisch als in seinen Folgen ernstlich war, einen flüchtigen Schreck ein. Man hatte am Rande einer Flußwindung eine Art Wagenburg gebildet und die Ochsen größtentheils in ihren Jochen hineingesperrt, denn obgleich ihnen, sind sie erst vollkommen gebändigt, gewöhnlich jede Nacht die Joche abgenommen werden, so läßt man sie doch in der ersten Zeit häufig gekoppelt, um sich die Mühe zu ersparen, die störrigen Thiere wieder einzujochen. Bald nach Eintritt der Dunkelheit stürmten sie gleichzeitig mit furchtbarem Getöse und Gerassel ihrer Joche gegen den durch die Wagen verschanzten Ausgang und würden ohne Zweifel, hätte dieses Hinderniß nicht im Wege gestanden, in die Prairie entflohen sein, wo man sie, wenn sie nicht unrettbar verloren waren, nur mit Mühe und Zeitverlust hätte wieder einfangen können. Die Ursache dieses Schreckens war nicht zu entdecken; aber Ochsen haben sonderbare Grillen, wenn sie von unbekannten Gegenständen umgeben sind. Zuweilen erschrickt einer über das Klappern seiner eignen Jocheisen oder über den Husten seines Nachbars und setzt durch eine plötzliche Bewegung die ganze Heerde in Aufruhr. Dieß war höchst wahrscheinlich auch dießmal der Fall, obgleich die Aengstlichen von unserer Gesellschaft augenblicklich die Vermuthung aussprachen, die Ochsen hätten einen lauernden Pawni-Indianer gewittert.

Unser Weg führte fast vierzig Meilen lang durch nackte Prairie — ich kann wohl sagen fünf hundert Meilen lang, wenn ich die schmalen Waldstreifen an den Ufern der Flüsse ausnehme. Die Antilope der Hochprairieen, die jetzt von Zeit zu Zeit sich blicken ließ, findet man zuweilen schon so weit östlich als Council-Grove, und da man bei Cottonwood manchmal auf einige alte Büffel gestoßen war, fingen wir an, nach diesem erwünschten Wild uns umzusehen. Gewöhnlich lassen sich zuerst ein Paar einzelne Stiere blicken, die eine Vorhut oder Feldwache der Hauptheerden zu bilden scheinen. Uebrigens findet man den Büffel zu Anfang des Frühlings viel weiter östlich als zu einer anderen Jahres-

zeit, weil das lange Gras früher emporschießt als die kurze Weide der Ebenen.

Unsere Hoffnungen sollten dießmal bald in Erfüllung gehen; denn in der Frühe des zweiten Tages nach unserem Aufbruch von Cottonwood, einige Meilen jenseits des Turkey-Creek (Truthahn-Flüßchens), entdeckten unsre Blicke in der Ferne eine Heerde von fast hundert Büffeln, die ruhig weideten. Die Hälfte von unserer Gesellschaft hatte vielleicht nie einen Büffel gesehen, wenigstens nicht in seinem wilden Zustande, und die begeisterte Aufregung, die der erste Anblick der „Prairieen-Rinder" unter einer Versammlung von Neulingen erregt, übersteigt jede Beschreibung. Alle Reiter sprengten augenblicklich in's Weite und einige der Wagenlenker überließen, die Flinten ergreifend, ihre Gespanne der eigenen Leitung und folgten der Jagd zu Fuße. Hier lief einer mit seiner Rifle, ein zweiter mit seiner Doppelflinte, ein dritter mit seinen Halfterpistolen, ein Mejicaner vielleicht mit seiner Lanze, ein anderer mit Bogen und Pfeilen, und ein großer Haufe folgte unbewaffnet, nur um die Freuden der Jagd zu theilen — Alles über Hals und Kopf, eine wahre John-Gilpin's-Jagd. Die schnellsten der Jäger waren bald in der Mitte der Heerde, die wie ein Zug Vögel, wenn ein Habicht herabstößt, nach allen Richtungen sich zerstreute.

Wir trugen eine Beute von einigen „Rindern" davon, und sobald wir unser Lager aufgeschlagen hatten, begannen bei lustigen Feuern die Vorbereitungen zur Mahlzeit. Die Neulinge waren begierig, die Leckerkost der Prairieen zu schmecken, und wir Alle waren nun fast schon einen Monat auf die gesalzenen Vorräthe beschränkt gewesen, so daß wir einen sehr lebhaften Appetit nach frischem Fleische empfanden. Bald stieg ein lieblicher Bratengeruch in die Lüfte empor, und Alle waren eifrig mit ihren Kochereien beschäftigt und erquickten sich in wohlthuender Vorempfindung an dem köstlichen Dampfe.

Zur Erbauung des Lesers mag hier kurz erwähnt werden, daß das Küchen- und Tischgeschirr der Reisenden gewöhnlich aus einem Kochtopf, einer Bratpfanne, einem Feldkessel von Eisenblech und einer Kaffeekanne besteht, während überdieß noch jeder Einzelne mit einer Tasse von Zinn und einem Fleischermesser ausgestattet ist. Sobald die Vorbereitungen der Küche beendigt sind, werden Pfanne und Kessel auf den rasigen Teppich gesetzt, Alle nehmen rings herum ihre niedrigen Plätze ein und beginnen ihre lustigen Scherze, während sie aus ihren fettigen Händen die wohlschmeckenden Gerichte verzehren.

Es ist unglaublich, von welcher unersättlichen Eßluß die Reisenden in den Prairieen heimgesucht werden, noch unglaublicher aber, welche Flut von Kaffee sie zu sich nehmen. Er fehlt bei keiner Mahlzeit, und selbst unter der glühenden Mittagsonne wird der Wagenlenker selten unterlassen, seine ungeheuere Zinntasse zum zweiten Male zu füllen.

In der Frühe des nächsten Tages erreichten wir den kleinen Arkansas, der trotz seinem gewichtigen Namen nichts weiter ist als ein Flüßchen von sechs bis sieben Ellen Breite, dessen steiles Ufer und schlammiges Bett uns aber dennoch gewaltig zu schaffen machten. Es herrscht für all dergleichen Fälle in den Prairieen der Gebrauch, daß mehre Männer mit Aexten, Spaten und Hacken vorauseilen, um zeitweilige Brücken zu werfen, ehe die Wagen ankommen. Eine Brücke über einen Sumpf ist in wenigen Minuten hergestellt, indem man Reisholz — besonders Weide, oft aber muß auch langes Gras ausreichen — kreuzweise über einander legt und mit Erde bedeckt, worüber oft hundert Wagen glücklich hinwegfahren.

Wir waren jetzt zu der Stelle gelangt, die der Gränze des Gebietes zunächst liegt, in welchem, wie ich glaube, die Reisenden nach Santa Fe am häufigsten überfallen worden sind. Hier hatte eine der früher aufbrechenden Gesellschaften all ihre Thiere verloren und mußte zurücksenden, um neue herbeizuschaffen.

Am nächsten Tage erreichten wir Cow-Creek, wo all die

Beschwerden, die uns der kleine Arkansas bereitet hatte, aufs Neue überwunden werden mußten; aber nachdem man gegraben, eine Brücke geschlagen, die Schultern an die Räder gestemmt und dieß Alles mit dem gewöhnlichen Geschrei, Schwören und Peitschenknallen begleitet hatte, waren wir glücklich hinüber gelangt und lagerten uns im jenseitigen Thale. Wir wurden jetzt häufiger in Aufruhr gebracht. Einige Tage vorher waren ein paar Leute von einem Schwarme Büffel bis zu den Wagen gejagt worden, und an diesem Tage hatten wir kaum das Lager aufgeschlagen, als zwei Jäger mit der Kunde hereinstürzten, daß über hundert Feinde in der Nähe wären — wahrscheinlich ebenfalls wieder vierbeinige, wie nachher die allgemeine Stimme sagte. Der Lärm, den diese furchtbare Neuigkeit verursachte, hatte kaum sich gelegt, als ein Anderer auf schnaubendem Rosse mit dem verzweifelten Angstrufe hereinsprengte: „Indianer! Indianer! So eben haben mich einige bis dicht ans Lager verfolgt!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" erscholl es aus Aller Munde, und in demselben Augenblick schickte ein Wolf, welchen der Geruch bratender Büffelgebeine herbeigelockt hatte, ein scheußliches Geheul vom jenseitigen Ufer herüber. „Hört, hört, da ist Jemand in Gefahr," riefen Einige. — „Zur Rettung! Zur Rettung!" schrie die Menge und Alle stürzten mit Waffen in den Händen über Hals und Kopf aus dem Lager, so daß Niemand zu dessen Beschützung zurückblieb, und ein Feind, der von der entgegengesetzten Seite gekommen wäre, leicht alle Wagen hätte in Besitz nehmen können. Ehe jedoch noch Alle zurückgekehrt waren, erschienen ein paar Jäger, die den Lärmmacher herzlich auslachten, denn sie waren es, die ihn ins Lager gejagt hatten.

Eine halbe Tagereise nach dem Aufbruch von diesem Lagerplatze brachte uns in das Thal des Arkansas — ungefähr zwei hundert und siebzig Meilen von Independence. Von den nahen Höhen gewährt die Landschaft einen wunderbaren und malerischen Anblick. Zwischen einem Gelände wellenförmiger gelber Sandhügel, die bis in eine unabsehbare Ferne sich ausdehnen, fließt

der majestätische, wenigstens eine Viertelmeile breite Strom, mit grünen, von Baumwollenholzung dicht bewachsenen Inseln besetzt. Die unmittelbaren Ufer sind seicht und nackt, nur hier und da verbirgt sich hinter einem Sumpfe oder einem Sandhügel eine Gruppe verbutteter Bäume, als suchte sie hier Schutz vor dem Feuer der Prairieen, das größtentheils jedes dauernde Wachsthum unterdrückt, und an vielen Stellen, wo es keine Inseln gibt, ist der Fluß von allen Bäumen so entblößt, daß gedankenlose Wanderer fast bis an seinen Rand sich nähern können, ohne sein Dasein zu vermuthen.

Bis hierher haben viele Prairieen ein freundliches, fruchtbares Ansehn, obgleich der Neosho — oder Council-Grove — den westlichen Rand des wahrhaft reichen und schönen Gränzlandes zu bilden scheint; sie gleichen an Ueppigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens den Prairieen von Missouri, während in dem ganzen jenseitigen Lande nur ein spärliches Wachsthum herrscht, nur an wenigen Stellen eine freundliche Blume emporsproßt und nur hier und da einige geringe Bäume gedeihen.

Wir folgten zwanzig Meilen weit dem Laufe dieses Stromes und erreichten Walnut-Creek. Hier wurde, wie ich gehört habe, im Sommer des Jahres 1826 eine wundärztliche Operation vorgenommen, die, wenn auch nicht nach den Regeln der Kunst vollzogen, doch dem Sachverständigen zu neuem Nachdenken Stoff bieten kann. Einige Tage, ehe die Karawane diesen Ort erreicht hatte, suchte ein Mann seine Flinte an der Mündung des Laufes vom Wagen zu ziehen und schoß sich die ganze Ladung in den Arm. Der Knochen war furchtbar zerschmettert, und man rieth dem Unglücklichen, sich sogleich der Ablösung zu unterwerfen, weil bei der übermäßigen Hitze — es war im Monat August — der Brand bald hinzukommen mußte; aber er weigerte sich, bis der Tod ihm ins Auge starrte. Doch jetzt war der ganze Arm bereits vom Brande ergriffen, und schon zeigten sich Flecke über der Stelle, wo er abgenommen werden sollte. Man hielt daher den Kranken für unrettbar verloren und seine Ge-

fährten dachten an nichts weiter, als ihn ins Grab zu legen. Ohne einen letzten Versuch jedoch wollte er dem drohenden Schicksal sich nicht hingeben und überredete zwei bis drei seiner Gefährten, ihm den Arm abzulösen. Sie entschlossen sich dazu, nur um den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen, denn als solchen betrachteten sie ihn. Ihre Instrumente bestanden aus einer Handsäge, einem Fleischermesser und einem Stück Eisen. Da man die Säge für zu grob hielt, machte man sich ans Werk und hatte bald auf dem Rücken eine Reihe feinerer Zähne eingefeilt. Das Messer wurde tüchtig gewetzt, das Eisen ins Feuer gelegt und in kürzerer Zeit, als man zur Beschreibung bedarf, war das Fleisch zerschnitten, der Knochen zersägt und der ganze Stummel mit dem zischenden Eisen so nachdrücklich gebrannt, daß sich alle Adern vollkommen geschlossen hatten. Man legte hierauf einen Verband um und setzte die Reise fort, als wäre nichts vorgefallen. Der Arm war bald geheilt und der Kranke in wenig Wochen wieder frisch und gesund — und lebt vielleicht noch, um Zeugniß abzulegen von dem Vorzug des heißen Eisens vor einer Unterbindung der Adern.

Am folgenden Tage führte unser Weg durch eine einförmige Ebene, die gewöhnlich reich an Büffeln und zur Jagd trefflich geeignet ist. In einer Entfernung von funfzehn Meilen wendet sich die Aufmerksamkeit der Reisenden auf den „Pawni-Felsen", der seinen Namen einer Schlacht verdanken soll, die, wie erzählt wird, einst zwischen den Pawni-Indianern und einem anderen Stamme in seiner unmittelbaren Nähe geliefert wurde. Er liegt an der hervorragenden Spitze eines Hügelrückens, und seine Oberfläche ist mit groben, aber lesbaren Schriftzügen, unzähligen Zeitangaben und den Namen der verschiedenen Reisenden bedeckt, die diesen Weg gewandert sind.

Wir lagerten bei Ash-Creek, wo wir aufs Neue beunruhigt wurden, das heißt, wir fanden in dem Thale noch warme Feuerstätten und in deren Nähe ein paar alte Moccasins — sichere Zeichen, daß kurz vorher Wilde hier gehaust hatten. Diese ste-

ten Besorgnisse, wenn auch häufig nur das Ergebniß grundloser und unmännlicher Angst, sind jedoch nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Gesellschaft. Sie dienen dazu, den Reisenden in beständiger Wachsamkeit zu erhalten und jene Beobachtungsgabe zu schärfen, die sonst stumpf und träge werden würde. Bis hierher hatte unsere Karawane nur zwei Reihen gebildet, aber nachdem wir über die „Pawni-Gabel" gegangen waren, war aus jeder der vier Abtheilungen ein besonderer Zug entstanden, und bei dieser Ordnung blieben wir bis an die Gränze der Gebirge. Bei dem Fahren in langen Reihen, wie es seither bei uns stattgefunden hatte, traten häufig Stockungen ein, denn jedes Ereigniß, das einen Wagen aufhält, hemmt auch alle übrigen, die ihm folgen; bei vier neben einander gehenden Zügen aber wird diese Beschwerde zum Theil gehoben, und außerdem können die Wagen auch im Fall eines Angriffs schneller in Vertheidigungszustand gebracht werden.

Beim Lagern bilden die Fuhrwerke ein Viereck, das, wenn es nöthig ist, zur Einhägung für die Thiere und zur Schutzwehr gegen die Indianer dient. Um diese Hürde nicht zu belästigen, werden alle Feuer außerhalb der Wagenburg angezündet, und hier ist es auch, wo sich die Reisenden ihre Betten bereiten, die größtentheils aus Büffelhäuten und wollenen Decken bestehen. Viele begnügen sich auch mit einem einzelnen Mackinaw; aber zwei dergleichen geben ein vollkommenes Lager, und wer außerdem noch mit einer Büffelhaut versehen ist, wird für üppig versorgt gehalten. Am gewöhnlichsten schläft man im Freien, theils um bei einem Angriff schneller fertig zu sein, theils auch der Annehmlichkeit wegen; denn der reine Himmel der Prairieen ist die lieblichste, gesündeste Decke. Von der schädlichen, unter anderen Himmelstrichen so gefährlichen Eigenschaft des Thaues und der Nachtluft ist in den Hochebenen wenig zu finden; im Gegentheil scheint die reine Abendluft sehr günstig auf die Gesundheit einzuwirken. Zelte sind so selten bei diesen Handelszügen, daß ich in einer Karawane von zweihundert Menschen nur ein Dutzend

gezählt habe. Bei Regenwetter flüchtet sich der Reisende unter seinen Wagen, der einen besseren Schutz bietet als ein Zelt; denn wenn dieses nicht von dem Sturme niedergerissen wird, wovon gewöhnlich der Regen in den Prairieen begleitet ist, so wird doch der Boden bald genug vom Wasser überflutet; ist es aber trocken, dann zieht es selbst der Kranke vor, sich im Freien zu betten.

Früher wurden den Pferden während der Nacht die Beine gebunden, um ihre Flucht zu verhindern, seitdem aber ist der zweckmäßigere Gebrauch eingeführt, sie rings um die Wagen, in gehörigen Zwischenräumen, mit fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langen Spannseilen anzupflöcken; und in spätern Jahren hat man dieses Verfahren auch bei den Ochsen mit Vortheil angewendet. Man wollte anfänglich behaupten, daß die angebundenen Thiere sich kein hinlängliches Futter suchen könnten, die Erfahrung aber hat all diese Bedenklichkeiten beseitigt, und da man jederzeit die üppigsten Stellen der Prairieen zu den Lagerplätzen aussucht, so ist ein Thier selten im Stande, alles Gras innerhalb seines Bereiches in einer Nacht abzuweiden.

Wir hatten seit einigen Tagen nur wenig Büffel zu sehen bekommen, — wahrscheinlich waren sie von den Indianern verscheucht worden, deren Spur wir bei Ash Creek fanden — sie wurden jedoch bald wieder häufiger. Doch so willkommen ihre Erscheinung in den Prairieen stets auch sein mag, so sind sie trotzdem nicht selten die Ursache gewaltigen Unheils; denn wenn sie in größeren Heerden an einer Karawane vorüber eilen, erregen sie gewöhnlich eine allgemeine Flucht der ausgespannten Thiere, und oft sind Pferde, Maulthiere und Ochsen mit der wilden Rotte davon gelaufen. So verlor im Jahre 1824 eine Gesellschaft zwanzig bis dreißig ihrer Thiere. Auch Jäger sind auf diese Weise häufig um ihre Pferde gekommen. Sie sprangen eilig aus dem Sattel, um einen Büffel sicherer aufs Korn zu nehmen, das Pferd wurde scheu und folgte mit vollständigem Geschirr, mit Pistolen und Allem dem flüchtigen Wilde, wahr=

scheinlich um für immer verloren zu sein; denn es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, in den endlosen Prairieen und unter den zahllosen Büffelheerden, die sie beleben, ein entflohenes Thier zu suchen.

Wir waren in der letzten Zeit häufig von Regenschauern heimgesucht worden, und das Anschwellen des Arkansas schien uns einen beschwerlichen und gefahrvollen Uebergang zu verkünden, denn es war bereits am elften Junius, und die alljährlich in diesem Monat eintretende „Ueberschwemmung" konnte jeden Augenblick erwartet werden. Es sind Fälle vorgekommen, daß sich Karawanen sogenannte Büffelboote bauen mußten, die aus nichts weiter als einem Stangengerippe oder einem leeren Wagen ohne Räder mit einem Ueberzug von den Häuten jener Thiere zusammen gesetzt sind. Die „Junius-Ueberschwemmungen" sind jedoch selten von langer Dauer, und zu jeder anderen Zeit hat der Arkansas größtentheils nur ein seichtes Flußbett; dennoch aber muß es des Triebsandes wegen, womit es an einigen Stellen angefüllt ist, immer erst untersucht und die beßte Furt durch Pfähle bezeichnet werden, ehe eine Karawane den Uebergang wagen kann. Die Wagen werden dann gewöhnlich von doppelten Gespannen gezogen, die man fortwährend antreiben muß, wenn man der Gefahr entgehen will, mit Thieren und Fuhrwerk zu versinken. Ich habe ein ganzes Gespann auf einmal untergehen sehen, so daß man ausspannen und jedes Maulthier einzeln herausziehen mußte. Was uns betrifft, so erreichten wir ohne bedeutende Beschwerde das jenseitige Ufer.

Klapperschlangen giebt es sprüchwörtlich in Ueberfluß in all diesen Prairieen, und da selten Stock oder Stein zu finden ist, womit man sie tödten könnte, so giebt es bei der Vorhut ein beständiges Geklaff von Flinten und Pistolen, um jene unangenehmen Wegelagerer zu verscheuchen und Pferde und Zugthiere vor ihrem gefährlichen Bisse zu bewahren. Während wir bei einer drückenden Hitze durch die sandigen Hügel, welche das südliche Ufer des Arkansas begränzen, mühsam uns hinwanden, stießen

wir auf eine völlige Höhle dieses Geziefers, wovon — ich will nicht sagen Tausende, obgleich dieß der Wahrheit näher käme — aber wenigstens Hunderte nach allen Richtungen krochen. Wir hatten sie kaum erblickt, als wir auch schon mit Flinten und Pistolen über sie hergefallen waren, vest entschlossen, keine entwischen zu lassen.

Mitten in dieser Schlangenschlacht hüpfte ein Mustangfüllen, das irgendwie von seiner Mutter getrennt worden war, in das Relais unserer Zugthiere, um die Verwirrung noch größer zu machen, und eines der Maulthiere, das offenbar über die Unverschämtheit dieses Eindringlings entrüstet war, sprang ihm entgegen und griff ihn an, wahrscheinlich um ihm eine tüchtige Züchtigung zu geben, während ein anderes, das mehr Gutherzigkeit als sein jähzorniger Genoß besaß, sehr wacker die Vertheidigung des unglücklichen kleinen Mustangs übernahm. Da der Kampf mitten unter den Wagen stattfand, geriethen die Fuhrleute bald in Aufruhr, so daß das Ganze, im Verein mit dem Schlangentumult, ein vortreffliches Schauspiel allgemeiner Verwirrung gab. Wie lange dieser Mauleselstreit gedauert haben würde, läßt sich nicht entschieden beantworten; denn einige von unserer Gesellschaft, welche von dem Kampfe üble Folgen erwarten mochten, schlugen sich etwas unmenschlich auf die Seite des angreifenden Maulthieres, und bald hatte eine Riflekugel das arme Füllen von seinen irdischen Drangsalen und die Gesellschaft von weiterer häuslicher Beunruhigung befreit. Wir setzten nach hergestelltem Frieden unseren Weg fort und lagerten an diesem Abend den berühmten „Caches" gegenüber, einem Orte, wo die frühesten Unternehmer ihre Handelsgüter verbergen mußten.

Die Geschichte des Ursprungs dieser „Caches" ist vielleicht interessant genug, um hier eine kurze Erwähnung zu verdienen. Ein gewisser Beard, der zu der unglücklichen Gesellschaft von 1812 gehörte, deren im ersten Abschnitt erwähnt wurde, kehrte im Jahre 1822 in die Vereinigten Staaten zurück, und nachdem er einige kleine Kapitalisten von St. Louis veranlaßt hatte, bei

einem neuen Unternehmen sich zu betheiligen, trat er mit einigen Gefährten und einer Auswahl von Kaufmannsgütern noch im Herbste desselben Jahres eine neue Reise nach Santa Fe an. Sie erreichten in später Jahreszeit den Arkansas, und ein heftiger Schneesturm nöthigte sie, auf einer großen Insel Schutz zu suchen. Es folgte ein äußerst strenger Winter, der sie drei lange Monate auf dem einsamen Eiland gefangen hielt. Während dieser Zeit war der größere Theil ihrer Thiere umgekommen, und als endlich der Frühling zurückkehrte, sahen sie sich außer Stande, ihre Reise mit den Handelsgütern fortzusetzen. Sie machten daher in ihrer Noth auf der Nordseite des Flusses eine „Cache", in welcher sie den größten Theil ihrer Waaren verbargen, wanderten hierauf nach Taos, verschafften sich neue Maulthiere und kehrten zurück, um das vergrabene Eigenthum zu holen.

Es ziehen wenig Reisende hier vorüber, ohne diese moosigen Gruben zu besuchen, wovon mehre bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder ausgefüllt sind. Die Gegend in ihrer Nähe, oder vielleicht einige Meilen ostwärts, liegt unter dem hundertsten Längengrade westlich von Greenwich, der vom Arkansas bis zum Red-River die Gränze zwischen den Vereinigten Staaten und dem mexicanischen oder vielmehr texanischen Gebiete bezeichnet.

Das Wort „Cache", das so viel wie Versteckwinkel bedeutet, wurde zuerst von den französischen „Trappers" und Kaufleuten aus Canada benutzt, und man bildet einen solchen Versteck, indem man eine Höhle in den Boden gräbt und diese mit trocknen Zweigen, Gras oder irgend etwas Anderem belegt, was den Inhalt vor der Feuchtigkeit der Erde schützen kann. Sind dann die Güter, die man verbergen will, sorgfältig hineingepackt, so wird die Oeffnung tüchtig verschlossen, um das Eindringen des Regens zu verhüten, und aller Scharfsinn aufgeboten, um dem schlauen Wilden durch keine Spur den Verwahrungsort zu verrathen. Man schafft zu diesem Zwecke die ausgeworfene Erde weit hinweg oder wirft sie in den Fluß, der zufällig in der

Nähe ist. Gewöhnlich wählt man zu der Cache einen Ort, dessen erhabene Lage gegen Ueberschwemmungen Schutz bietet, und ist er mit Gras bewachsen, so wird ein Stück davon, groß genug um die Oeffnung decken zu können, herausgegraben, dann, wenn im Innern alles besorgt ist, wieder darüber gedeckt, und indem die Wurzeln Boden fassen, ist in kurzer Zeit jede Spur der Eingrabung verschwunden. Da aber nicht überall Rasen zu finden ist, so zündet man zuweilen über der Stelle das Lagerfeuer an oder pfercht die Thüre darüber ein und vertilgt auch auf diese Weise alle verrathenden Merkmale der Cache.

Vierter Abschnitt.

Die Einöde. — Vorbereitungen für die Wasserklemme. — Ein umgefallener Wagen. — Ein Haufen Sioux-Indianer. — Die erste gegründete Unruhe. — Verwirrung im Lager. — Freundschaftsbezeigung der Indianer. — Die Friedenspfeife. — Ein extemporirtes Dorf. — Der verlorene Fluß. — Furchtbare Aussicht. — Rückkehr zum Cimarron. — Indianisches Ständchen. — Indianische Diplomatie. — Hagel und Sturm. — Stellung eines Karawanen-Hauptmanns. — Seine Mühen, seine Macht und seine Ohnmacht. — Feindliches Zusammentreffen. — Erfolg des Kampfes. — Battle-Ground. — Oberst Vizcarra und die Gros-Ventres.

Unser Weg hatte uns bereits über hundert Meilen den Arkansas hinaufgeführt; frühere Karawanen aber waren oft funfzig bis hundert Meilen weiter aufwärts gegangen, ehe sie hinüber setzten, und deßhalb hat sich nie eine regelmäßige Furt gebildet. Eben so wenig führt ein Pfad oder eine Spur durch die verrufene Ebene zwischen dem Arkansas und Cimarron — eine Strecke von mehr als funfzig Meilen, die jetzt vor uns lag — den ehemaligen Schauplatz so vieler Leiden aus Mangel an Wasser. Wir wollten am nächsten Morgen durch die gefürchtete Wüste ziehen, und die ganze Gesellschaft traf daher sehr eifrig alle nöthigen Vorbereitungen für die „Wasserklemme", wie jene durstige Fahrt von den Prairiecnreisenden sehr passend genannt wird. Die Gegend verdient in der That den Namen eines Prairieen-Ozeans, denn vierzig Meilen weit ist keine Landmark zu entdecken — kaum eine sichtbare Erhöhung, die dem Wanderer zum Richtpunkt dienen könnte. Alles ist eben wie das Meer und der Kompaß war unser sicherster und fast einziger Führer.

Am Abend vor der Einschiffung einer Karawane in diese Wüste hört man gewöhnlich des Hauptmanns Stimme durch den Lärm des Lagers erschallen: „Füllt die Wassertonnen!“ — eine Ermahnung, die nicht oft genug wiederholt werden kann; denn den Neulingen ist gewöhnlich die Nothwendigkeit nicht bekannt genug, für alle Zufälle, die während einer oft mehr als zweitägigen Reise durch diese dürre Gegend sich einstellen können, hinlänglich bevorrathet zu sein. Auch die Köche sind nicht minder eifrig mit ihren verschiedenen Verrichtungen beschäftigt; einige backen Brot, andere bereiten Speisen, und alle strengen ihren Scharfsinn an, für mindestens zwei Tage den nöthigen Nahrungsvorrath herzurichten. Am nächsten Morgen — es war am **14.** Junius — erscholl aufs neue jener Befehl „Angeschirrt!“ durch's Lager und die Karawane war wieder in Bewegung.

Für die ersten fünf Meilen hatten wir einen beschwerlichen Zug durch die sandigen Hügel; bald aber lag die breite endlose Ebene vor unseren Blicken. Der Himmel schien uns günstig zu sein, denn schon am nächsten Tage brachte uns ein tüchtiger Regen Wasser in Ueberfluß, und da wir überdieß bedeutend südwärts abgeschweift waren, geriethen wir in eine etwas unebenere Gegend. Beim Uebergang über ein vom Regen angeschwollenes Wässerchen, das uns hier im Wege lag, hatte einer unserer Wagen das Unglück, umzuwerfen — ein nicht eben seltenes Ereigniß, denn unlenksame Ochsen, wenn sie durstig sind, laufen oft trotz dem Führer geradenwegs in's Wasser und ziehen den Wagen hinter sich her, gleichgiltig ob sich das Unterste zu oberst kehre. Wir mußten nun Halt machen, und alle Hände vereinigten sich, um dem Eigenthümer der verunglückten Ladung beizustehen, so daß in wenigen Minuten ziemlich ein ganzer Acker Land mit Calikos und anderen Stoffen völlig bedeckt war.

Wir befanden uns noch in voller Arbeit, als man in der Ferne einige Gegenstände sich regen sah, die man anfänglich für Büffel hielt, im nächsten Augenblicke aber für Reiter erkannte. In allen Gesichtern malte sich die ängstlichste Spannung. Konnte

es möglich sein, daß die Gesellschaft eines Kapitäns Sublette, die uns fast um einen ganzen Monat voraus war, sich in diesen furchtbaren Einöden verloren hatte, oder war es Kapitän Bent, der nach einiger Zeit uns folgen wollte? Diese bange Ungewißheit dauerte jedoch nur einige Minuten, und bald erdröhnte die Luft von dem Rufe: „Indianer! Indianer!“ Aber noch immer schienen sie für Stämme der westlichen Prairieen zu langsam heran zu kommen. Sie kamen etwas näher und wir sahen bald, daß sie eine Flagge trugen — und zwar die Flagge der Vereinigten Staaten. Dieser willkommene Anblick verscheuchte auf einmal alle Unruhe, da es wohl bekannt ist, daß die meisten Wilden, sobald sie freundliche Gesinnungen haben, mit einer erhobenen Flagge — wenn sie eine besitzen — den Weißen sich nähern. Es waren gegen achtzig Sioux-Indianer, welche die Prairieen durchstreiften, um bei den südwestlichen Stämmen zu handeln, zu stehlen oder zu plündern. Unsere Unterredung wurde blos durch Zeichen geführt, aber wir verstanden Alles, indem sie durch ihre symbolische Sprache uns mittheilten, daß vor uns am Cimarron-River eine ungeheuere Anzahl von Blackfeet- und Comanches-Indianern sich herumtreibe — eine höchst freundliche Aussicht für uns!

Wir zogen langsam und gemächlich weiter, denn die Wasserangst war glücklicherweise durch häufigen Regen gehoben worden, aber wer beschreibt unsere Bestürzung und Furcht, als am Morgen des 19. Junius, indem wir in das Thal des Cimarron hinabgingen, ein Schwarm berittener indianischer Krieger plötzlich hinter den Schluchten hervorbrach — eine drohende Schlachtordnung mörderischer Wilden. Es war kein Scherz in der Sache — es war ein wirklicher Schreck — eine handgreifliche Wirklichkeit. Aber wir entdeckten bald, daß diese Krieger nur die Vorhut eines „unzähligen Heeres“ waren, das in diesem Augenblicke über die gegenüberliegende Höhe strömte und gerade auf uns zu kam. Wir hatten bald an der Seite des Hügels eine unregelmäßige Wagenburg gebildet, aber ganz nach der gewöhnlichen Sorglosigkeit der

Karawanenkaufleute war ein großer Theil der Männer auf den Nothfall nicht vorbereitet. Ueber zwanzig Flinten waren ungeladen und noch einmal so viele von den letzten Regenschauern naß geworden und wollten nicht losgehen. Hier schrie Einer nach Kugeln, ein Anderer nach Pulver, ein Dritter nach Feuersteinen. Ausrufe wie: „Ich habe meinen Ladestock zerbrochen!" — „Ich habe eine Kugel ohne Pulver hinuntergestoßen!" — „Meine Flinte ist verstopft — geben Sie mir die ihrige!" — hörte man aller Orten, und hier und da rief vielleicht ein furchtsamer Neuling: „O nehmen Sie meine Flinte, Sie sind ein besserer Schütze als ich." Die Kühnen stürzten sich dem Feind entgegen, während die Aengstlichen und Vorsichtigen mit vorgehaltner Rifle hinter den Wagen ihren Stand nahmen, und die Indianer machten einen verwegnen Versuch uns anzugreifen, der ihnen bald theuer zu stehen gekommen wäre; denn mehre unserer feurigen Hinterwäldler hatten mehrmal ihre rostigen, aber nie fehlenden Rifles auf die Eindringlinge gerichtet, von welchen sicherlich einige gefallen wären, hätten sich nicht ein paar von den klügeren Kaufleuten ins Mittel geschlagen. Die Indianer bewiesen sich nicht minder feindselig, indem sie mit gespanntem Bogen über einige von unseren Leuten herfielen, die nach Wasser ausgegangen waren, und es hätte ein Unglück entstehen können, wäre nicht der Ungestüm der Krieger durch die Weisen des Volks im Zaume gehalten worden.

Die Indianer umschwärmten uns jedoch in so großer Anzahl, daß man es für rathsam hielt, sie zu verscheuchen, damit wir unsern Weg fortsetzen oder wenigstens eine vortheilhaftere Stellung einnehmen könnten. Unsere Streitmacht trat daher in Reih und Glied, und wir rückten in Schlachtordnung und mit Trommeln und Pfeifen gegen den Kern des feindlichen Heeres. Die Indianer schienen über diese seltsame Parade und Musik mehr erfreut als erschrocken zu sein — wahrscheinlich war es für sie ein völlig neues Schauspiel — und sie hielten vielleicht das ganze Manöver mehr für einen höflichen Gruß als für eine feindliche Bewegung, denn es war kein Dolmetsch vorhanden, durch wel-

chen wir uns hätten erklären können. Aber welcher Art die Eindrücke auch waren, die sie empfingen, Eines ist gewiß — daß der bedeutendste Häuptling, der ein langes rothes Gewand von grobem Zeuche trug, volles Vertrauen auf die Tugenden seines Calumet zu haben schien; denn er brannte es an und näherte sich dreist unserem kriegerischen Haufen — ruhig seine „Friedenspfeife“ rauchend. Unser Hauptmann that nun einen Zug bei dem Wilden und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er möchte seine Leute zurückgehen lassen. Die meisten folgten dem Geheiß, um dem langen Zuge von Weibern und Kindern und Gepäck sich anzuschließen, der in diesem Augenblicke über die jenseitigen Hügel kam. Sie gingen langsam zu den Ufern des Flusses hinab und schlugen hier ihre Wigwams und Wohnungen auf, so daß deren bald über fünfhundert das weite Thal vor uns bedeckten und der kurz vorher noch mageren Gegend das Ansehen eines ungeheueren Indianerdorfes gaben. Die Gesammtzahl dieser Wilden konnte sich auf nicht weniger als zwei- bis dreitausend belaufen, obgleich Einige von unserer Gesellschaft behaupten wollten, es müßten deren wenigstens viertausend Seelen sein. In solchem Falle mußten sie wenigstens tausend Krieger zählen, während wir nur wenig über zweihundert stark waren; aber dennoch fanden wir uns durch die Ueberlegenheit unserer Waffen und den Schutz unserer Wagen im Vortheil, selbst wenn man auch auf beiden Seiten gleiche Tapferkeit vorausgesetzt hätte. Das Erscheinen der Weiber und Kinder überzeugte uns jedoch bald, daß die Indianer wenigstens für den Augenblick keine feindlichen Absichten hatten, und so gingen wir ebenfalls in das Thal hinab und schlugen einige hundert Schritte weiter unten unser Lager auf. Die Hauptleute der Weißen und Indianer hielten hierauf eine Versammlung, und aufs neue das Calumet rauchend, beschlossen sie, Freunde zu sein.

Obgleich wir uns jetzt unmittelbar an den Ufern des Cimarron befanden, so schienen doch selbst die erfahrensten Kaufleute unserer Gesellschaft, sei es vor Schreck oder aus Unkenntniß, nicht

die geringste Ahnung hiervon zu haben. Wir waren weit von dem gewöhnlichen Annäherungspunkte in das Thal hinabgegangen, und da in dem sandigen Flußbett kein Tropfen Wasser zu finden war, so hielt man es für „Sand-Creek", und nachdem wir daher unsere große Friedensconferenz geschlossen und unsere Mahlzeit verzehrt hatten, zogen wir wieder südwärts, um den Cimarron aufzusuchen. Bei unserem Aufbruch umschwärmten uns Krieger, Weiber und Kinder, um staunend unsere Wagen anzugaffen; denn viele von ihnen hatten vielleicht noch nie solche Fuhrwerke gesehen. Einige Häuptlinge und andere Indianer folgten uns bis zu unserem nächsten Lagerplatze in der Nacht aber wurden sie weggeschickt.

Wir verdoppelten nun unsere Wachen, weil ein nächtlicher Angriff befürchtet wurde; denn obgleich es uns allen bekannt war, daß die Indianer niemals Gewaltthätigkeiten sich erlauben, sobald ihre Familien in der Nähe sind, so ließ sich doch vermuthen, daß sie dieselben während der Nacht fortschicken oder verbergen konnten. Bald nach Eintritt der Dunkelheit schien diese Besorgniß sich bestätigen zu wollen, indem dreißig bis vierzig Indianer unserem Lager sich näherten. Wir machten schnell alle Vorbereitungen, sie anzugreifen, als es sich ergab, daß es ein Haufen Weiber war, die nur wenige Männer bei sich hatten und schnell in die Flucht gejagt wurden, ohne daß man erst den Zweck ihres Besuches zu erforschen suchte. Am nächsten Morgen erschienen noch einige andere, die ganz auf dieselbe Weise behandelt wurden; aber wir vermißten ein Pferd, das, wie wir vermutheten, die Indianer gestohlen hatten.

Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung fort, mit der Hoffnung, den verlorenen Fluß zu finden; nach einigen Meilen jedoch gelangten wir an eine Reihe Sandhügel, die uns den Weg abschnitten und uns zwangen, für den übrigen Theil des Tages ihren Saum nach Westen hin zu verfolgen. Da wir in dieser Nacht nur wenig und am nächsten Tage gar kein Wasser fanden, so stellte sich gegen Mittag eine traurige Besorgniß bei

uns ein; denn es giebt für den Prairieenreisenden nichts Entsetzlicheres als Wassernoth. Bald stimmten wir Alle überein, daß wir verloren wären — verloren in jener unwirthbaren Wüste, die der Schauplatz so vieler Leiden gewesen war, und unser Weg durch Sandberge versperrt! Die Erfahrneren gingen über unsere Noth zu Rathe, und es ward sogleich beschlossen, die Richtung nach Nordwest zu nehmen, um das trockene Flußbett aufzusuchen, das wir hinter uns gelassen hatten und das, wie man jetzt zu vermuthen begann, der Cimarron gewesen war.

Kaum hatten wir diese Richtung genommen, als ein paar Indianer erschienen und uns das Pferd brachten, das wir in der vorigen Nacht verloren hatten — ein deutlicher Beweis ehrlicher Freundschaft, wie man sie kaum erwarten konnte. Es war offenbar ein Versuch, unsere Gunst zu gewinnen und vielleicht irgend einen Verkehr oder einen Handel zu bewerkstelligen. Aber die Gewaltthätigkeiten, welche andere Karawanen vielleicht von denselben Indianern erduldet hatten, waren noch in frischem Andenken, so daß niemand ihren Freundschaftsbetheuerungen Vertrauen schenken wollte. Wir fragten sie jedoch durch Zeichen nach dem nächsten Wasser, und nach der Richtung deutend, die wir eben eingeschlagen hatten, übernahmen sie freiwillig den Dienst als Führer und geleiteten uns auf dem kürzesten Wege in das Thal des lange ersehnten Cimarron, das ganz verschieden von dem Orte, wo wir vorher übergegangen waren, mit seinem erquicklichen Grün und dem wellenden Flusse uns ein Elysium dünkte gegen das, was wir seit einiger Zeit gesehen hatten, und erfreut, wieder einen „Hafen" gefunden zu haben, nahmen wir hier unser Lager.

Aber unsere Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein; denn um Mitternacht weckte uns Lärmruf und wir hörten den Ton indianischer Trommeln, dann und wann von einem abscheulichen Geheul begleitet, in welchem unsere aufgeregte Phantasie sogleich den entsetzlichen Schlachtgesang erkennen wollte. Wir blieben zwei Stunden unter den Waffen, als jedoch die Gefahr nicht

näher kam, gingen wir wieder zur Ruhe. Kurze Zeit vor Tagesanbruch aber wurden wir aufs Neue durch den Ruf erschreckt: „Die Indianer kommen! Sie sind schon vor dem Lager!" Augenblicklich hatte sich Jeder bewaffnet, und mehre Flinten waren bereit, die Besucher zu begrüßen, als zu unserer nicht geringen Demüthigung es sich ergab, daß ihrer nur acht bis zehn an der Zahl waren. Es wurde ihnen durch Zeichen zu verstehen gegeben, sich bis zum Morgen entfernt zu halten, und sie thaten es.

Am folgenden Tage waren wir kaum einige Minuten unterwegs, als uns die Indianer in großer Anzahl zu umschwärmen begannen, und am Abend hatten sich vielleicht tausend dieser halsstarrigen Geschöpfe — Männer und Weiber, von jedem Alter und jeder Beschaffenheit — um unser Lager versammelt. Während der Nacht wurden außer offener Gewalt alle Mittel angewendet, sie wegzutreiben, aber ohne vollständigen Erfolg. Ein kleiner Haufen von Kriegern zog um unser Lager und brachte uns mit einem eintönigen Gesang von „Hi — o hi!" ein nicht eben sehr reizendes Ständchen, wahrscheinlich in der Hoffnung, die Erlaubniß zum Dableiben zu erhalten; denn ohne Zweifel dachten sie während dieser Nacht im Stehlen gute Geschäfte zu machen. Wirklich wurden auch schon einige unbedeutende Gegenstände vermißt, und man entdeckte eben, daß sie einen Klumpen Blei sich zugeeignet hatten, den man unvorsichtig auf einem der Kanonenkarren hatte liegen lassen. Dieß vermehrte die Unruhe nicht wenig, die sich bereits der Gemüther bemächtigt hatte. Viele von uns dachten sich die Bleimasse bereits in Kugeln umgegossen, die wir noch vor dem Morgen aus den Läufen der indianischen Flinten empfangen sollten, und Einige waren wohl auch so großmüthig und drückten ihre Bereitwilligkeit aus, den Dieben lieber zu verzeihen, als ihnen die Mühe zu machen, das gestohlene Gut auf so eilige Weise zurückzuerstatten. Es war daher nach einer beschwerlichen Nacht ängstlicher Spannung und vielfacher Vermuthungen kein geringer Trost für diejenigen, die ihre Gefühle

auf diese Art aufgeregt hatten, als sie beim Erwachen sich überzeugten, daß jeder seine Schädelhaut noch besaß.

Wir brachen diesen Morgen ungewöhnlich früh auf, in der Hoffnung, unsere indianischen Quälgeister hinter uns zu lassen; aber sie waren früher wach als wir, und als die Fuhrleute mit dem Anschirren ihrer Gespanne fertig waren, hatten auch die Indianerweiber ihre Hunde „angeschirrt" und sie mit den Pfählen und Decken zu ihren Zelten und allerlei Beute beladen, und folgten uns hart auf den Fersen. Zu unserer Beruhigung jedoch verließ uns der größte Theil vor Anbruch der Nacht; am nächsten Tage aber holten uns wieder mehre Häuptlinge ein, die sehr eifrig nach einer Erneuung des Friedensvertrags zu verlangen schienen. Unser voriges Bündniß war nämlich unbesiegelt geblieben, das heißt, sie hatten keine Geschenke bekommen, wodurch jedes ihrer Bündnisse mit den Weißen bestätigt werden muß. Wir schossen verschiedene Waaren zusammen, deren Werth ungefähr funfzig bis sechzig Dollars betrug, womit die Wilden scheinbar sehr befriedigt sich entfernten, und obgleich sie einige Tage lang sich dann und wann noch blicken ließen, so waren sie doch endlich ganz verschwunden.

Man glaubte damals allgemein, es sei eine große Anzahl Comanche- und Arrapahoe-Indianer unter ihnen; aber es waren größtentheils, wenn nicht durchgängig, Blackfeet und Gros-Ventres, und wir erfuhren später, daß sie auf ihrem Rückwege nach den nördlichen Gebirgen durch die Sioux-Indianer und andere benachbarte Stämme eine furchtbare Niederlage erlitten hatten.

Wir hatten jetzt mit sehr nassem Wetter zu kämpfen, und in der That ist diese Gegend wegen kalter, oft zwei bis drei Tage anhaltender Regengüsse berüchtigt. Hagel in der Größe von Hühnereiern ist keine Seltenheit, und oft begleitet ihn ein furchtbarer Sturm, daß schwere Wagen umgerissen werden, während zu gleicher Zeit die Ebene vom Regen überschwemmt wird.

Bei solchem Unwetter sind die Wachen oft sehr unvorsichtig; und dieß war besonders bei uns der Fall, obgleich wir eine

Horde Wilder in der Nähe wußten. Die Karawane ließ sich überhaupt so wenig befehligen, daß die Geduld unseres Hauptmanns einigen sehr harten Prüfungen unterworfen wurde und er mehr als einmal abzudanken drohte. Es giebt in der That keine bessere Schule der Gemüthsruhe als den Befehl über eine gemischte Karawane unabhängiger Händler. Jeder Besitzer eines Wagens mit zwei Pferden ist im Stande, sich eben so viel Gewalt zuzueignen als der Befehlshaber selbst, und seine Befehle ergehen zu lassen, ohne danach zu fragen, ob sie im Hauptquartiere Billigung finden. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Stellung eines Hauptmanns nichts weniger als beneidenswerth ist. Man erwartet von ihm, daß er Ordnung halte, während Wenige geneigt sind, ihm zu gehorchen, und bei jedem Unglück, sei es zufällig oder nicht, ist er es, den man mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäuft. Es ist zu bedauern, daß bei diesen Handelszügen nicht eine Art Seedisciplin eingeführt ist, um Ordnung und Gehorsam zu erhalten, was nie geschehen kann, wenn der Befehlshaber mit keiner gesetzlichen Gewalt ausgerüstet wird. Ich wenigstens sehe keinen Grund, warum der Hauptmann einer Prairieen-Karawane nicht eben so viel Macht haben soll, seine Leute wegen Ungehorsam und Meuterei zur Rechenschaft zu ziehen, wie der Kapitän eines Schiffes auf hoher See.

Nachdem wir dem Laufe des Cimarron noch zwei Tage lang gefolgt waren, erreichten wir endlich einen Ort Namens „Willow-Bar", wo wir die gewöhnliche Mittagrast von zwei bis drei Stunden hielten, um unseren Thieren Zeit zum Fressen und unseren Köchen Zeit zur Bereitung der Mahlzeit zu gönnen. Unsere Wagen wurden regelmäßig aufgefahren und die Thiere ausgespannt, um sie nach Wohlgefallen weiden zu lassen, während nur eine einzige Tagwache sie beaufsichtigte. Diejenigen, die ihre Mahlzeit zu sich genommen hatten, lagen ausgestreckt auf ihren Decken und wollten eben einer behaglichen Siesta sich hingeben, als plötzlich der furchtbare und oft wiederholte Ruf:

„Indianer!“ diese Ruhe in ein Schauspiel lärmender Verwirrung verwandelte.

Ueber die jenseitige Höhe, ungefähr eine Meile entfernt, stürmte jetzt ein Haufen Wilder gerade auf uns zu, und bald war das Thal von ihrem abscheulichen Geschrei erfüllt. Bei uns schrie Alles unter einander; jeder glaubte ein Befehlshaber zu sein und ließ demnach seine Befehle erschallen. Ausrufe wie: „Greifen wir sie an! — Feuert auf sie! — Wartet, bis sie näher sind!“ — zerrissen die Luft, und die Stimme des Hauptmanns, der solche vorschnelle Handlungsweise zu verhindern suchte, war in dem allgemeinen Lärm kaum vernehmbar. Da die Prairieen-Indianer oft ihren Freunden wie ihren Feinden auf diese Weise sich nähern, wollte er nicht sogleich zum Aeußersten schreiten; aber ein knallender Gruß und das Pfeifen von Flintenkugeln über unseren Köpfen, that uns bald ihre Absichten kund, und wir dankten höflich mit einem Riflefeuer, das aber der großen Entfernung wegen ohne Wirkung blieb.

Es drängten sich jetzt ein Dutzend Kanoniere um unsere Geschütze, die mit Kartätschen geladen waren. Natürlich hatte jeder hinein zu reden. „Richtet sie hoch, oder die Kugel fährt in den Grund!“ rieth einer. „Jetzt wird sie über das Ziel hinaus gehen,“ wollte ein anderer wissen, und nachdem der Sechspfünder verschiedene Male tiefer und höher gerichtet worden war, und die Indianer unterdessen Zeit gehabt hatten, sich aus dem Bereich des Schusses zu ziehen, wurde endlich die Lunte angelegt und die Ladung fuhr auf der Mitte des Weges in die Erde. Es folgten zwei bis drei andere Schüsse mit einfachen Kugeln, aber ohne Erfolg, obgleich einige Scharfsichtige sich einbildeten, sie sähen bei jedem Feuer Indianer oder Pferde zusammensinken. Eben so unversehrt gingen auch wir aus dem Kampfe hervor; ein Pferd von wenig Werth, das davon lief und von dem Feinde gefangen wurde, war unser ganzer Verlust. Die Indianer waren ungefähr hundert Mann stark und wurden für Comanches

gehalten, obgleich es eben so gut Krieger von dem Haufen sein konnten, den wir hinter uns gelassen hatten.

Am nächsten Tage lagerten wir in der Nähe des „Battle-Ground“ oder Kampfplatzes, wo im Jahre 1829 eine Karawane und eine Abtheilung mexicanischer Truppen unter dem Befehl eines Obersten Vizcarra mit einer Bande Gros-Ventres ein Scharmützel gehabt hatten. Die vereinigten Züge hatten sich eben am Cimarron nicht weit von der Stelle gelagert, wo im vorigen Jahre das Begräbniß stattgefunden hatte, als ungefähr hundertundzwanzig Indianer zu Fuß sich ihnen näherten, und nachdem die Amerikaner keine Lust gezeigt, mit ihnen zu verkehren, in das Lager des mexicanischen Befehlshabers gingen, wo sie zum Mißfallen der Kaufleute freundliche Aufnahme fanden. Da die Indianer geneigt schienen, bis zum Morgen zu bleiben, so wollte sie der Oberst entwaffnen lassen; aber die schlauen Schufte machten eine Entschuldigung, um die Uebergabe ihrer Waffen zu verzögern, bis sich Gelegenheit zu einem Ueberfall darbot, und die Wilden aufspringend, mit furchtbarem Geschrei auf die arglosen Soldaten feuerten. Ihr Hauptziel scheint der Oberst gewesen zu sein, und man erzählt, daß ein zu dem mexicanischen Geleite gehörender Taos-Indianer, als er sah, daß eine Flinte auf seinen Befehlshaber gerichtet war, vorgesprungen sei und die tödtliche Kugel mit seinem Leibe aufgefangen habe. Man verfolgte die Wilden mehre Meilen weit in die Berge, und eine bedeutende Anzahl wurde verwundet oder getödtet. Von den Amerikanern hatte kein einziger ein Leid erfahren, von den mexicanischen Dragonern aber hatten ein Kapitän und zwei bis drei Gemeine das Vertrauen auf indianische Redlichkeit mit dem Tode gebüßt.

Fünfter Abschnitt.

Aufbruch der „Runners." — Der vierte Julius in den Prairieen. — Der Büffeljäger. — Traurige Nachrichten von Sublette's Gesellschaft. — Ein Mord durch die Indianer. — Wagnisse der Jäger. — Sublette in Gefahr. — Die Ciboleros. — Fleischpökelung. — Reinheit der Luft. — Round-Mound. — Luftspiegelung. — Die Büffel und ihre Abnahme. — Eine „Estampida." — Wagenausbesserung. — Rio Colorado. — Ein Zusammentreffen mit alten Freunden. — Mejicanisches Geleit. — Auflösung der Karawane. — Ein furchtbarer Donnerschlag. — Die ersten Spuren der Civilisation. — San Miguel. — Santa Fe. — Einzug der Karawane. — Dolmetscher und Steuerwesen.

Es war am letzten Junius, als wir „Upper Spring" erreichten — einen kleinen Quell, der in eine Schlucht fällt, die drei bis vier Meilen nordwärts nach dem Cimarron sich hinabsenkt. Der Mangel an Wasser in diesen öden Gegenden giebt jedem unbedeutenden Bächlein eine Wichtigkeit, deren es anderwärts sich nicht erfreuen würde. Wir hielten zu Mittag am Bache unten und schlugen dann eine Durchschnittrichtung südwestlich nach dem Gewässer des Canadian ein. Da der Weg für die Wagen eine Viertelmeile südlich von dem Quell abweicht, so verfolgten Einige von uns, um an dem erfrischenden Wasser sich zu laben, einen Pfad längs der Schlucht durch dickes Gebüsch und Strauchwerk, wo die wilden Johannisbeer- und Schlehensträucher unter ihren unreifen Früchten sich beugten. Die Wildheit dieses Ortes mit seinen hohen Klippen und schroffen Bergnasen machte einen doppelt bänglichen Eindruck auf uns, indem wir daran dachten, daß wir im Mittelpunkte der wildesten Ge-

gend waren, wo man leicht jedes Klappern eines Kiesels für das Schnappen eines Feuerschlosses, jedes Zurückschnellen eines Zweiges für das Zischen eines Pfeiles hält. Wir erquickten uns an dem köstlichen Tranke, der aus der reinen Quelle sprudelte, und nachdem wir an den rauhen Höhen hinangestiegen waren, gelangten wir eine halbe Meile jenseit wieder zur Karawane.

Es lag jetzt ein ebener, nicht zu verfehlender Weg vor uns, und eine Anzahl Vorreiter, die in der technischen Sprache der Prairieen den Namen „Runners" oder Läufer führen, trafen nun Vorbereitung, der Karawane nach Santa Fe vorauszueilen, obgleich wir noch mehr als zweihundert Meilen von dieser Stadt entfernt waren. Diese „Runners" pflegen in der Nacht von den Karawanen aufzubrechen, um den Späherblicken eines Feindes zu entgehen, der zufällig in der Nähe des Lagers lauern könnte. Es sind gewöhnlich Eigenthümer von Handelsgütern oder Mäkler, und ihr Hauptzweck ist, neuen Vorrath von Lebensmitteln anzuschaffen und zurückzusenden, und — was nicht weniger wichtig ist — mit den Zollbeamten in ein freundliches Verständniß zu treten.

Es war am zweiten Tage nach dem Aufbruche dieser Vorreiter, und wir lagerten am Mac-Nees-Flüßchen, als der vierte Julius — der Tag der amerikanischen Unabhängigkeit — über uns erwachte. Kaum hatte das graue Dämmerlicht die düsteren Wolken von seiner Stirne gewischt, als unser patriotisches Lager lebhaft jene Freude verrieth, womit das Herz eines jeden Amerikaners diesen siegreichen Jahrestag begrüßt. Der Donner unserer Geschütze und das Knallen unserer Flinten und Rifles widerhallte von jeder Höhe, und die Trommel und Pfeife gaben dem Schauspiel einen kriegerischen Reiz, der ganz geeignet war, die Gemüther zu beleben. Die begeisterten Freudenrufe unserer Leute wollten kein Ende nehmen, und auf jedes neue Jubelgeschrei gaben die Thäler eine freudige Antwort. Mit solcher Herzlichkeit wird dieser ruhmvolle Tag immer von den Wanderern in der einsamen Wüste gefeiert, denn hier weiß man nichts

von den Kämpfen und Ränken des Parteigeistes, und Niemand drängt sich hier ein, um den Einklang der Gefühle und die fast fromme Begeisterung zu stören, die mit diesem großen Tage in den Herzen aller wahren Amerikaner erwacht.

Bei unserer nächsten Tagereise erblickten wir acht bis zehn Meilen südlich von uns die Hügel Namens „Rabbit=Ear=Mound", die früher den Reisenden zu Wegweisern gedient hatten. Die erste Wagen=Karawane war über die Ebenen auf der Südseite jener Hügel gegangen, indem sie bei „Cool=Spring", wo wir am ersten Julius unser Nachtlager gehalten hatten, von dem jetzigen Wege sich abwendete; aber obgleich die Richtung, die wir verfolgten, etwas zu weit nordwärts sich hindehnte, so nahm doch jene der ersten Karawane einen noch größeren Umweg südwärts, der überdieß bei weitem beschwerlicher war.

Während wir weiter zogen, sahen wir einen Reiter nahe kommen, der anfänglich eine bedeutende Neugier erregte. Seine malerische Kleidung jedoch und sein eigenthümliches Wesen verriethen bald den mejicanischen C i b o l e r o oder Büffeljäger. Diese kühnen Männer tragen in der Regel lederne Hosen und Jacken und flache Strohhüte, und an der Schulter hängt der Köcher für Pfeil und Bogen. Der lange Schaft ihrer Lanze steckt in einer Scheide und wird von einem am Sattelknopfe bevestigten ledernen Riemen gehalten, während die Spitze hoch über den Kopf emporragt. Ihre Flinte, wenn sie eine haben, hängt in gleicher Weise auf der anderen Seite und die Mündung ist gewöhnlich mit einem buntfarbigen Büschel verstopft.

Der Cibolero begrüßte uns freudig, und auch uns war dieses Zusammentreffen nicht minder angenehm; denn wir konnten uns nun über Santa Fe berichten lassen, von wo seit der Rückkehr der Karawane im vorigen Herbst keine Nachrichten eingegangen waren. Kaufleute und Vergnügungsreisende drängten sich mit gleicher Neugier um den neuen Gast, und jeder, der ein spanisches Wort zu sprechen verstand, richtete eine Frage an ihn: „Wie sind die Aussichten? — Wie stehen die Waaren? —

Was giebt's Neues aus dem Süden?" — während die erfahreneren Händler sich hauptsächlich für die Zollverhältnisse interessirten und sich angelegentlich erkundigten, wer die gegenwärtigen Steuerbeamten wären; denn während der Abwesenheit einer Karawane treten oft ungünstige Veränderungen ein.

Unsere Freude wurde aber bald durch die höchst betrübende Nachricht von dem traurigen Tode eines berühmten und erfahrenen Gebirgsabenteurers in aufrichtige Bekümmerniß verwandelt. Es ist bereits erwähnt worden, daß ein Kapitän Sublette mit einer Gesellschaft uns fast um einen Monat vorausgegangen war. Wir hatten häufig ihre Spur gesehen und einigemal durch Indianer unbestimmte Nachricht über sie eingezogen, aber immer nichts Genügendes. Unser Gast erzählte uns nun, daß ein Kapitän von jenem Zuge von den Indianern ermordet worden wäre, und aus seiner Beschreibung schlossen wir, daß es Kapitän Smith, einer der Theilnehmer, gewesen sei, was sich später mit vielen anderen einzelnen Abenteurern dieser Karawane auch bestätigte.

Kapitän Smith und seine Gefährten waren Anfänger im Santa-Fe-Handel, als erfahrene Reisende im Felsengebirge aber glaubten sie, jede andere Reise unternehmen zu können, und zogen unbedachtsam in die Prairieen, ohne daß auch nur ein Einziger bei ihrer Gesellschaft sich befand, der des Weges völlig kundig gewesen wäre. Sie zählten einige zwanzig Wagen und ungefähr achtzig Mann. Den Arkansas, bis wohin ein sehr deutliches Gleis sich verfolgen läßt, erreichten sie ohne besondere Schwierigkeiten; von hier aus aber bis zum Cimarron war außer den unzähligen Büffelwegen, welche diese Ebenen durchschneiden und den Wanderer in den Prairieen irre leiten, keine Spur eines Wagens zu finden. Ich habe häufig gesehen, daß jene Wege das Ansehen ungeheuerer Landstraßen haben, die von ganzen Kriegsheeren mehrmal benutzt worden; sie führen gewöhnlich zu einem Wasser, oft aber auch nur zu einem ausgetrockneten

Bette, so daß der durstige Reisende, der ihnen folgt, beständigen Täuschungen unterliegt.

Sublette's Karawane hatte in dieser dürren Ebene alle Qualen des Wassermangels zu erdulden. Schon mehre Tage waren sie herumgezogen, und den erschöpften und verzweifelten Reisenden starrte der entsetzliche Tod der Verdurstung ins Antlitz, als sich endlich der Kapitän Smith entschloß, einen jener verführischen Büffelwege zu verfolgen, in der Hoffnung, an das Ufer eines Flusses oder Weihers zu gelangen. Er ging allein, denn es trieb ihn in diesem Augenblicke nicht nur die Verwegenheit, die aus der Verzweiflung entspringt, sondern er hatte auch niemals Furcht gekannt; er war in der That einer der kühnsten Männer, die je das Felsengebirge durchwandert sind, und wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man ihm nachsagt — von seinen verwegenen Unternehmungen, seinen tollkühnen Wanderungen, seinen Kämpfen mit den Wilden und seinen Gefahren, so hat er sicherlich Anspruch auf einen der erhabensten Sitze in dem Olymp der Prairieen-Mythologie. Aber nachdem er so oft den Pfeilen und Schlingen der verschmitzten Gebirgs-Indianer entgangen war, mochte er auf seiner Wanderung unter der sengenden Sonne wohl nimmer ahnen, daß seine Gebeine auf diesem dürren Sande bleichen sollten. Er hatte sich bereits viele Meilen weit von seinen Gefährten entfernt und stieg jetzt über eine Anhöhe, als ihn der freudige Anblick eines kleinen Flusses begrüßte, der durch das Thal seinen Weg nahm. Es war der Cimarron, und der verschmachtende Wanderer eilte hinzu, um den Brand seiner verdorrten Lippen zu löschen; — aber man denke sich seine Täuschung, als er in dem Flusse nur ein Bett von trocknem Sande fand. Er hatte jedoch bald mit seinen Händen ein ziemlich zwei Fuß tiefes Loch gegraben, in welchem sich allmälig das Wasser aus dem gesättigten Sande sammelte, und er beugte sich hinab, um in dem Quell seinen brennenden Durst zu stillen — als er von den Pfeilen eines lauernden Haufens Comanche-Indianer durchbohrt wurde. Aber er kämpfte

tapfer bis zum letzten Augenblick, und wie die Indianer selbst erzählt haben, töotete er zwei oder drei von ihnen, ehe er erlag.

Die kleine Karawane scheint von allem möglichen Mißgeschick verfolgt worden zu sein. So erfuhren wir unter Anderem auch, daß schon vor ihrem Uebergange über den Arkansas einer ihrer Leute durch die Pawnie-Indianer seinen Tod gefunden hatte. Dieß ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte der Handelszüge nach Santa Fe, daß einer auf der Jagd um sein Leben kam, obgleich man diese Seltenheit nicht eben für ein Ergebniß kluger Vorsicht halten darf. Sobald eine Karawane das Büffelgebiet erreicht hat, vergeht fast kein Tag, wo jene Jäger sich nicht eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen, indem sie sich häufig allein, und nur selten ihrer zwei oder drei, fünf, gar wohl auch zehn Meilen von der Karawane entfernen. Es ist daher kein Wunder, wenn ihnen häufig von räuberischen Wilden aufgelauert wird, und daß sie fast eben so häufig mit dem Leben davon kommen, verdanken sie zum Theil der Feigheit der Indianer; denn im Allgemeinen sind diese wirklich selten muthig genug, selbst auch nur einen einzelnen bewaffneten Mann anzugreifen, wenn er sich nicht im entschiedenen Nachtheil befindet. Die erfahrenen Jäger feuern daher nie bei der ersten Annäherung der Indianer, denn diese greifen an, sobald sie sehen, daß die Flinten losgebrannt sind; während oft wenige entschlossene Männer durch das Vorhalten ihrer Flinten, ohne sie abzuschießen, eine ganze Schaar von Wilden in Schach hielten, bis Beistand kam.

Smith's Gefährten, die den Cimarron an einer anderen Stelle erreichten, empfingen die Nachricht von seinem traurigen Schicksal erst durch einige mexicanische Kaufleute, die aus dem Munde der mörderischen Wilden selbst davon gehört hatten. Nicht lange nachher entging die Gesellschaft nur mit knapper Noth einem völligen Verderben, indem sie mit jener ungeheueren Horde von Blackfeet und Gros-Ventres zusammen traf, die später auch uns belästigten, und da die Kaufleute wirklich nur eine

Handvoll gegen jene Tausende waren, so glaubten sie sich eine Weile ernstlich gefährdet, in vollem Sinne aufgefressen zu werden. Aber Kapitän Sublette besaß bedeutende Erfahrung und verstand diese tückischen Wilden zu behandeln, so daß er trotz der drohenden Stellung, die sie einnahmen, mit seiner Karawane ohne ernstliche Belästigung vorüberzog und endlich wohlbehalten Santa Fe erreichte.

Doch kehren wir zu unserem Cibolero zurück. Er war begierig, Lebensmittel an uns zu verkaufen, was nur willkommen sein konnte; denn bei den meisten von uns war das Brot ausgegangen und auch Fleischmangel begann fühlbar zu werden, da wir seit unserem ersten Zusammentreffen mit den Indianern am Cimarron nur wenig Büffel zu sehen bekommen hatten. Der Jäger kehrte in sein nahes Lager zurück und brachte uns alsdann mit einigen seiner Gefährten einen reichlichen Vorrath getrockneten Büffelfleisches und einige Säcke mit grobem, im Ofen gerösteten harten Brote, das bei den mejicanischen Kaufleuten viel in Gebrauch ist, aber erst genießbar wird, nachdem man es in Wasser oder noch besser in heißem Kaffee hat aufweichen lassen.

Ein Wort über die Ciboleros dürfte hier an seiner Stelle sein. Jedes Jahr ziehen große Gesellschaften Neu-Mejicaner — theils mit Maulthieren und Eseln, theils mit Carretas oder Rollkarren und Ochsen — in diese Prairieen hinaus, um ihre Familien mit Büffelfleisch zu versorgen. Sie jagen wie die wilden Indianer, vorzüglich zu Pferde und mit Bogen und Pfeil oder mit der Lanze, und haben in kurzer Zeit ihre Karren oder Lastthiere mit reichlichen Vorräthen bepackt. Das Einpökeln des Fleisches bewirken sie selbst im Mittsommer ohne Schwierigkeit, indem sie es in dünne Stücke schneiden und diese in die Sonne legen oder, wenn sie Eile haben, wohl auch am Feuer etwas rösten lassen. Bei dieser Pökelung ahmen sie oft den Gebrauch der Indianer nach und treten oder kneten das Fleisch mit den Füßen.

Es bewährt sich hier auffallend die außerordentliche Reinheit der Luft. Die Karawanen pflegen sich inmitten des Büffelgebietes mit Fleischvorräthen zu versehen, um da, wo die Rinder der Prairieen seltener werden, vor Mangel gesichert zu sein — eine Vorschrift, die wir in der Zeit des Ueberflusses leider etwas vernachlässigt hatten — und sie verfahren hierbei eben so wie die Neu-Mejicaner, nur mit Weglassung des Tretens. Man zieht von einem Ende des Wagens zum anderen eine Leine und läßt die Fleischschnitten Tag für Tag darauf hangen, bis sie hinlänglich trocken sind, um eingeschichtet werden zu können. Dieß geschieht ohne Salz, und dennoch tritt nur selten Fäulniß ein, weil in der That die Schmeißfliegen hier gänzlich unbekannt sind. Bei Erwähnung dieser Insecten mag hier noch hinzugefügt werden, daß auch die Roßfliegen nicht mehr vorkommen, sobald man die Gegend des langen Grases, zwischen der Gränze von Missouri und dem Arkansasfluß, im Rücken hat. Wir selbst hatten, nach unseren eigenen Prairieen urtheilend, von jenen unausstehlichen Peinigern nicht geringes Unheil erwartet und fanden uns daher aufs angenehmste getäuscht.

Wir näherten uns jetzt dem „Round Mound“, einem schönen rundgipfeligen Kegel, der sich fast tausend Fuß über die Ebene erhebt, von welcher er größtentheils umgeben ist. Er lag wenigstens noch drei Meilen weit entfernt, als Einige von uns zu Fuß sich aufmachten, um ihn zu besteigen und die umliegende Gegend zu überschauen. Sie glaubten mit Gewißheit, ihn in einer halben Stunde erreichen zu können, doch da es sich ergab, daß die Entfernung größer war, als man berechnet hatte, blieben Viele zurück und gesellten sich bald wieder zu den Wagen. Die optischen Täuschungen, welche die dünne durchsichtige Atmosphäre dieser hohen Ebenen erzeugt, sind oft wahrhaft merkwürdig und liefern einen neuen Beweis für die Reinheit der Luft. Man glaubt fast durch ein Fernrohr zu sehen, denn häufig erscheinen die Gegenstände vergrößert, erhöht und kaum im vierten Theil ihrer wirklichen Entfernung. Ich habe manch-

mal bemerkt, wie man Antilopen für Elenthiere oder wilde Pferde und in noch größerer Entfernung für Reiter hielt; ich habe gesehen, wie Gras oder Unkraut, oder Büffelgebeine, die auf der Prairie zerstreut lagen, bis zu mehren Fuß vergrößert wurden und so das Ansehen menschlicher Wesen erhielten. Auf gleiche Weise hat man Raben nicht selten für Indianer oder Büffel gehalten, und eine Heerde der letzteren erscheinen dem ungeübten Auge in ferner Ebene wie eine Gruppe hoher Bäume. Hierzu kommt noch in der Regel, daß ein beständiges Wogen und Wallen die fernen Gegenstände so verzerrt und unbestimmt macht, daß sie sich schwer unterscheiden lassen. Wahrscheinlich entsteht die Täuschung durch gasartige Dünste, die aus der Erde emporsteigen, während sie von den Sonnenstrahlen beleuchtet werden.

Die seltsamsten und zugleich überraschendsten Erscheinungen jedoch, die durch optische Täuschung hervorgebracht werden, sind die Luftspiegelungen oder, wie man sie in den Prairieen gewöhnlich nennt, die „falschen Weiher". Selbst der erfahrene Reisende wird in den dürren Ebenen, wo man jede Täuschung bitter empfindet, noch oft von ihnen verlockt. Der durstige Wanderer, der viele Stunden unter einem brennenden Himmel mühsam sich fortgeschleppt hat, erspäht endlich einen Teich — ja es muß ein Wasser sein, es sieht zu natürlich aus, als daß seine Blicke ihn täuschen könnten. Er beschleunigt seine Schritte mit freudiger Zuversicht auf einen kühlenden Trunk; aber ach, wenn er sich nähert, weicht die lockende Wasserfläche zurück oder verschwindet ganz, und hat er das scheinbare Ufer erreicht, dann traut er wohl seinen eigenen Augen nicht, denn er sieht nichts als eine verdorrte Ebene zu seinen Füßen. Erst wenn er ein Dutzend Male auf diese Weise sich hat täuschen lassen, giebt er die Verfolgung auf, und sieht er dann ein wirkliches Wasser, so geht er vorüber, aus Furcht, aufs neue betrogen zu werden.

Die physikalischen Grundsätze, worauf diese „falschen Weiher" beruhen, scheinen im Allgemeinen nicht ganz richtig erkannt zu

werden. Man schreibt sie gewöhnlich einer Refraction zu, durch welche ein Theil des begränzenden Himmels unter dem Horizonte erscheinen soll; aber ohne Zweifel sind sie nichts Anderes als Folge einer Reflexion auf eine Gasausströmung, vielleicht aus der von der Sonne erhitzten Erde und aus Pflanzenstoffen; oder es mag auch sein, daß eine Ueberladung von Kohlensäure, die durch die Wirkung der Sonne auf die Flächen und Vertiefungen dieser Ebenen niedergeschlagen ist, sie hervorbringt. Wenigstens scheint sie, schräg betrachtet, von hinlänglicher Dichtigkeit zu sein, um die jenseitigen Gegenstände zurückzuwerfen, und indem sich so der Himmel in dem Gasweiher spiegelt, entsteht die trügerische Erscheinung des Wassers. Als Beleg, daß hier nichts Anderes als die Wirkung einer Reflexion obwaltet, führe ich noch an, daß ich oft bemerkt habe, wie ferne Bäume und Höhen, die über den Horizont emporragen, in dem „Weiher" verkehrt sich abspiegeln, während sie dagegen, wenn man die Wirkung einer Refraction annehmen wollte, aufrecht stehend auf der Oberfläche erscheinen müßten. Es giebt in der That viele seltsame atmosphärische Erscheinungen in den Ebenen, die dem wißbegierigen Naturphilosophen ein weites Feld interessanter Forschungen öffnen würden.

Endlich gelang es einigen der beharrlichsten unserer Abenteurer, den Gipfel des „Round-Mound" zu erreichen, der eine vollständige, nach einigen Richtungen wohl hundert Meilen weite Aussicht über das umliegende Land gewährt. Südwärts zeigt sich eine Gegend mit Hügeln, Ebenen, Erhöhungen und wellenförmigen Sandflächen; auf der Nordseite aber liegen endlose Ebenen, die nur hier und da von einzelnen Hügeln unterbrochen werden. Weit über diese hinaus, nach Nordwest, und tief am Horizonte erscheint auf azurnem Grunde ein silberweißer Streifen; das sind die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des östlichen Vorsprungs des Felsengebirges.

Diese ungeheueren Gränzebenen und selbst die einzelnen Hügel sind nirgend mit Holz bewachsen, nur daß vielleicht am Rande eines steilen Ufers oder einer Schlucht ein einsamer Baum sich

erhebt, der kaum einige Abwechselung in die Landschaft zu bringen vermag. Nicht einmal ein Büffel ließ sich blicken, um die öde Einförmigkeit einigermaßen zu beleben; obgleich in einigen Jahreszeiten, und besonders im Herbst, die Prairieen von ganzen Heerden dieser Thiere buchstäblich bedeckt sind. Aber die Büffel sind ein wanderndes Geschlecht, und selbst mitten in den Prairieen, wo es im Allgemeinen ihrer so viele giebt, reist man oft mehre Tage, ohne einen einzigen zu erblicken, obgleich weder von einem Jäger noch von einem Indianer eine Spur sich entdecken läßt. Aber die Wahrheit zu gestehen, ich habe sie nirgend in den Prairieen in so großer Anzahl gesehen, als einige Reisende in ihren Schilderungen angeben — in dichten Massen, welche die ganzen Prairieen verdunkeln. Ich habe sie nur in einzelnen Heerden von Hunderten und zuweilen auch Tausenden gefunden, und wo sie am zahlreichsten waren, hatten sie sich immer weit und breit, aber in großen Zwischenräumen zerstreut. Sie vermindern sich sehr merklich und schnell. Man sagt, die Weißen verscheuchen sie; aber ich möchte fragen, wohin sie entfliehen? Unleugbar werden einige — um einen Jägerausdruck zu gebrauchen — „aus der Haut gejagt"; aber für jeden Büffel, der von Weißen getödtet wird, fallen Hunderte, vielleicht Tausende durch die Hände der Wilden. Vor diesen giebt es in der That keine Rettung, denn sie verfolgen ihre Beute, wohin sie auch fliehen mag; und so lernen die armen Thiere instinctmäßig die vesten Ansiedlungen und zum Theil auch die gewöhnlichen Reisestraßen der Weißen vermeiden.

Während die Karawane am nördlichen Fuße des „Round-Mound" vorüberzog, gewährte sie denjenigen, die auf dem Gipfel standen, ein höchst anziehendes Schauspiel. Die Wagen fuhren langsam in vier gleichlaufenden Säulen, aber in unterbrochenen Reihen, zuweilen mit Zwischenräumen von mehren Ruthen. Das unaufhörliche Peitschengeknall der Fuhrleute klang wie der Widerhall eines fernen Gewehrfeuers, so daß man hätte glauben können, es fände zwischen zwei feindlichen Parteien ein heftiges

Scharmützel statt; für die armen Thiere wenigstens war es wirklich ein feindlicher Angriff, denn ihre Seiten bluteten zuweilen unter den unbarmherzigen Peitschenhieben, wozu die muthwilligen Carrettieri oft keine andere Ursache zu haben schienen als eben ihr Wohlgefallen an dem Schwingen und Knallen ihrer Geißeln.

Wir nahmen unser Lager in einer freundlichen Ebene in geringer Entfernung westlich vom „Round Mound“, und wenn es hier auch an Wasser fehlte, so ließ sich doch dieser Mangel verschmerzen, da wir am Mittag uns hinlänglich bevorrathet hatten. Wie gewöhnlich wurden jetzt unsere Thiere, nachdem sie einige Stunden geweidet hatten, in die Wagenhürde gesperrt; unsere Leute lagen bereits in friedlichem Schlummer — die Wachen ausgenommen, die rings um das Lager ruhig auf ihren Posten standen — als plötzlich gegen die verhängnißvolle Mitternachtstunde ein furchtbarer Lärm entstand, so daß alle Ruhenden erschrocken aufsprangen und zu den Waffen griffen. Es schien eines der Thiere vor einem Hunde scheu geworden zu sein und durch sein plötzliches Auffahren seine Nachbarn in wilde Bewegung gebracht zu haben; der panische Schreck verbreitete sich gleichzeitig durch die ganze Hürde, und es folgte ein Aufruhr, der Alles, was wir seither erlebt hatten, weit übertraf. Eine allgemeine „Estampida“, wie die Mejicaner es nennen, war das Ende. Trotz daß unsere Wagen, Rad an Rad, mit Stricken oder Ketten vest zusammen gebunden waren, hatten die Ochsen sich bald einen Ausgang gebrochen und jagten nun, meist paarweise zusammengejocht, wie toll in die Ebene hinaus. Alle Versuche, sie aufzuhalten waren fruchtlos; denn wer soll einem Paar Ochsen in den Weg treten, wenn sie einmal völlig scheu geworden sind; am nächsten Morgen aber machten wir ernstliche Anstalten, wenigstens so viele Gespanne zusammenzubringen, als zum Aufbruch der Karawane nöthig waren. Am „Rock-Creek“ oder Felsflüßchen, ungefähr sieben Meilen von unserem Lagerplatze, trafen wir diejenigen unserer Gefährten wieder, welche die flüchtigen Thiere verfolgt hatten. Bis auf einige, die für immer verloren blieben,

waren alle Ochsen wieder gefunden. Von den Maulthieren hatten wir keines eingebüßt; die wenigen, die mit durchgegangen waren, hatten sich schnell wieder einfangen lassen. Die Wahrheit ist, daß Maulthiere am leichtesten scheu werden, Ochsen aber am schlimmsten sind, wenn sie einmal der Schreck erfaßt hat, zugleich aber auch wieder den Vorzug haben, daß die Indianer sich nicht eben sehr begierig zeigen, sie zu stehlen, und auf eine Ochsen-Karawane kaum einen Angriff unternehmen würden.

Wir kamen jetzt in eine Gegend mit rauhem und stellenweise felsigem Wege, da alle Flüsse zwischen hier und den Gebirgen mit feinem Sandstein berandet sind. Dieser holperige Boden wirkte sehr nachtheilig auf unsere Wagen; das Holz war in der Trockenheit und Dünnigkeit dieses hohen Luftkreises zusammengeschrumpft, die Räder wurden locker und wackelig und die Speichen fingen an, sich in ihren Naben zu drehen, so daß man bei jedem Halt, den wir machten, immer zu gleicher Zeit ein Dutzend Räder auszubessern hatte, und in dem Lärm der Hämmer, die bei diesen Gelegenheiten in Thätigkeit waren, hätte man sich einbilden können, man befinde sich auf einem Schiffswerft.

Diese beschwerliche Gegend verlassend, zogen wir bald an dem „Point of Rocks“, einem kleinen von Norden auslaufenden Bergarme, vorüber, an dessen Fuße eine liebliche Quelle sprudelt, und am nächsten Tage, nachdem wir die Hochebene verlassen, erreichten wir den Hauptarm des Canadian, der hier, obgleich schon achtzig Meilen von seiner Quelle in den nördlichen Gebirgen entfernt, nur ein rieselndes, kaum zwölf Schritt breites Bächlein ist. Sein Bett ist von vestem Felsen, und die Furt wird daher von den Ciboleros sehr bezeichnend „die Steinfurt“ (el Vado de Piedras) genannt; die Ufer sind sehr niedrig und leicht zu ersteigen. Bei den Mejicanern führt der Fluß den Namen „rother Fluß“ (Rio Colorado), und die Amerikaner nennen ihn in wörtlicher Uebersetzung „Red River“. Dieser Umstand gab vielleicht zu der Vermuthung Anlaß, daß dieß die Hauptquelle des amerikanischen Flusses gleiches Namens sei; obgleich die

nächsten Wässer des echten Red River von Natchitoches noch hundert Meilen südwärts von hier entfernt sind.

Indem wir nach dem Rio Colorado hinabgingen, trafen wir mehre Landsleute aus Taos, wohin ein gerader, aber beschwerlicher, sechzig bis siebzig Meilen weiter Weg über die Gebirge führt. Es war ein freudiges Zusammentreffen, denn wir fanden unter ihnen viele alte Bekannte, die wir seit Jahren nicht gesehen hatten. Wir waren in unserer Kindheit in ein und dieselbe Landschule gegangen, hatten zusammen buchstabiren gelernt und so manchmal mit kindlicher Fröhlichkeit die wilden Wälder durchstreift. Sie kehrten mit uns um, und wir waren für den übrigen Theil unserer Tagereise vollauf beschäftigt, ihre eifrigen Fragen nach ihren Freunden und Verwandten in den Vereinigten Staaten zu beantworten.

Ehe wir den Fluß erreichten, begegnete uns noch eine andere Gesellschaft von Besuchern, die, größtentheils aus Agenten oder Schreibern des Zollamts bestehend, mit einem militärischen Geleite sich auf den Weg gemacht hatte, um die Karawane nach der Hauptstadt zu führen. Der vorgebliche Zweck dieser Bedeckung war Verhinderung der Schmuggelei, und es wird zu diesem Behufe jährlich ein Haufen Soldaten mit dem strengen Befehle ausgesendet, die Karawanen zu beaufsichtigen. Diese Maßregel scheint seitdem fast außer Gebrauch gekommen zu sein, und sie könnte ohne Nachtheil völlig aufgegeben werden; denn wenn irgend jemand schmuggeln wollte, würde er nicht eben große Mühe haben, sich der Dienste dieser verhütenden Wächter zu versichern, die durch ein unbedeutendes Geschenk sich gewinnen lassen würden, dergleichen Absichten wirksam zu unterstützen, statt ihnen hindernd in den Weg zu treten. Als wir in dem Thale dem Lagerplatze dieser Escorte gegenüber unser Lager nahmen, beehrte uns der Befehlshaber Oberst Vizcarra mit einem Gruß aus seinen Geschützen, der von unserer kleinen Kanone schleunig erwidert wurde.

Da wir uns jetzt — obgleich noch immer fast hundert und funfzig Meilen von Santa Fe entfernt — wenigstens die Ge-

fahren indianischer Feindseligkeiten überstanden zu haben glaubten und den beßten Willen hatten, unserer Bedeckung so viel Mühe als möglich zu machen, so wurde einige Meilen jenseit des Colorado die Organisation unserer Karawane aufgelöst, und ihre Glieder verfolgten jetzt den Weg nach der Hauptstadt in fast eben so vielen kleinen Abtheilungen, als es Handelsgesellschaften gab. Der Weg von hier nach San Miguel — nach einer fast hundert Meilen weit entfernten Stadt — läuft am Fuße jenes Zweiges schneebedeckter Gebirge hin, dessen bereits erwähnt wurde.

Diese Gegend zeichnet sich besonders durch heftige Regengüsse, Hagelstürme und furchtbare Gewitter aus. Die plötzliche Kühle und Zusammenziehung der Atmosphäre kehrt sehr oft den Strom der unteren Luftschicht um, so daß eine Wolke, die eben aufgehört hat, sich ihres Inhalts zu entladen, und fortgezogen ist, in wenigen Minuten zurückgebracht wird und den Wanderer mit einem neuen Strome überschüttet. Ein Schauspiel, wovon ich im Sommer 1832, ungefähr zwei Tagreisen jenseit des Colorado Augenzeuge war, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wir lagerten zu Mittag, als eine düstere Wolke hinter den Gebirgen hervorzog, und nachdem sie eine Weile über uns geschwebt hatte, einem jener furchtbaren Donnerschläge Luft machte, wie sie diesen Gegenden eigenthümlich zu sein scheinen, und der die Elemente erschütternd, uns so betäubte und bestürzte, daß einige Secunden vergingen, ehe jeder im Stande war zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ihn der Blitz nicht erschlagen habe. Die Luft war mit Schwefeldunst erfüllt; aber der Blitzstrahl war über die Wagen hingefahren und in die „Caballada“ geschlagen, die nahe dabei weidete. Wir sahen nachher einige unserer Thiere todt oder betäubt auf der Ebene liegen, und merkwürdig genug fanden wir auch einen Ochsen, den der Blitz erschlagen hatte, während sein Gefährte unter demselben Joche unversehrt an seiner Seite stand.

Eine Strecke jenseit des Colorado verließ ich mit einer Gesellschaft von ungefähr zwölf Personen die Wagen, um nach Santa

Fe voraus zu eilen. Funfzig Meilen jenseit des Hauptarmes jenes Stromes gingen wir über den „Mora-Fluß“ oder wie die Mejicaner ihn nennen „Rio de lo de Mora“, das letzte Wasser des Canadian, und von hier bis zu dem „Rio de las Gallinas“, dem ersten Wasser des „Rio del Norte“, dehnt sich der Weg durch eine hohe, von keinem Bergrücken unterbrochene Ebene. Am Gallinas-Flusse sahen wir eine große Schafheerde auf der nahen Ebene weiden, und eine kleine Hütte am Fuße einer Klippe ließ uns erkennen, daß es ein „Rancho“ war. Es erschien bald ein schwarzbrauner „Ranchero“, von welchem wir einen Trunk Ziegenmilch und etwas schmuzigen Schafkäse erlangten, der die Stelle des Brotes vertreten mußte.

Einige zwanzig Meilen von hier erreichten wir San Miguel, die erste erwähnenswerthe Niederlassung auf unserem Wege. Sie besteht aus unregelmäßigen Gruppen von Lehmhütten und liegt in dem fruchtbaren Thale des „Rio Pecos“, eines silberhellen Flüßchens, das von den schneeigen Gebirgen von Santa Fe herabrieselt.

Einige Meilen, bevor man die Stadt erreicht, läuft der Weg, nachdem er, um einen Durchgang durch den erwähnten Gebirgszweige zu finden, den nicht unbedeutenden südlichen Bogen über San Miguel gemacht hat, aufs Neue in eine offene Ebene aus. Von einer tafelförmigen Erhöhung aus überschauten wir nordwestlich ein weites Thal, in dessen Mitte zerstreute Baumgruppen von grünen Korn- und Weizenfeldern umgeben, und einzelne viereckige blockartige Haufen emporragten. Etwas weiter hinaus und gerade vor uns in nördlicher Richtung entdeckten unsere Blicke ähnliche Gruppen. „O wir nähern uns den Vorstädten!“ dachte ich, als ich die Kornfelder und jene Erhöhungen sah, die, wie ich glaubte, nichts anderes als nach allen Richtungen zerstreute Ziegelbrennereien waren. „Allerdings sind dieß Haufen ungebrannter Ziegelsteine“, sprach ein Freund an meiner Seite, als dergleichen Bemerkungen laut wurden — „aber dennoch sind es Häuser — das ist die Stadt Santa Fe.“

Fünf bis sechs Tage nach unserer Ankunft erschien endlich die Karawane, und Wagen auf Wagen rollte den letzten nur noch eine Meile von der Stadt entfernten Abhang hinab. Nach den lärmenden Freudenbezeigungen der Leute und der heiteren Aufregung zu urtheilen, worin sich die Maulthiertreiber zu befinden schienen, mußte der Anblick ihnen eben so neu gewesen sein als mir. Es war wirklich ein Schauspiel, in welchem der Pinsel eines Künstlers hätte schwelgen können. Selbst die Thiere schienen die Lust ihrer Reiter zu theilen, die immer fröhlicher und lärmender wurden, als sie nach der Stadt hinabzogen. Kurz ich zweifle, daß der erste Anblick der Mauern Jerusalems bei den Kreuzfahrern eine so stürmische und seelenbegeisternde Freude erweckte.

Die Ankunft rief unter den Eingeborenen eine nicht geringe Bewegung hervor: „Los Americanos! — Los carros! — La entrada de la caravana!“ — erscholl es von allen Seiten, und Frauen und Kinder versammelten sich, während wie gewöhnlich Haufen von „léperos“ um die Wagen sich herumtrieben, um zu sehen, was es zu stehlen gab. Die Fuhrleute waren bei dieser Gelegenheit nicht ganz frei von Aufregung. Von der Prüfung unterrichtet, die ihnen bevorstand, hatten sie den Morgen mit Putzen zugebracht und zeigten sich nun mit reinlichen Gesichtern, glatt gekämmtem Haar und im beßten Sonntagstaate, um vor den „schönen Augen von glänzender Schwärze“ zu bestehen, die sie sicherlich mustern würden. Aber es bedurfte zu einem vortheilhafteren Auftreten noch einer anderen Vorbereitung. Jeder Fuhrmann knüpfte eine funkelneue Schmitze an seinen Peitschenriem; denn auf der Fahrt durch die Straßen und über die „plaza publica“ sucht jeder seinen Gefährten in der Geschicklichkeit zu übertreffen, womit er dieses Lieblingszeichen seiner Macht zu schwingen versteht.

Unsere Wagen waren bald in den Niederlagen des Zollhauses abgeladen, und da uns nun einige Tage der Muße zur Verfügung standen, so hatten wir Zeit, uns jene Erholung zu

verschaffen, die uns nach einer ermüdenden Reise von zehn Wochen so nöthig war. Die Fuhrleute und viele von den Händlern, besonders die Neulinge, strömten nach den zahlreichen Fandangos, die nach der Ankunft einer Karawane regelmäßig unterhalten werden. Der größere Theil der Kaufleute aber war eifrig mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, und jeder hätte gern zuerst seine Waaren aus dem Zollhause zurückerhalten und ein gutes Geschäft mit den Landkrämern machen mögen, die alljährlich bei diesen Gelegenheiten nach der Hauptstadt kommen.

Nun beginnt die Ernte der Dolmetsche, deren die Händler, wovon nur wenige Spanisch zu schreiben verstehen, größtentheils sich bedienen müssen. Diese gesetzmäßigen Zwischengänger verpflichten sich, gegen gewisse Gebühren die nöthigen Anordnungen zu treffen, die „**Manifiestos**," — das heißt die Declarationen der Waaren — zu übersetzen und in allen Beziehungen den Geschäften der Dolmetsche vorzustehen.

Es erfolgt nun die Untersuchung der Waaren, wobei man aber selten mit vorschriftmäßiger Strenge verfährt, denn eine „lebendige Theilnahme" für die Kaufleute und der „lebhafte Wunsch", den Handel zu befördern, veranlassen den Beamten, nur einige von denjenigen Colli zu öffnen, die mit der Declaration am wenigsten in Widerspruch stehen.

Die mejicanischen „**derechos de arancel**" oder Tarifsteuern sind äußerst drückend und betragen durchschnittlich hundert Procent des Einkaufpreises eines gewöhnlichen Santa Fe-Sortiments. Nach dem Tarif von 1837 — und früher war er noch höher — zahlen alle glatt gewebten Baumwollwaaren, seien sie weiß oder gedruckt, zwölf und einen halben Cent Steuer für die Vara und rechnet man die Verbrauchsteuer hinzu, mindestens funfzehn. Aber es braucht kaum erwähnt zu werden, daß es sehr wenige Häfen in der Republik geben soll, wo man mit Strenge auf diesen harten Forderungen besteht.

Der Gouverneur Armijo von Santa Fe führte für einige Jahre einen eigenen, völlig willkürlichen Tarif ein, indem er

für jede Wagenladung, mochte sie groß oder klein sein, feine oder schlechte Waare enthalten, fünfhundert Dollars verlangte. Natürlich war dieß für die Kaufleute, die große Wagen und theuere Waaren führten, sehr vortheilhaft, um so drückender aber für diejenigen mit kleineren Fuhrwerken oder Waaren von geringerem Werth. Wie vorauszusehen war, luden die Kaufleute ihre Güter bald nur auf die größten, mit acht bis zwölf Maulthieren bespannten Wagen und waren klug genug, alle schwereren Artikel wegzulassen. Dieß führte den Gouverneur zu einem Zoll nach dem Werthe der Waaren zurück, ohne jedoch hierbei auf den Generaltarif des Landes Rücksicht zu nehmen. Wie viel von diesen Zollgebühren ihren Weg in die Staatskasse gefunden haben, mag dahin gestellt bleiben.

Die Ankunft einer Karawane in Santa Fe giebt dem Orte auf einmal ein verändertes Ansehn. Statt der Trägheit und Geschäftsstille, die vorher in seinen Straßen herrschte, findet man nun überall das lärmende Treiben einer lebhaften Marktstadt.

Sechster Abschnitt.

Frühere Geschichte von Santa Fe. — Oñate's Bittschrift. — Dessen seltsame Forderungen. — Grausamkeiten der spanischen Sieger. — Gedeihen der neuen Colonie. — Die Ureinwohner in den Minen. — Indianeraufstand im Jahre 1680. — Ermordung der Spanier. — Belagerung von Santa Fe. — Auszug der spanischen Bevölkerung. — Paso el Norte. — Ermordung eines spanischen Priesters. — Wiedereroberung des Landes. — Der Aufstand von 1837. — Der Statthalter Armijo, seine Ränke und sein Erfolg. — Zweite Rottung der Insurgenten und ihre Niederlage.

Ein fast neunjähriger Aufenthalt in Neu-Mejico bot mir zu Beobachtungen vielfache Gelegenheit dar, und es dürften einige Schilderungen dieses Landes, der ersten Ansiedelungen, der älteren und neueren Kämpfe mit den Eingeborenen und einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Volkes dem Leser um so willkommener sein, je spärlicher die Berichte hierüber seither gewesen sind.

Die Provinz Neu-Mejico, wovon die Hauptstadt Santa Fe eine der ersten Niederlassungen war, gehört zu den ältesten Kolonien Amerikas. Nach einigen Ueberlieferungen soll kurz nach Eroberung der Stadt Mejico durch Hernan Cortes eine kleine Anzahl von Abenteurern so weit nördlich vorgedrungen sein. Der Geschichtschreiber Mariana spricht von einigen Versuchen, dieses Land zu erobern, zur Zeit jenes berühmten Helden. Es erscheint dieß jedoch sehr zweifelhaft; denn man kann kaum glauben, daß die Spanier, bei all ihrer Sucht nach Golde, so früh schon ihre Siege zweitausend Meilen in das Innere verfolgt,

durch die Gebiete feindlicher Wilden *ihren* Weg genommen und zwischenliegende, nicht nur reizendere, sondern an jenen kostbaren Metallen auch weit reichere Gegenden unerforscht zurückgelassen haben sollten.

Herrera, der von den Ereignissen des Jahres 1550 schreibt, erwähnt Neu-Mejico als einer bekannten, aber nur von den Urvölkern bewohnten Provinz, nördlich von Neu-Galicien. Den Namen „Neu-Mejico" verdankt das Land wahrscheinlich der Aehnlichkeit seiner Einwohner mit jenen der Stadt Mejico und deren Umgegend. Sie scheinen in ihren Gebräuchen, ihrem Landbau, ihren Manufacturen und Wohnungen mit einander übereingestimmt zu haben, während die Bewohner des Zwischenlandes — die Chichimmecos u. s. w. — in einem weit roheren Zustande lebten, und bei einem unsteten Wanderleben von Ackerbau, Künsten und dergleichen wenig Kenntniß hatten.

Die einzige Urkunde in den Archiven von Santa Fe, die über die erste Ansiedlung von Neu-Mejico einigen Aufschluß giebt, ist die Bittschrift eines Don Juan de Oñate, eines Bürgers von Zacatecas, datirt vom 21. September 1595. Es wurde in diesem Gesuch die vicekönigliche Regierung von Mejico um Erlaubniß und Beistand zur Gründung einer Kolonie am Rio del Norte, in dem als Neu-Mejico bereits bekannten Lande angegangen, und wie aus den Urkunden sich folgern läßt, brachte man nach einem günstigen Erfolg dieser Eingabe, im Laufe des folgenden Frühjahrs das Unternehmen in Ausführung.

Dieß scheint die erste rechtmäßige Ansiedlung in der Provinz gewesen zu sein; aus verschiedenen Punkten in Oñate's Bittschrift jedoch läßt sich ersehen, daß schon vor ihm ein Abenteurer, als Kapitän Francisco de Leyva Bonillo bekannt, ohne königliche Erlaubniß mit einigen Begleitern die Provinz in Besitz genommen hatte, und ihn zu verhaften und zu bestrafen, war Oñate bevollmächtigt. Einige Geschichtschreiber behaupten, Neu-Mejico sei zuerst von einigen Missionären im Jahre 1581 besucht worden, und eine Sage im Lande nennt das Jahr 1583 als den

Zeitpunkt der ersten Niederlassung — beide Angaben beziehen sich ohne Zweifel auf Leyva und seinen Anhang.

Oñate machte sich verbindlich, zweihundert Soldaten nach Neu-Mejico zu führen und die Provinz mit den nöthigen Vorräthen für das erste Jahr, mit Pferden, Rindvieh, Schafen u. s. w., sowie mit Kaufmannswaaren, Ackergeräthschaften und Handwerkzeug hinlänglich zu versorgen — und zwar Alles auf seine Kosten oder vielmehr am Ende auf Kosten der Ansiedler.

Er bedingt sich in seinem Gesuche auch noch einige außerordentliche Verwilligungen von Seiten des Königs — als Geschütze und andere Waffen, Kriegsbedarf u. s. w. — sechs Priester mit vollständigem Büchervorrath und Kirchenschmuck, ein Darlehn von 20,000 Dollars aus dem königlichen Schatze — dreißig Quadratmeilen Land, wo immer er es sich auswählen würde, mit allen vorhandenen Vasallen (Indianern) — den erblichen Marquistitel für seine Familie — das Amt des Statthalters mit dem Range eines Obergenerals für vier Generationen — einen Jahrgehalt von 8000 castilischen Ducaten — die Befugniß, Minen anzulegen, ohne Abgabe an die Krone — das Recht, die Urbewohner unter seine Offiziere und Leute zu vertheilen und, außer anderen Vergünstigungen für seine Brüder und Verwandte, die Oberaufsicht über die Indianer — oder mit anderen Worten das Recht, sie in den Minen als Sklaven zu verwenden — und hierüber noch so viele Vortheile, Gerechtsame und Ermächtigungen, als hinreichend waren zu einer Despotie, wie kein neuerer Herrscher Europas sie anzunehmen wagen würde; und wurden diese unmäßigen Forderungen auch nicht alle gewährt, so beweisen sie doch, durch welche Reizmittel an Geldvortheilen und Ehren der König von Spanien die Entdeckung, Beruhigung und Bekehrung („descubrimiento, pacificacion y conversion") — wie man es bescheiden nannte — der armen Urvölker Amerikas zu bewirken suchte.

Aus allen Theilen dieser seltsamen Urkunde blickt deutlich jene schmutzige Gier nach Gold und Macht hervor, die allen

spanischen Siegen in Amerika einen unverlöschlichen Makel aufdrückte — jene Glaubenswuth, jener Kreuzfahrergeist, durch welchen so viele Tausende der Ureinwohner der neuen Welt unter spanischer Herrschaft geopfert wurden.

In einem Artikel seines Gesuchs fragt jener Unternehmer, oder Vertragschließer, oder wie man sonst ihn nennen will: „Im Fall die Eingeborenen nicht gutwillig zur Erkenntniß des wahren christlichen Glaubens sich bekennen, auf das Wort des Evangeliums nicht hören und dem Könige, unserem Herrn, nicht Gehorsam leisten wollen, was sollen wir dann nach den Gesetzen der katholischen Kirche und den Befehlen seiner Majestät mit ihnen thun, und welchen Tribut an die Krone und an die Unternehmer sollen wir ihnen für die Wohlthat, christlich geboren zu werden, auflegen?" Beweis genug, daß diese „Missionäre" — wie sie sich zu nennen pflegten, — die Indianer nicht nur ihres Landes und ihrer Schätze beraubten und niedrige Sklaven aus ihnen machten, sondern sie noch überdieß mit Schatzungen belegten — daß sie das Evangelium auf den Spitzen der Bajonette verkündigten und die Taufe mit Waffengewalt ertheilten, indem sie die Indianer zwangen, den „apostolisch-römisch-katholischen Glauben" zu bekennen, ohne daß diese auch nur den entferntesten Begriff davon hatten. Cervantes, der um diese Zeit seinen Don Quixote schrieb, hatte ohne Zweifel einen Hieb gegen diesen grausamen Geist religiöser Schwärmerei im Sinne, indem er jenen Helden von seinen Gefangenen das Bekenntniß verlangen läßt, daß seine Dulcinea an Schönheit alle Anderen übertreffe; und als diese dagegen einwendeten, daß sie jene Dame niemals gesehen hätten, erklärte er, „darin liegt eben die Bedeutung, daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glauben, eingestehen, behaupten, beschwören und vertheidigen müßt."

Es ist sehr zu bedauern, daß es von den Kriegen und Metzeleien, von den unzähligen Vorfällen und Abenteuern, woran das erste Jahrhundert der Ansiedlung von Neu-Mejico gewiß sehr reich gewesen ist, keine sicheren Berichte giebt. Es scheint jedoch,

als hätten die Urbewohner in der ersten Zeit einen merkwürdig friedlichen und gelehrigen Charakter gezeigt, so daß dem Eroberer in der Ausführung seiner Niederlassungsplane wenig Hindernisse in den Weg traten. Geduldig der weltlichen und geistlichen Macht der Eindringlinge sich unterwerfend, wurden sie leicht ins Joch gespannt, und sie hatten weder Verstand noch moralische Kraft genug zum Widerstande, bis die Verzweiflung sie aufreizte.

Die Kolonie war schnell emporgeblüht; die Ansiedelungen erstreckten sich nach allen Theilen des Gebietes, in den entlegensten Gegenden erhoben sich Dörfer und selbst Städte von bedeutender Wichtigkeit, deren Dasein jetzt nur noch durch Trümmer bekundet wird, während kaum eine Ueberlieferung von dem Schicksale der einst gedeihenden Bevölkerung erzählt. Man entdeckte und baute, wie die Sage geht, viele ergiebige Minen, aber ihre Stätten sind verschwunden, oder wie die Mejicaner erzählen, haben die Indianer sie verborgen, um eine Wiederholung jener grausamen Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die sie darin erduldet hatten. Sei dieß nun gegründet oder nicht, auf jeden Fall mochte ihnen der Wunsch nicht zu verargen sein, diejenigen zu verbergen, die ihnen bekannt waren; denn sie waren in diesen Minen unter den Streichen der Geißel zu den schwersten Arbeiten gezwungen worden, bis die menschliche Kraft gebrochen war. Vielleicht aber würden sie auch dann noch nicht zum Widerstand geschritten sein, hätte nicht ein beredter Krieger von einem entfernten Stamme sie angereizt. Er behauptete, Montezuma's Macht geerbt zu haben, für dessen Abkömmlinge all diese Indianer bis auf den heutigen Tag noch gelten wollen, und wie in neueren Zeiten Tecumseh, sammelte unser Held die verschiedenen Stämme und entwarf den Plan zu einer Verschwörung und einer allgemeinen Ermordung ihrer Unterdrücker, indem er erklärte, daß Alle, die dem Bunde nicht beiträten, das Schicksal der Spanier theilen sollten. Durch die Güte des Staatsecretärs Don Guadalupe Miranda, dem ich eine Abschrift von Oñate's Gesuch verdankte, erhielt ich auch eine Erzählung dieses Aufstands und

der Ermordung der spanischen Bevölkerung, nach dem in den öffentlichen Archiven von Santa Fe aufbewahrten Tagebuche des damaligen Statthalters und Befehlshabers Don Antonio de Otermin.

Wie es scheint, war die Nacht des dreizehnten August des Jahres 1680 zum Ausbruch des allgemeinen Aufstandes aller Stämme und Pueblos *) bestimmt. Zu einer gewissen Stunde sollte die Ermordung der Spanier ihren Anfang nehmen. Alle sollten gemordet werden, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter — die jungen und schönen Frauen ausgenommen, welche die Indianer zu Weibern sich auswählen würden. Obgleich diese Verschwörung gewiß lange Zeit gegohren hatte, so war man doch so heimlich und verschwiegen zu Werke gegangen, daß man bis wenige Tage vor der bestimmten Zeit die Gefahr weder kannte, noch ahnete. Wie es heißt, war kein einziges Weib in das Geheimniß gezogen worden, aus Furcht, den Erfolg des furchtbaren Planes zu gefährden; aber diese Vorsicht war nutzlos gewesen, er wurde von zwei Indianer-Häuptlingen dem Statthalter verrathen, und zu gleicher Zeit lief von einigen Beamten zu Taos die Kunde von der Verschwörung ein.

Die gefährliche Lage des Landes erkennend, ließ der Statthalter Otermin augenblicklich Befehl ergehen, daß sich die Bevölkerung des Südens in dem Pueblo von Isleta, wo der Untergouverneur seinen Sitz hatte, die Bevölkerung des Nordens und der benachbarten Bezirke aber in Santa Fe versammeln sollte. In den Befestigungen von Isleta fand sich eine bedeutende Menge ein, und vielen Familien aus den benachbarten Bezirken glückte es, die Hauptstadt zu erreichen; eine große Anzahl aber wurde unterwegs von den Indianern ermordet, denn als diese sahen, daß ihr Plan verrathen war, erwarteten sie nicht die bestimmte Zeit, sondern begannen augenblicklich das Werk der Vernichtung.

*) Die allgemeine Benennung aller katholischen Indianer von Neu-Mejico und ihrer Dörfer.

Man traf alle möglichen Vorbereitungen zu einer nachdrücklichen Vertheidigung der Hauptstadt. Die Bewohner der Vorstädte erhielten die Weisung, sich in die innere Stadt zu verfügen, und die Straßen wurden verschanzt. Am Abend des zehnten Augusts trafen zwei Soldaten von Taos ein, die nur mit großer Gefahr und Mühe der Wachsamkeit der Indianer entgangen waren, und brachten die Nachricht, daß die Pueblos von Taos sich alle in Aufruhr befänden. Der Gouverneur schickte nun eine Abtheilung Soldaten auf Kundschaft aus und sie kehrten am zwölften mit der schmerzlichen Nachricht zurück, daß sie auf ihrem Wege viele Todte gefunden hätten, daß die Kirchen geplündert und die Heerden aus den „Ranchos" davon getrieben wären.

In mehren benachbarten Pueblos erklärten sich nun die Indianer ohne Hehl für Ermordung der Spanier, und bei der drohenden Gefahr für Santa Fe ließ der Gouverneur die Regierungsgebäude in Vestungen umwandeln. Um dieselbe Zeit brachten zwei befreundete Indianer, die man in der Richtung nach Galisteo ausgesendet hatte, die Nachricht, daß fünfhundert Krieger vom Stamme der Tagnos — die südlich von Santa Fe ihre Wohnsitze haben — gegen die Stadt heranrückten und nur noch ungefähr eine Wegstunde entfernt wären. Die Kundschafter hatten mit den Feinden gesprochen und ihre Gesinnung und Absicht zu erforschen gesucht. Sie schienen mit Gewißheit auf Erfolg zu rechnen — „denn der Gott der Christen ist gestorben", sagten sie, „der unsrige aber, die Sonne, stirbt nie" — und erklärten dann, daß sie nur die Ankunft der Teguas — worunter fast alle Pueblos zwischen Santa Fe und Taos begriffen waren — der Taosas und Apaches erwarteten, um ihr blutiges Werk zu vollenden.

Am nächsten Morgen näherten sich die Wilden aus südlicher Richtung. Bei ihrer Ankunft nahmen sie ihr Einlager in den verlassenen Wohnungen der Vorstädte, um ihre Bundesgenossen zu erwarten, ehe sie die Belagerung der Stadt begännen. Es

kam bald eine Unterredung mit den bedeutendsten Häuptlingen zu Stande, und diese sagten den Spaniern, sie hätten zwei Kreuze mitgebracht, worunter sie ihnen die Wahl ließen; das eine wäre roth und bedeute Krieg, das andere weiß und bedeute Frieden, unter der Bedingung, daß sie ohne Aufschub die Provinz räumten. Der Statthalter suchte sie durch die Zusicherung zu versöhnen, es sollten alle Verbrechen, die sie begangen hätten, vergessen sein, wenn sie gute Christen und getreue Unterthanen würden; aber die Indianer spotteten seiner und lachten herzlich über seine Vorschläge. Er schickte nun einen Theil seiner Streitmacht aus, um den Feind zu vertreiben, mußte aber am Ende in eigner Person und mit allen streitbaren Leuten, die er auftreiben konnte, diesen Ausfall unterstützen. Der Kampf dauerte den ganzen Tag und kostete vielen Indianern und auch einigen Spaniern das Leben. Spät des Abends aber sah man von Norden her die Teguas, Taosas und andere gegen die Stadt heranziehen, und die Soldaten mußten die errungenen Vortheile aufgeben, um zur Vertheidigung der Vestungswerke zu eilen.

Die Belagerung hatte nun neun Tage gewährt, in welcher Zeit das Heer der Indianer beständig sich vermehrt hatte. In den letzten achtundvierzig Stunden war es ihnen gelungen, der Stadt alles Wasser zu nehmen, indem sie den Fluß ableiteten, der sie seither versorgt hatte, und da auch der Mangel an Lebensmitteln mit jedem Augenblicke drückender wurde und keine Aussicht auf Rettung oder Flucht vorhanden war, beschloß der Statthalter Otermin, am nächsten Morgen einen Ausfall zu machen und lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als auf so jämmerliche Weise durch Mangel an Mundbedarf umzukommen. Bei Sonnenaufgang machte er einen verzweifelten Angriff auf den Feind und trieb ihn in kurzer Zeit, trotz seiner weit schwächeren Streitmacht, aus seiner Stellung. Die Indianer wurden vollständig in Verwirrung gebracht, mehr als dreihundert getödtet und, nebst einer reichlichen Beute, siebenundvierzig als Gefangene davon geführt, die nach einem Verhör über den Hergang der Verschwör=

ung ohne Ausnahme erschossen wurden. Die Spanier zählten nur, wenn man ihrem eigenen Berichte über das Treffen glauben darf, vier bis fünf Todte, aber eine bedeutende Anzahl Verwundeter.

Die Stadt Santa Fe, obschon noch eine Bevölkerung von wenigstens tausend Seelen fassend, konnte der Streitmacht, von welcher sie bedrängt wurde und die jetzt ziemlich bis auf dreitausend sich vermehrt hatte, nicht über hundert rüstige Männer entgegenstellen. Der Statthalter Otermin beschloß daher, von dem Rathe der einsichtvollsten Bürger unterstützt, sie zu verlassen, und so zog am folgenden Tage — es war der 21. August — die ganze Einwohnerschaft, größtentheils zu Fuß und mit ihren Bedürfnissen beladen, denn die Thiere reichten kaum für die Verwundeten, aus den gefährdeten Mauern. Ihr Zug wurde von den Indianern nicht belästigt, die nur bis Isleta ihre Bewegungen beobachteten und dann sich nicht mehr blicken ließen. Auch die Bewohner dieser Ansiedlung hatten sich vor einigen Tagen nach Süden zurückgezogen; alle Pueblos waren von den Indianern verlassen und die Spanier, die dazu gehörten, ermordet worden.

Nach einigen Tagen befand sich die Karawane gänzlich außer Stande, die Wanderung fortzusetzen; denn es fehlte ihr nicht nur an Thieren, sondern sie war auch auf dem Punkte zu verhungern, indem die Indianer den Weg von Allem entblößt hatten, was den Reisenden hätte Hilfe gewähren können. In dieser Noth sendete Otermin einen Boten an den Unterstatthalter, der eine bedeutende Strecke voraus war, und empfing hierauf von dessen Zuge einige Wagen mit Lebensmitteln. Gegen Ende des Septembers erreichte er mit seinen Leidensgefährten „Paso del Norte" — ungefähr 320 Meilen südlich von Santa Fe — und hier stießen sie auf die Flüchtlinge, die ihnen vorangegangen waren.

Otermin schickte sogleich einen Bericht von dem Unglück an den Vicekönig von Mejico und bat um Verstärkungen zur Wieder=

eroberung der verlorenen Provinz; aber sie erschienen erst im folgenden Jahre. Mittlerweile blieben die Flüchtlinge, wo sie waren, in einem weiten fruchtbaren Thale, wo mehre den Spaniern treu gebliebene Pueblos lagen, und gründeten — den beßten Ueberlieferungen zu Folge — die Stadt el Paso del Norte, so benannt zum Andenken an jenen „Zug aus Norden".

Don Diego de Vargas Zapata, Otermin's Nachfolger, begann das Werk der Wiedereroberung. Der Krieg dauerte zehn Jahre. Im Jahre 1688 kam Don Pedro de Cruzate in die Provinz und unterwarf das Pueblo von Zia, das durch seinen tapferen und hartnäckigen Widerstand sich vorzüglich hervorgethan hatte. In diesem Angriffe fielen mehr als sechshundert Indianer beiderlei Geschlechts und eine bedeutende Anzahl wurde zu Gefangenen gemacht, hierunter auch ein wegen seiner Tapferkeit berühmter Krieger, Namens Ojeda, der geläufig Spanisch sprach und von Allem, was während dieses Aufstandes sich zutrug, einen geschriebenen Bericht lieferte. Er erzählte, daß die Spanier und besonders die Priester überall auf das unmenschlichste wären gemordet worden, und erwähnt besonders der Ermordung des Geistlichen von Zia, dessen Schicksal eines der grausamsten gewesen sei. Er wurde in der Nacht des Aufstandes von den Indianern aus dem Kloster geschleppt und nackend auf ein Schwein gesetzt. Dann zündete man Fackeln an und führte ihn in diesem Zustande unter beständigen furchtbaren Geißelhieben durch das Dorf und mehrmal um Kirche und Kirchhof. Aber hiermit noch nicht zufrieden, stellten sie den alten schwachen Mann auf alle Viere, und sich abwechselnd auf seinen Rücken setzend, trieben sie ihn mit ununterbrochenen Schlägen durch die Straßen, bis er leblos zusammensank.

Die Uneinigkeit, die bald unter den verschiedenen Pueblos herrschend wurde, erleichterte ihre zweite Unterjochung, und durch diese kleinen Kriege entvölkert und verwüstet, verschwanden ganze Dörfer, deren Namen nur noch die Geschichte nennt.

Im Jahre 1698, nachdem das Land seit einiger Zeit wieder

unter völliger Botmäßigkeit der Spanier gestanden hatte, brach eine neue Empörung aus, in welche viele Pueblos verwickelt waren, die aber durch das kräftige Einschreiten des Statthalters Vargos Zapata bald wieder unterdrückt wurde.

Seit diesem letzten Versuche sind die Indianer mit etwas mehr Menschlichkeit behandelt worden, indem man jedem ihrer Dörfer einige Meilen Land vergönnte und ihnen die Freiheit ließ, sich selbst zu regieren. Sie unternahmen keinen neuen Aufstand, bis sie im Jahre 1837 mit den mejicanischen Insurgenten sich verbanden und in einer anderen blutigen Verschwörung ihren nie erloschenen glühenden Haß gegen ihre Besieger aufs Neue an den Tag legten. Einige Zeit vor diesen traurigen Ereignissen ging unter ihnen die Verheißung, daß ein neues Volk aus Osten erscheinen würde, um sie vom spanischen Joche zu befreien. Vielleicht bauten sie ihre Hoffnungen auf die Amerikaner, da sie von den Texanern noch nichts zu wissen schienen; in Wahrheit aber sind die Pueblos in allen Theilen von Mejico stets reif zur Empörung gewesen, und es ist bekannt, daß das Heer des revolutionären Häuptlings Hidalgo größtentheils aus dieser Volksklasse zusammengesetzt war. Der gegenwärtige Ausbruch im Norden ging jedoch von der spanisch-mejicanischen Bevölkerung aus und war hauptsächlich durch den Uebergang der Föderativ-Regierung zum Centralismus im Jahre 1835 veranlaßt worden. Es kam damals aus Mejico ein neuer Statthalter, Namens Albino Perez, um die Verwaltung dieser entlegenen Provinz zu übernehmen, und das „souveräne Volk“, das seither fast immer nur von einheimischen Statthaltern regiert worden war, fand diese Neuerung nicht eben sehr angenehm; doch da die veränderte Regierungsform etwas Neues war und nicht in die pecuniären Interessen des Volkes griff, wurde sie ruhig hingenommen, und selbst als man es zur Erhaltung der neuen Organisation für nöthig fand, ein dem Lande seither völlig unbekanntes System directer Besteuerung einzuführen, regte sich noch keine Spur von Gewalt, so tief der Keim der Empörung auch schon wurzeln

mochte. Die Gefangennehmung eines Alcalde durch den Prefecto des nördlichen Districts erweckte den ersten thätlichen Widerstand. Der Beamte wurde augenblicklich von einem Pöbelhaufen in Freiheit gesetzt, und hiermit schien die Losung zum allgemeinen Aufstande gegeben zu sein.

Diese neuen Bewegungen begannen zu Anfang August, des Jahres 1837 und bald sammelte sich bei La Cañada — einer Stadt ungefähr fünf und zwanzig Meilen nördlich von Santa Fe — ein ungeheuerer Volkshaufen, unter welchem sich die bedeutendsten Krieger aller nördlichen Pueblos befanden. Der Statthalter Perez ließ Befehle an die Alcalden ergehen, die Miliz zusammenzuziehen; aber Alles, was sich aufbieten ließ, waren ungefähr hundert und funfzig Mann. Mit dieser unzulänglichen Streitmacht wagte er es, aus der Hauptstadt zu rücken, wurde aber bald von den Insurgenten überfallen, die bei La Cañada im Hinterhalt lagen. Seine Leute gingen zum Feinde über, und es blieb ihm mit einigen zwanzig ihm treu gebliebenen Freunden nichts Anderes übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. In Santa Fe war nicht auf Sicherheit zu rechnen, die Flüchtlinge wendeten sich daher nach Süden; aber die erbitterten Indianer hatten sie bald eingeholt, und der Statthalter wurde auf die grausamste Weise gemordet.

Am neunten August schlug ein Insurgentenhaufen von ungefähr zweitausend Mann sein Lager in den Vorstädten der Hauptstadt auf, und jeder zitterte jetzt vor einer Plünderung. Die amerikanischen Kaufleute waren besonders unruhig, indem sie jeden Augenblick befürchteten, der wilde Haufe möchte ihr Leben und Eigenthum als Opfer begehren. Zum größten und angenehmsten Erstaunen aller jedoch, blieben Einwohner und Kaufleute von bedeutenderen Gewaltthätigkeiten fast gänzlich verschont. Ein großer Theil der Insurgenten hielt sich ungefähr zwei Tage in der Stadt auf, und während dieser Zeit wurde einer ihrer kühnsten Anführer, John Gonzales aus Taos — ein wackerer

und rechtschaffener Jäger, aber höchst unwissender Mann — zum Statthalter erwählt.

Der erste Schritt der Rebellen war, sich des Eigenthums ihrer vogelfreien oder gemordeten Opfer zu bemächtigen, das hierauf durch eine Verordnung der „Asamblea general“ — so hieß ein vom Statthalter Gonzales berufener und aus allen Alcalden und den bedeutendsten Männern des Gebiets zusammengesetzter Rath — unter die Sieger vertheilt wurde. Die Familien dieser unglücklichen Opfer wurden auf diese Weise all ihrer Habe beraubt, und den fremden Kaufleuten, die den Beamten im Vertrauen auf ihr Eigenthum und ihren Gehalt bis zu bedeutenden Summen Kredit gegeben hatten, blieb kein Hilfsmittel, ihre Forderungen zu erlangen. Da diese Verluste hauptsächlich durch Mangel des nöthigen Schutzes von Seiten der Generalregierung entstanden waren, so setzten die amerikanischen Kaufleute eine Bittschrift auf und übersendeten sie mit einem Verzeichnisse der verschiedenen unbezahlten Rechnungen an Powhattan Ellis, den amerikanischen Gesandten in Mejico. Diese Forderungen waren gewiß gerechter als viele von denjenigen, die einige Jahre später die französische Blokade verursachte; aber es wurde den armen Gläubigern keine Aussicht auf Entschädigung gegeben.

Im Süden beschuldigte man allgemein die Amerikaner als Anstifter dieses Aufstandes, den man offen für einen zweiten Tejas-Kampf erklärte. Ihre Güter wurden unter den unbedeutendsten Vorwänden oder wegen angeblicher Regelwidrigkeiten in den nöthigen Papieren und Scheinen eingezogen oder mit Beschlag belegt; obgleich es offenkundig war, daß diese und andere Schändlichkeiten als Strafe für Ereignisse auf sie gehäuft wurden, welche zu verhüten nicht in ihrer Macht gestanden hatte; und diese gemißhandelten Kaufleute waren in der That nicht nur unschuldig an aller Theilnahme bei diesen aufrührischen Bewegungen, sondern hatten auch die Regierung mit Mitteln zur Unterdrückung des Aufstandes unterstützt.

Wie bereits erwähnt, waren die Pueblo-Indianer die thätig-

sten Helfer in dem verzweifelten Streite, obgleich die Partei der Insurgenten aus all den verschiedenartigen Bestandtheilen einer mejicanischen Bevölkerung zusammengesetzt war. Die Rancheros und andere aus den niedrigsten Klassen waren nur Werkzeuge gewisser unzufriedenen Vornehmen, die sich mit der Hoffnung schmeicheln mochten, nach dem Untergange ihrer Feinde sich selbst zu erhöhen. Zu ihnen gehörte der gegenwärtige Statthalter Armijo, ein ehrgeiziger und ungestümer Demagog, der aus dieser oder jener Ursache den Sturz der ganzen Verwaltung sehr eifrig zu wünschen schien.

Sobald Armijo von der Begebenheit Nachricht empfing, eilte er in die Hauptstadt und erwartete — wie mir sein eigener Bruder vertraute — mit Gewißheit, zum Statthalter erwählt zu werden; da er aber nicht den mindesten persönlichen Beistand geleistet hatte, wollte die Pöbelmacht seinen Anspruch auf ihre Wahlstimme nicht anerkennen. Er kehrte daher, wie Santa Ana, auf seinen Wohnsitz bei Albuquerque zurück, um in Nachahmung seines großen Vorbildes Mittel und Wege zu suchen, wie er der Wirkung seiner eignen Ränke entgegen arbeiten könnte, und er war in seinen Entwürfen so glücklich, daß er schon gegen den September eine bedeutende Streitmacht versammeln und eine Gegenrevolution zu Gunsten der Föderativregierung ausrufen konnte. Zu gleicher Zeit machten die aufgelösten Truppen der Hauptstadt unter Kapitän Caballero eine ähnliche Erklärung, indem sie Waffen verlangten und sich erboten, ohne Lohn zu dienen. Die Pöbeldynastie war so weit gegangen, Mejico den Gehorsam aufzukündigen, und wollte sich unter den Schutz von Tejas stellen, ohne daß irgend ein Verständniß mit dieser Republik vorhergegangen war.

Armijo rückte jetzt mit seiner ganzen Streitmacht gegen Santa Fe, und der Statthalter Gonzales, der kein Heer zu seiner Vertheidigung besaß, floh nach Norden. Nach Armijo's triumphirendem Einzuge in die Hauptstadt, ließ er sich zum Statthalter und General ernennen und schickte augenblicklich Boten mit glänzenden

Berichten von seinen Thaten nach Mejico, die ihm eine Bestätigung jener Titel und Würden auf acht Jahre auswirkten.

Mittlerweile waren ungefähr zweihundert Dragoner aus Zacatecas und eben so viele regelmäßige Truppen aus Chihuahua in Neu-Mejico eingerückt, und diese vereinigten sich bei ihrer Ankunft in Santa Fe mit Armijo's kleinem Heere und zogen im Januar des Jahres 1838 gegen die Rebellen, die sich jetzt wieder in bedeutender Anzahl bei La Cañada versammelt hatten.

Die Hauptstadt schwebte in banger — unruhiger Erwartung; denn bei einem neuen Siege des Empörerhaufens stand ihr eine furchtbare Plünderung bevor. Fremde Kaufleute hatten wie gewöhnlich die meiste Ursache zu Besorgnissen, denn man hatte ihnen für die Unterstützung, die sie der Regierungspartei hatten zukommen lassen, offen Rache geschworen. Sie waren daher beständig auf ihrer Hut und hatten Alles zu einer schnellen Flucht nach den Vereinigten Staaten vorbereitet. In kurzer Zeit jedoch kam die beruhigende Nachricht von der völligen Niederlage der Insurgenten.

Armijo scheint beim Anblick der feindlichen Haufen fast Willens gewesen zu sein, ohne Angriff wieder umzukehren, als ein Dragonerhauptmann Namens Muñoz ihm zurief: „Was ist zu thun, General? Gebt mir nur Erlaubniß, und ich verjage dieses Lumpengesindel mit meiner Kompagnie allein.“ Armijo verweigerte es nicht, und der tapfere Hauptmann stürzte sich auf die Rebellen, die schnell in wilder Flucht sich auflösten.

Siebenter Abschnitt.

Neu-Mejicos geographische Lage. — Der Rio del Norte. — Der versunkene Fluß. — Santa Fe und seine Oertlichkeit. — El Valle de Taos. — Neu-Mejicos Boden. — Der erste Ansiedler in Taos und sein Vertrag mit den Indianern. — Klima. — Bevölkerung. — Ackerbau. — Hauptproducte des Landes. — Tortillas. — Atole, Frigolas und Chile. — Seltsame Sitte. — Flachs und Kartoffel heimisch. — Tabak. — Früchte. — Waldungen. — Die Palmilla oder Seifenpflanze. — Triften.

Neu-Mejico besitzt nur wenige von jenen natürlichen Vortheilen, die zu einem schnellen Fortschreiten in der Civilisation nöthig sind. Obgleich nördlich und östlich von dem Gebiete der Vereinigten Staaten, südlich von Tejas und Chihuahua und westlich von Ober-Californien begränzt, ist es von Gebirgketten und Prairiewüsten umgeben, die außer in der Richtung von Chihuahua, wovon seine Ansiedlungen durch eine menschenleere Einöde von fast zweihundert Meilen getrennt sind, über fünfhundert Meilen weit sich ausdehnen — ohne durch einen einzigen Wasserweg mit irgend einem anderen Theile der Welt verbunden zu sein.

Das ganze nominelle Gebiet umfaßt mit Einschluß jener öden, unbewohnbaren Gegenden, wovon es durchschnitten ist, gegen zweimalhunderttausend Quadratmeilen, natürlich nach seinen ursprünglichen Gränzen und daher unabhängig von Tejas Ansprüchen auf den Rio del Norte. Zu welchem Staatsgebiete dieser Landstrich auch wirklich gehören mag, der Theil desselben wenigstens, der bewohnt ist, sollte vereinigt bleiben. Ein Versuch von Tejas, den Rio del Norte zur Gränzlinie zu machen,

würde die endliche Erwerbung des Gebietes bedeutend verzögern und mindestens ein Drittel der an dieselbe Regierung gewöhnten, durch Bande des Blutes und durch gleiche Sitten verbundenen Bevölkerung völlig der Gewalt der benachbarten Wilden preisgeben, die westlich die Cordilleren bewohnen. Diese große Gebirgkette, welche die Ufer des Rio del Norte nicht weit über „El Paso" erreicht, wäre von da nach Norden die natürlichste Gränze zwischen beiden Ländern.

Es giebt nicht einen einzigen schiffbaren Fluß in Neu-Mexico. Der berühmte Rio del Norte ist den größten Theil des Jahres so seicht, daß kaum indianische Boote ihn befahren können, und überdieß wird unterhalb Santa Fe auf einer Strecke von mehr als tausend Meilen die Schifffahrt durch häufige Sandbänke und Untiefen unterbrochen.

Herr von Humboldt spricht von einem außerordentlichen Ereignisse, das im Jahre 1752 sich zugetragen haben soll, und das, wie er sagt, noch immer im Gedächtnisse der Bewohner von Paso del Norte lebe. „Das ganze Bett des Flusses" — erzählt der gelehrte Reisende — „wurde mehr als neunzig Meilen über und sechzig Meilen unter dem Paso plötzlich trocken, und das Wasser stürzte sich in einen neu gebildeten Abgrund und kam erst bei dem Presidio *) San Eleazeario wieder zum Vorschein. — Endlich nach Verlauf von mehren Wochen nahm es wieder seinen alten Lauf, ohne Zweifel, weil der Abgrund und die unterirdischen Kanäle sich angefüllt hatten." Ich muß bekennen, daß dieß bedeutend an's Mährchenhafte streift, da nicht die mindeste Kunde von diesen Thatsachen auf das gegenwärtige Geschlecht sich fortgepflanzt hat. Bei großer Trockenheit jedoch soll dieser Fluß an manchen Stellen zwischen San Elceario und dem Presidio del Norte gänzlich im Sande verschwunden sein.

Von den zahlreichen Nebenflüssen, die ihren Lauf nach dem Rio del Norte nehmen, erreichen nur wenige ihre Bestimmung,

---

*) Presidio bedeutet einen befestigten Platz mit Besatzung.

ehe sie sich völlig erschöpfen. Rio Puerco, so genannt wegen der Trübe seines Wassers, macht, wie es scheinen möchte, von dieser Regel eine Ausnahme; aber auch er, obgleich zum wenigsten hundert Meilen lang, ist während einer gewissen Zeit des Jahres an seiner Mündung trocken. Selbst das Flüßchen von Santa Fe, obgleich wild und rauschend in der unmittelbaren Nähe der Gebirge, sinkt zur Bedeutunglosigkeit und verliert sich oft völlig, ehe es den Hauptstrom erreicht. Die Flüsse Pecos und Conchos, seine bedeutendsten Wasserspender, möchten kaum Erwähnung verdienen, wäre es nicht wegen eines geographischen Irrthums des Herrn von Humboldt, der den ersteren als den Quellfluß des Red River von Natchitoches bezeichnet. Diese Flüsse sind die ersten, von welchen der Rio del Norte, südlich von Santa Fe — das heißt auf einer Strecke von fünfhundert Meilen — beständig Wasser empfängt. Kein Wunder, daß dieser „große Fluß des Nordens" in seinem Laufe immer mehr an Wassermasse abnimmt. Oberhalb des Flutwassers ist er für den größten Theil des Jahres fast aller Orten zu durchwaten und, außer zur Zeit der Ueberschwemmungen, selten mehr als knietief. Seine Ufer sind meist sehr seicht, und erheben sich oft nicht zehn Fuß über den niedrigen Wasserstand. Dennoch aber kommen in Folge der unverhältnißmäßigen, meist auf drei bis vierhundert Fuß sich belaufenden Breite des Flußbettes, keine Austritte vor. Seine mächtigsten Anschwellungen ereignen sich zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen nach dem Schmelzen des Bergschnees.

Dieser Fluß ist bei den Bewohnern von Nord=Mejico nur unter den Namen Rio del Norte oder Nordfluß bekannt, weil er aus dieser Richtung herabkommt, nach Süden hin jedoch wird er wegen seiner Ausdehnung an einigen Stellen auch „Rio Grande" genannt; den Namen „Rio Bravo" — d. h. wilder oder reißender Strom — den man ihm so oft auf Karten giebt, hört man selten oder gar nicht unter dem Volke. Trotz seiner ungeheuren Länge — denn er muß, seine Windungen verfolgend, von seiner Quelle im Felsengebirge bis zu dem Golf von

Mejico gewiß bedeutend mehr als zweitausend Meilen zurückle- gen — ist er dennoch nur eine Strecke von zweihundert Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar.

Santa Fe, die Hauptstadt von Neu-Mejico, ist die einzige Stadt von einiger Bedeutung im Gebiete. Man findet es zu- weilen Santa Fe de San Francisco geschrieben, indem die- ser ihr Schutzheiliger ist. Wie die meisten Städte in diesem Theile des Landes steht sie auf der Stätte eines alten Pueblo oder Indianer-Dorfes, dessen Bevölkerung seit vielen Jahren aus- gestorben ist. Sie liegt zwölf bis funfzehn Meilen östlich von Rio del Norte, am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem kleinen Flüßchen von unbedeutender Mühlentreibkraft, das in eisigen Wasserfällen hinunter sprudelnd, einige zwanzig Meilen südwärts den Rio del Norte erreicht. Die Bevölkerung der Stadt selbst wird die Zahl von 3000 nur um weniges übersteigen; mit Einschluß einiger benachbarten Dörfer jedoch, die unter die- selbe Gerichtsbarkeit gehören, beläuft sie sich fast auf 6000 See- len *).

Die Stadt ist sehr unregelmäßig angelegt, und die meisten Straßen sind nicht viel besser als gewöhnliche Landstraßen und durchschneiden zerstreut liegende Wohnungen, zwischen welchen Kornfelder sich ausbreiten, die fast hinlänglich sind, die Einwoh- nerschaft mit Getreide zu versehen. Nur an einem Punkte der Stadt findet man einen Anschein von regelmäßiger Bauart, näm- lich in den vier Reihen Häuser, deren Vorderseiten von Portalen oder „Corredores" der rohesten Art beschattet werden. Sie stehen um den Marktplatz und enthalten das „Palacio" oder die Statt-

*) Die Breite von Santa Fe ist nach verschiedenen Beobachtungen 35° 41′ — obgleich es auf den meisten Karten fast einen Grad weiter nördlich liegt — seine Länge ungefähr 106° westlich von Greenwich. Die Meereshöhe beträgt fast 7000 Fuß, und die höchste Gebirgsspitze, die mit ewigem Schnee bedeckt, gegen zehn Meilen von der Stadt entfernt liegt, berechnet man auf 5000 Fuß Höhe über Santa Fe.

halterwohnung, das Zollhaus, die Kaserne, womit zugleich das furchtbare „Calabozo" verbunden ist, die „Casa Consistorial" der Alcalden, die „Capilla de los Soldados" oder Militärkapelle, und verschiedene andere Privatwohnungen, sowie die Gewölbe der meisten amerikanischen Kaufleute.

Die Bevölkerung von Neu=Mejico ist größtentheils auf Städte und Dörfer eingeschränkt, und die Vorstädte sind in der Regel Meiereien. Selbst die einzelnen „Ranchos" und „Haciendas" sind Dörfer geworden — eine fast unumgängliche Folge des mangelnden Schutzes gegen die räuberischen Wilden in den benachbarten Wildnissen. Die bedeutendsten dieser Niederlassungen liegen in dem Thale des Rio del Norte und erstrecken sich von fast hundert Meilen nördlich, zu fast hundert und funfzig Meilen südlich von Santa Fe. Die Niederlassungen den Fluß aufwärts von der Hauptstadt aus, sind unter dem allgemeinen Namen „Rio Arriba" bekannt, die am Flusse abwärts liegenden, unter dem Namen „Rio Abajo". Die letzteren enthalten mehr als ein Drittel der Bevölkerung und Neu=Mejicos größten Reichthum. Der bedeutendste von den der Hauptstadt zunächst liegenden Wohnsitzen ist „El Valle de Taos" *), so genannt zu Ehren des Taosa=Indianerstammes, wovon noch ein Ueberrest im Norden des Thales ein Pueblo bildet. Kein Theil Neu=Mejicos gleicht diesem Thale an Vortrefflichkeit des Bodens, an üppigem Wachsthum und überhaupt an Schönheit. Alles, was man in seinen fruchtbaren Boden wirft, und was die zeitigen Herbstfröste reifen lassen, wächst zu wunderbarer Vollkommenheit empor. So hat man besonders Weizen von ausgezeichneter Güte und in solcher Fülle erbaut, daß er, wie man versichert, oft mehr als das hundertste Korn gab. Es soll jedoch hiermit nicht gesagt

---

*) Das „Thal Taos" umfaßt, ohne daß es eine Stadt dieses Namens giebt, mehre Dörfer und andere Ansiedelungen, wovon Fernandez und Los Ranchos, die vier bis fünf Meilen von einander entfernt liegen, die größten sind.

sein, daß dieß ein günstiges Beispiel des neu-mexicanischen Bodens ist; denn in Wahrheit, wenn auch viele Niederungen von der fruchtbarsten Beschaffenheit sind, das Hochland muß größtentheils unfruchtbar bleiben, zum Theil wegen der Armuth des Bodens, aber ohne Zweifel eben so sehr aus Mangel an Bewässerung. Deßhalb liegen fast alle Landgüter und Ansiedelungen in jenen Thälern, die durch einen beständig fließenden Fluß bewässert werden. Aber auch das Hochland besitzt zuweilen einen außerordentlichen Grad von Fruchtbarkeit; denn es ist zum Beispiel Thatsache, daß viele der Felder auf dem Hügellande in den Vorstädten von Santa Fe schon über zwei hundert Jahre beständig bebaut werden und, ohne je eine Düngung erhalten zu haben, dennoch leidliche Ernten tragen.

Der erste Ansiedler in dem reizenden Thale von Taos, seit das Land den Indianern wieder abgenommen wurde, soll ein Spanier, Namens Pando, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gewesen sein. Diesem Glücksritter aus Norden, der sich von den Plünderungen der Comanches-Indianer bedeutend heimgesucht sah, gelang es, die Freundschaft dieses Stammes durch das Versprechen zu gewinnen, seine Tochter, damals noch ein Kind von großer Schönheit, einem der Häuptlinge zur Frau zu geben. Als jedoch das abgeneigte Mädchen sich geweigert hatte, den Vertrag zu vollziehen, wurde die Ansiedelung von den Wilden augenblicklich überfallen und außer der verlobten Jungfrau, die man in die Gefangenschaft führte, Alles niedergemetzelt. Nachdem die Unglückliche einige Jahre lang bei den Comanches in den großen Prairieen gelebt hatte, wurde sie an die Pawni-Indianer vertauscht, von welchen sie endlich ein Franzose in St. Louis kaufte. Einige sehr achtbare Familien in dieser Stadt stammen von ihr her und es leben hier noch Viele, die sich zu erinnern wissen, mit welchem rührenden Ausdrucke sie die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen pflegte. Sie starb erst vor einigen Jahren.

Gesundheit des Klimas ist unbestreitbar der Hauptvorzug Neu-Mejicos. Nirgend — selbst nicht unter dem vielgepriesenen sicilianischen Himmel — kann es eine reinere und gesündere Atmosphäre geben. Gallenkrankheiten, diese furchtbaren Plagen im Thale des Mississippi, sind hier fast unbekannt. Außer einem epidemischen Fieber von typhusartigem Charakter, das in den Jahren von 1837 bis 1839 in der ganzen Provinz seine Verwüstungen anrichtete und das mit den Blattern, die 1840 zum Ausbruch kamen, fast zehn Procent der Bevölkerung hinwegraffte, hat Neu-Mejico sehr wenig von Fieberkrankheiten zu leiden gehabt, so daß man hier eine eben so lange Lebensdauer erreicht als in irgend einem anderen Theile der bewohnten Welt. Man sieht hier Leute, die fast zu Mumien verdorrt sind, und deren Alter sich nur aus ihrer Erinnerung an gewisse merkwürdige Ereignisse, die in längst vergangenen Zeiten stattgefunden haben, vermuthen läßt.

Ein schwüler Tag nördlich von Santa Fe ist ein sehr seltenes Ereigniß. Die Sommernächte sind gewöhnlich so kühl und angenehm, daß ein Paar Decken ein kaum zu entbehrendes Bedürfniß der Behaglichkeit sind. Die Winter sind lang, aber nicht so plötzlichen Veränderungen unterworfen als in einem feuchteren Klima. Der durchschnittliche Stand des Thermometers ist das Jahr hindurch von 10° zu 75° Fahrenheit über Null. Herr von Humboldt hat sich in Bezug auf das Klima Neu-Mejicos zu einem eben so großen Irrthum verleiten lassen wie in Bezug auf die Flüsse; denn er bemerkt, daß bei Santa Fe und etwas weiter nördlich „der Rio del Norte oft mehre Jahre nach einander mit so dickem Eise bedeckt sei, daß es Pferden und Wagen einen Uebergang gewähre“ — ein Umstand, der für die Neu-Mejicaner kaum ein geringeres Wunder sein würde als ein ähnliches Ereigniß in dem Hafen von Neu-York für dessen Bewohner.

Die große Erhöhung all dieser Ebenen über das Felsengebirge ist vielleicht die Hauptursache der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre. Es giebt wenig Regen im Jahre, aus-

genommen vom Julius bis zum October, die sogenannte Regenzeit, und da die Kaufleute vom Missouri gewöhnlich zu deren Anfang ankommen, so hat dieses Zusammentreffen beim Volke den Aberglauben erweckt, daß die Amerikaner den Regen bringen. In Zeiten der Trockenheit sieht man daher mit Sehnsucht, wie den Spendern augenblicklicher Hilfe, der Ankunft der jährlichen Karawanen entgegen.

Man hat nie eine genaue Volkszählung in Neu-Mejico vorgenommen. Ueber die Ergebnisse einer im Jahre 1832 versuchten äußert sich der Staatssecretair in Santa Fe wie folgt: „Gegenwärtig (1841) können wir die spanische oder weiße Bevölkerung auf 60,000 Seelen anschlagen, als Ueberrest von den 72,000, die nach der vor sieben bis acht Jahren unternommenen Zählung damals in Neu-Mejico lebten." Er schreibt diese bedeutende Abnahme dem Wüthen jener furchtbaren Krankheiten zu, von welchen bereits die Rede war. Die Verminderung der Bevölkerung durch diese Ursachen ist jedoch übertrieben, und die Verschiedenheit muß ihren Grund in der ursprünglichen Ungenauigkeit der erwähnten Zählung haben.

Wenn man die ununterjochten Wilden ausnimmt, so kann man nach den beßten Schätzungen, die ich habe erlangen können, die ganze Bevölkerung Neu-Mejicos mit Einschluß der Pueblo-Indianer nicht höher als 70000 Seelen angeben. Diese lassen sich folgender Weise vertheilen: weiße Creolen 1000, Mestizen oder gemischte Creolen 59000, und Pueblos 10000. Die Zahl der naturalisirten Bürger ist sehr gering — kaum zwanzig, und wenn man die durchreisenden Kaufleute abrechnet, so giebt es nur doppelt soviel fremde Inwohner. Es giebt keine Neger in Neu-Mejico und folglich weder Mulatten noch Zambos.

Der Ackerbau befindet sich, wie fast Alles in diesem Lande, in einem sehr urthümlichen unausgebildeten Zustande. Ein großer Theil der Landbauer bearbeitet sein Land bloß mit der Hacke; ihre Pflüge, wenn sie welche haben, werden nur bei weichem Boden benutzt, da sie zu plump gebaut sind, um irgend

irgend andere Dienste thun zu können. Diejenigen, die ich gesehen habe, waren meist auf folgende Weise zusammengesetzt: man hatte ein Stück Baumstamm, ungefähr acht bis zehn Zoll im Durchmesser, gegen zwei Fuß lang abgeschnitten und einen kleinen Ast als Handhabe daran gelassen, hiermit ist eine Stange verbunden, an welche Ochsen gejocht sind. Die Pflugschar geht flach und macht eine Furche wie der gewöhnliche Schaufelpflug. Eben so verdient bemerkt zu werden, daß die Pflüge oft nur einzig und allein aus Holz bestehen und nicht das mindeste Eisen, nicht einmal einen Nagel, an sich tragen.

Die labores und milpas — bebaute Felder — sind oft, ja sehr gewöhnlich ohne Einfriedigung, die Eigenthümer von Vieh sind deßhalb gezwungen, es von Hirten beständig beaufsichtigen zu lassen, denn für jede Betretung der Felder durch Heerden muß der Besitzer der letzteren Strafe bezahlen; statt daß daher, wie in den Vereinigten Staaten, der Landbauer genöthigt ist, sein Getreide gegen das Vieh zu schützen, müssen die Viehbesitzer ihr Vieh vor den Feldern schützen. Nur hier und da sieht man eine mit Stangen, die auf Gabeln liegen, oder mit einer lockeren Hecke eingehegte Meierei, gelegentlich wohl auch Mauern.

Die Nothwendigkeit der Bewässerung hat der Ackerbau hauptsächlich auf die Thäler beständig fließender Flüsse beschränkt, und wird ihn ohne Zweifel auch für die Zukunft darauf beschränken. An manchen Orten gehen die Ernten häufig durch das Austrocknen der Flüsse verloren; wo es aber hinreichendes Wasser giebt, hat in der Bewässerung die Kunst die Natur soweit ersetzt, daß es fast fraglich ist, ob ein Einmischen der Natur in diese Sache nicht nachtheilig sein würde. Der Landwirth braucht seine Felder nicht überfluten zu lassen, wenn er das Wasser selber leitet, noch viel weniger braucht er sie der Vertrocknung auszusetzen; er ist daher seiner Ernte gewisser, als wenn er den Launen des Wetters in mehr begünstigten landwirthschaftlichen Gegenden ausgesetzt wäre.

Eine acequia madre, d. h. ein Muttergraben, liefert gewöhnlich hinlängliches Wasser zur Bewässerung eines ganzen Thales oder wenigstens aller Felder einer Stadt oder Ansiedlung. Ein solcher Graben wird unter Oberaufsicht der Alcalden von der Gemeinde angelegt und erhalten, und es sind Arbeiter dabei angestellt, wie anderwärts bei Landstraßen. Die Größe dieses Hauptgrabens richtet sich natürlich nach der Größe des zu bewässernden Landes. Er wird über den höchsten Punkt des Thales geführt, der bei diesen Gebirgflüssen meist den Bergen zunächst liegt, und von hier aus leitet jeder Eigenthümer einer Feldwirthschaft einen kleineren Graben in ähnlicher Weise über die erhabenste Stelle seiner Aecker. Wo kein großer Ueberfluß an Wasser ist, was besonders an den kleineren Flüssen vorkommt, hat jeder Feldwirth seinen Tag oder seine Stunden zur Bewässerung seiner Felder, und es ist ihm nicht gestattet, zu einer anderen Zeit aus der acequia madre Wasser zu schöpfen. Sobald der Landwirth das Wasser in seinen kleineren Graben gelassen hat, dämmt er ihn ab, erst an einer Stelle, dann an einer anderen, so daß jedesmal ein Theil der Felder überrieselt wird, und indem er mit seiner Hacke Erhöhungen beseitigt und Löcher zuscharrt, bewirkt er, daß das Wasser gleichmäßig über die Oberfläche rinnt. Obgleich das Verfahren etwas beschwerlich scheint, so kann doch ein geschickter Bewässerer in einem Tage seine fünf bis sechs Acker Feld bewässern, wenn es eben und Alles gut vorgerichtet ist; auf unebenem Boden jedoch wird er kaum im Stande sein, in gleicher Zeit halb so viel zu leisten.

Alle Hauptgräben im Thale des Rio del Norte werden aus diesem Flusse hergeleitet, ausgenommen, wo ein ihm zufließendes Wasser eine bequemere Benutzung erlaubt. Da die Ufer sehr seicht sind, der Fluß aber einen bedeutenden Fall hat, so wird das Wasser bald auf die Oberfläche gebracht, mittels eines horizontalen Grabens, der von einem Orte des Flusses ausgehend, wo das Wasser nie versiegt, längs einem geneigten Ufer hin-

läuft, gewöhnlich ohne Damm, hier und da einen Steinhügel ausgenommen, um den Strom in den Kanal zu lenken.

Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und Weizen. Der erstere wird sehr reichlich zur Bereitung von „Tortillas" verwendet, eine vom Volke sehr gesuchte Speise, deren Gebrauch es von den Ureinwohnern ererbt hat. Das Korn wird mit etwas Kalk in Wasser gekocht, und wann es hinlänglich weich ist, um es von den Hülsen zu reinigen, wird es auf einem metate*) zu Teig gerieben und in einen dünnen Kuchen geformt. Dieser wird alsdann auf einer kleinen Eisen- oder Kupferplatte — Komal, von den Indianern Komalli genannt — über's Feuer gesetzt, und in weniger als drei Minuten ist er gebacken und zu genießen. Die Dünnheit der Tortilla ist stets ein großer Beweis von der Geschicklichkeit der Köchin, und es wird in der Kunst der Bereitung viel gewetteifert.

Eine Art dünnen Mußes „Atole" genannt, der aus Maismehl bereitet wird, ist eine andere Kost, deren Bereitung von den Ureinwohnern stammt, und sie ist so gebräuchlich, daß man sie im Norden häufig „el café de los Mejicanos", den Kaffee der Mejicaner nennt. Er ist in der That das Frühstück, Mittag- und Abendessen bei den niederen Klassen und bildet mit frijoles und „chile-Bohnen" und rothem Pfeffer ihre hauptsächliche Nahrung. Der unmäßige Gebrauch des rothen Pfeffers bei den Mejicanern ist wirklich sprüchwörtlich geworden. Es fehlt dieses Gewürz in keinem Gerichte einer Mahlzeit und ist oft so vorherrschend, daß man nicht weiß, was für Speisen man zu sich nimmt. Er wird auch zu Brühe gerieben und in dieser Gestalt reichlicher verwendet als Butter. Chile verde, grüner Pfeffer, gilt nicht nur als bloße Würze, sondern auch als Salat, den man auf verschiedene Weise zubereitet, für die größte Leckerei. Aber so sehr man den Geschmack der Mejicaner in die-

*) Von dem indianischen Worte metatl, ein hohler länglicher Stein, der als Reibwerkzeug benutzt wird.

ser Beziehung auch in Zweifel ziehen mag, so kann doch niemand zögern, ihre unvergleichliche Chocolade zu preisen, in deren Bereitung die Mejicaner sicherlich jedes andere Volk übertreffen.

Außerdem sind noch mehre andere dem Lande eigenthümliche und von den Ureinwohnern angenommene Speisen in Gebrauch, oft von kräftigem und vortrefflichem Geschmack, und obgleich gewöhnlich sie den Fremden anfänglich nicht munden wollen, so finden diese doch zum größten Theil in kurzer Zeit die Gerichte höchst wohlschmeckend.

Die Rancheros und alle niederen Klassen benutzen sehr selten einen Tisch zu ihren Mahlzeiten, eine Unbequemlichkeit, die sehr wenig empfunden wird, weil die Speisen in der Regel nach der Reihe jedem Gaste auf einem einzelnen Teller zugetragen werden, den man auf die Kniee nimmt. Messer und Gabeln werden ebenfalls für entbehrlich gehalten, indem die Speisen meist klein gehackt oder so weich gekocht werden, daß man sie mit Löffeln essen kann. Diese werden häufig durch Tortillas ersetzt, wovon man ein Stück so geschwind zwischen die Finger quetscht, daß es für alles, sei es noch so weich oder flüssig, einen ziemlich brauchbaren Löffel bildet. So kann man mit Recht sagen — wie es in der Geschichte des morgenländischen Herrschers heißt — daß diese Rancheros zu jedem Mundvoll einen neuen Löffel nehmen; denn jedes Stück Tortilla wird mit der Substanz, die es zum Munde führt, hinunter geschluckt.

Die seltsame Sitte, während der Mahlzeit sich jedes Getränkes zu enthalten, hat mich häufig nicht wenig belustigt; obgleich vor jedem Gaste ein großer Becher mit Wasser steht, so ist es doch gegen allen Gebrauch, zu trinken, ehe das Mahl beendigt ist, und wenn irgend jemand während des Essens danach greifen sollte, so ist der Wirth im Stande und ruft: „Halt, halt, es kommt noch mehr!“ Ich habe mich nie über die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit vollkommen belehren können; aus der Strenge jedoch, womit man sie beobachtet, muß man natürlich vermuthen, daß jeder Trunk während des Essens für höchst

ungesund gehalten wird *). Die Neu-Mejicaner trinken nur wenig Wein bei Tische und ausschließend das Gewächs von Paso del Norte.

Doch kehren wir zu den Erzeugnissen des Bodens zurück. Baumwolle wird nur sparsam gebaut, obgleich sie von jeher in dem Lande für einheimisch gegolten hat und die ehemaligen Manufacturen der Ureinwohner beweisen, daß sie es vorzugweise in dieser Provinz gewesen. Flachsbau wird gänzlich vernachlässigt, und dennoch findet man eine Pflanze, die dem linum usitatissimum vollkommen ähnlich ist, in großem Ueberfluß in vielen Gebirgsthälern. Die Kartoffel — la papa — obgleich erst sehr spät in diesem Lande angebaut, ist ohne Zweifel ein einheimisches Gewächs, indem sie in einer Art von Naturzustand sehr klein, selten größer als Lambertsnüsse — in vielen Gebirgsthälern gefunden wird. Es scheint sonach, daß diese treffliche Frucht nicht ausschließend in Süd-Amerika heimisch war, wie heutiges Tages die Meinung geht. So allgemein der Gebrauch des Tabaks unter diesem Volke auch ist, so wird doch nur wenig gebaut, und dieser ist hauptsächlich von leichter und schwacher Art, aber ebenfalls einheimisch und wird an einigen Orten wild wachsend gefunden. Das Volk mag sich vorzüglich durch das Monopol der Föderativ-Regierung abhalten lassen, dem Tabakbau seine Aufmerksamkeit zu schenken; denn obgleich die Tabakgesetze in Neu-Mejico nicht vollzogen werden — indem es hier kein Estanquillo d. h. öffentliches Vorrathhaus giebt, so kann doch das Volk sein Product nirgend anders als in der Republik zum Verkauf bringen, ohne sofortige Beschlagnahme zu wagen. Ein anderes Hemmniß, das diesem wie jedem anderen Zweige des Ackerbaus in Neu-Mejico entgegenwirkt, ist der Mangel aller

*) Nicht minder seltsam kommt es dem Fremden in diesem Lande vor, daß die Frauen selten mit den Männern offen — wenigstens nicht in Gegenwart von Fremden — sondern gewöhnlich in der Küche ihre Mahlzeit zu sich nehmen.

schiffbaren Flüsse, als billiger und bequemer Mittel zur Versendung auf entfernte Märkte.

So berühmt die mejicanische Republik ihres Obstes wegen auch gewesen ist, diese Provinz hat seltsamer Weise nichts von dergleichen aufzuweisen. Zufällig stößt man wohl auf einige Obstgärten mit Aepfel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen, aber sie haben nur Werth in Ermangelung besserer. Im Thale des Rio del Norte findet man auch einige kleine Weinberge, aber die Traube gedeiht hier nicht wie zu El Paso.

Einheimische wilde Früchte gehören nicht zu den Seltenheiten; ein deutlicher Beweis, daß der Mangel an angebauten Früchten nicht Fehler der Natur, sondern vielmehr die Folge der Vernachlässigung von Seiten des Volkes ist. Die Stachelbirn findet man in großem Ueberfluß und in verschiedenen Arten, und obgleich sie weder gesund noch wohlschmeckend ist, wird sie dennoch viel gegessen.

Es giebt nur wenig Holz in Neu-Mejico, ausgenommen in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse; die Hochebenen und Thäler sind gewöhnlich offene Prairieen. Ueberdieß bieten die Waldungen im ganzen Norden von Mejico nur eine spärliche Verschiedenheit in den Arten der Hölzer dar, worunter die gewöhnliche Harztanne am meisten vorherrschend ist. Der Baum, welcher dem Lande hauptsächlich eigen zu sein scheint, ist eine Art Fichte, piñon genannt, die in der Regel bis zu einer Höhe von zwanzig oder dreißig Fuß wächst und immer grüne, kaum einen Zoll lange Nadeln trägt. Aus der Rinde dieses Baumes schwitzt eine Art Terpentin, ähnlich dem Fichtenharz, vielleicht nur weniger harzig. Das Holz ist weiß und vest und wird viel zur Feuerung benutzt. Doch das Merkwürdigste an diesem Baume ist seine Frucht, die unter demselben Namen bekannt ist. Es ist eine kleine Nuß ungefähr von der Größe einer türkischen Bohne, mit einem öligen wohlschmeckenden Kern in einer dünnen Schale und wird, außer daß die Eingeborenen sie sehr viel essen, jährlich in großen Massen nach den südlichen Städten ausgeführt.

Der Mezquite-Baum in Texas, wo er einiger Berühmtheit genießt, gewöhnlich „Muskit" genannt wächst in einigen der fruchtbaren Thäler von Chihuahua bis zur Höhe von dreißig zu vierzig Fuß mit einem Stamm von ein bis zwei Fuß im Durchmesser. Das Holz giebt vortreffliche Feuerung; aber es wird selten zu anderen Zwecken benutzt, denn es ist krumm, knotig und sehr hart und spröde.

An den Flüssen giebt es, außer Baumwollenbäumen, die spärlich an den Ufern zerstreut stehen, wenig Holz. Die Ufer des Rio del Norte sind jetzt fast völlig nackt auf der ganzen Strecke durch die Ansiedlungen, und die Einwohner müssen ihren Feuerungbedarf aus den fernen Gebirgen holen.

Unter den wilden Erzeugnissen Neu-Mexicos darf nicht die „Palmilla" vergessen werden, eine Art Palmetto, die man Seifenpflanze nennen könnte. Ihre Wurzeln geben gekocht, wie die einer anderen Art, Palma genannt, eine seifenartige Masse, die von den Eingeborenen zum Waschen der Kleider sehr viel gebraucht wird und zur Reinigung von Wollenzeuchen der Seife selbst vorzuziehen sein soll.

Aber das wichtigste einheimische Produkt des neu-mexicanischen Bodens sind seine Triften. Die meisten Hochebenen bieten das herrlichste Weideland von der Welt, während sie aus Mangel an Wasser für jede andere Benutzung untauglich sind. Jene spärliche Feuchtigkeit, die hinreicht, die natürliche Vegetation hervorzubringen, ist ohne Hilfe von Bewässerungen nicht genügend für landwirthschaftliche Erzeugnisse. Jene lieblich blühenden und duftenden Pflanzen, weßhalb die Gränzprairieen der Vereinigten Staaten so berühmt sind, findet man nicht auf diesen Hochebenen, meist nur verschiedene Arten eines sehr nahrhaften Grases, grama genannt, von kurzer lockiger Beschaffenheit. Da das Hochland, das allein diese Grasart hervorbringt, selten eher als bis nach der Regenzeit grün wird, so ist das grama nur vom August bis zum October in seines

Vollkommenheit. Obgleich die Winter strenge sind, so ist doch die Stallfütterung der Heerden fast unbekannt in Neu-Mexico, und so ungeheuer viele es deren auch giebt, so erhalten sie sich doch während der kalten Jahreszeit in vorzüglichem Zustande allein auf dem trockenen Weideland, bis im nächsten Sommer der Regen aufs Neue das grüne Gras hervortreibt.

Achter Abschnitt.

Die Minen von Neu-Mejico. — Ihre Verbergung durch die Indianer. — Trümmer von La Gran Quivira. — Alte Minen. — „Placeres" — Ueble Folgen amtlicher Einmischung. — Die „Gambucinos." — Gold überall in Neu-Mejico. — Silberminen. — Kupfer, Zink und Blei. — Schwefelquellen. — Gips und versteinerte Bäume. —

Die Sage erzählt von zahlreichen und ergiebigen Minen, die vor der Austreibung der Spanier im Jahre 1680 in Neu-Mejico bearbeitet worden; aber sie erzählt auch, daß die Indianer erkannten, wie die Gier ihrer Besieger die Ursache der grausamen Unterdrückungen gewesen war, die sie erduldet hatten, und deßhalb alle Minen durch Verschüttung zu verbergen und soviel als möglich jede Spur derselben zu vertilgen beschlossen. Dieß wurde so erfolgreich bewerkstelligt, daß nach der zweiten Eroberung — da die Spanier zu gleicher Zeit eine Reihe von Jahren den Bergwerken keine Aufmerksamkeit geschenkt — die folgenden Geschlechter sie niemals wieder entdecken konnten. Es herrscht jetzt wirklich unter der spanischen Bevölkerung allgemein der Glaube, daß die Pueblo-Indianer noch heutiges Tages die Lage jener großen Anzahl wundervoller Minen kennen, dies Geheimniß aber aufs strengste bewahren. Das Gerücht sagt ferner, die Alten und Weisen der Pueblos belehrten von Zeit zu Zeit die Jugend über diese Sache und warnten sie, den Spaniern die Minen zu entdecken, damit nicht die Grausamkeiten der ersten Sieger an ihnen erneuert und sie gezwungen würden, wie ehemals in diesen Gruben sich zu plagen und zu dulden. Um die Bewahrung

des Geheimnisses noch sicherer zu machen, sollen sie auch noch den Aberglauben zu Hilfe genommen haben, indem sie behaupten, daß der Indianer, der die Lage jener verborgenen Schätze verrathe, sicherlich durch den Zorn ihrer Götter untergehen werde.

Die Leichtgläubigkeit des Volkes benutzend, macht sich zuweilen ein schelmischer Indianer den Spaß, daß er vorgiebt, einige der versteckten Fundgruben entdecken zu wollen. So erklärte sich ein schalkhafter Wilder dieser Art bereit, ein Thal zu zeigen, wo man das Jungfergold korbweise einsammeln könnte. An einem dazu bestimmten Sonntagmorgen brach der kichernde Indianer auf, und hinter ihm her zog eine Schaar Mejicaner mit Maulthieren und Pferden und einer großen Anzahl Mehlsäcke, um die goldenen Vorräthe heimzuschaffen. Doch als die Schatten des Abends kamen, entdeckte der Wilde seinen Begleitern, es sei ihm, als könne er den Ort nicht finden.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Urbewohner den zehnten Theil von der Kenntniß dieser alten Quellen des Reichthums besitzen, die man ihnen zutraut; aber daß einst viele kostbare Minen in dieser Provinz bearbeitet wurden, das wird nicht nur durch Ueberlieferung, sondern durch beglaubigte Berichte und viele noch vorhandene Ueberreste zur Genüge bewiesen. In allen Theilen des Gebietes stößt man noch immer auf Spuren ehemaliger Aushöhlungen und hier und da auf die Trümmer bedeutender Städte, die offenbar des Bergbaus wegen erbaut worden waren. Hierunter sind die merkwürdigsten die Ueberreste von La Gran Quivira, ungefähr hundert Meilen südwärts von Santa Fe. Dieß scheint eine ansehnliche Stadt gewesen zu sein, bei weitem größer und reicher, als die heutige Hauptstadt Neu-Mejicos jemals gewesen ist. Noch immer stehen viele Mauern, besonders von Kirchen, aufrecht inmitten der Verwüstung, die sie umgiebt, als wäre ihre Heiligkeit ein Schild gewesen, gegen welchen die Zeit vergebens ihre Streiche führte. Die Bauart übertrifft durchgängig Alles, was gegenwärtig nördlich von Chihuahua zu finden ist; die Gebäude waren aus zugehaue-

nen Steinen gebaut, ein in Neu=Mejico völlig ungebräuchliches Baumaterial. Merkwürdiger aber ist, daß es innerhalb zehn Meilen von den Trümmern kein Wasser giebt; aber man findet verschiedene Steincisternen und Ueberreste von acht bis zehn Meilen langen Aquaducten, die von den benachbarten Gebirgen auslaufend, ohne Zweifel von dorther Wasser zuführten; und da sich keine Spur entdecken läßt, daß die Bewohner jemals sich mit Ackerbau beschäftigt haben, so ist schwer zu begreifen, was anders als die Nähe einiger kostbaren Minen zur Erbauung einer Stadt in einer so dürren und waldlosen Ebene wie diese hätte veranlassen können. Nach dem eigenthümlichen Charakter und den Ueberresten der Cisternen scheint ein Placer der Betriebsgegenstand gewesen zu sein, das heißt eine Mine mit Goldstaub, der mit Erde vermischt ist. Doch ohne Zweifel hat man in den benachbarten Gebirgen auch andere Minen bearbeitet, da noch viele geräumige Gruben, wie man sie gewöhnlich anlegt, wenn man auf Silbererz u. s. w. baut, zu finden sind; und überdieß sollen an manchen Stellen auch Haufen von Schlacken liegen.

Einige haben diese Trümmer für die Ueberreste eines alten Pueblo oder einer Stadt der Urvölker gehalten. Dieß ist jedoch nicht wahrscheinlich; denn wenn man auch die Trümmer urvölkerlicher Tempel möglicher Weise für die Ueberreste katholischer Kirchen halten mag, so läßt sich doch nicht annehmen, daß man spanische Wappen an ihren Façaden finde, wovon es mehre Beispiele giebt. Nach den vernünftigsten Angaben war es eine reiche spanische Stadt vor dem allgemeinen Blutbade des Jahres 1680, wo bis auf einen einzigen, wie die Sage geht, die ganze Einwohnerschaft ihren Untergang fand, während ihre ungeheueren Schätze unter den Trümmern begraben wurden. Einige leichtgläubige Abenteurer haben neuerlich an der Stelle Nachsuchung nach den lange verlorenen Koffern gehalten, aber bis jetzt hat noch keiner etwas gefunden. In der Nähe sind noch einige andere Trümmer ähnlicher Art, aber von geringerem Umfange; die

bedeutendsten darunter sind die Ruinen von Abó, Tagique und Chilili, wovon das letztere von den Mejicanern jetzt wieder angebaut wird.

Die Minen von Cerrillos, zwanzig Meilen südlich von Santa-Fe sind trotz ihrem unbezweifelten Alter, allem Anschein nach in diesem Jahrhundert in einiger Ausdehnung bearbeitet worden. Man hat sie seit Menschengedenken wieder geöffnet, doch da das Unternehmen wenig Erfolg hatte, sie wieder aufgegeben. Unter den zahlreichen Gruben, die man noch an diesem Orte findet, ist eine von ungeheuerer Tiefe in vesten Felsen gegraben, die nicht weniger als 100,000 Dollars gekostet haben kann. In den Gebirgen von Sandia, Abiquiú und besonders von Picuris und Embudo giebt es ebenfalls zahlreiche Eingrabungen von bedeutender Tiefe. Vor einigen Jahren unternahm es ein speculativer Amerikaner, eine der Gruben bei Picuris wieder aufzugraben; aber nachdem er bis zu einer Tiefe von mehr als hundert Fuß gelangt war, ohne den Grund der ursprünglichen Eingrabung erreicht zu haben, gab er aus Mangel an Mitteln sein Unternehmen auf. Seitdem sind noch andere Versuche gemacht worden, aber mit eben so wenig Erfolg. Ob an solchem Mißlingen Mangel an Vermögen und Ausdauer Schuld ist, oder ob die Erzadern von den ersten Anbauern erschöpft worden sind, müssen zukünftige Unternehmungen lehren.

Die einzigen ergiebigen Minen in Neu-Mejico sind heutiges Tags die Goldminen, wovon „El Real de Dolores“, allgemein aber unter dem bezeichnenden Namen „El Placer“ bekannt, eine der bedeutendsten ist. Diese Mine liegt in einem niedrigen abgesonderten Theile des Gebirges, sieben und zwanzig Meilen südlich von der Hauptstadt. Im Jahre 1828 kam eines Tages ein Sonoreño, der ein in den Gebirgen verirrtes Maulthier verfolgte, an diese Stelle, und zufällig einen Stein aufhebend, entdeckte er sogleich, daß dieser derselben Klasse angehörte, wie man sie in den Goldregionen von Sonora findet. Nach näherer Untersuchung entdeckte er verschiedene Theilchen Gold, und dieser

Fund verfehlte nicht, einige Anregung im Lande hervorzubringen. Der Ertrag, den man in den ersten zwei bis drei Jahren diesen Minen abgewann, war allerdings sehr unbedeutend; aber man erreichte den Zweck, die Güte des Metalls zu erforschen, das von ungewöhnlicher Reinheit war, und es wurde daher bald ein Verkehr mit fremden Kaufleuten eröffnet.

Die Goldmasse, die man zwischen den Jahren 1832 und 1835 gewann, kann sich auf nicht weniger als 60,000—80,000 Dollars jährlich belaufen haben. Seit dieser Zeit jedoch ist ein bedeutendes Sinken eingetreten und einige Jahre nur ein Werth von 30,000—40,000 Dollars verarbeitet worden. Trotzdem aber will man wissen, daß der ganze Gewinn seit der ersten Entdeckung mehr als eine halbe Million Dollars betragen habe. Die Verminderung der Ausbeute in den letzten Jahren ist mehr dem Mangel an Ausdauer und Unternehmungsgeist als einer Erschöpfung des kostbaren Metalles zuzuschreiben, da nur erst ein kleiner Theil der „Goldgegend" ausgegraben ist, und die Erfahrung gezeigt hat, daß der „Staub" an einem Orte derselben so gut wie an jedem anderern sich findet. Die besten Gruben in der unmittelbaren Nähe des Wassers sind jedoch trefflich ausgebeutel und die Berge und Thäler an manchen Stellen wirklich durchlöchert wie eine Honigscheibe.

Einige haben die Idee gehabt, daß das Gold dieser Gegend ursprünglich an einem besonderen Orte aufgespeichert gelegen habe, durch einen vulkanischen Ausbruch aber auf diese Weise über das Land zerstreut worden sei.

Hat man bei diesen Eingrabungen eine Tiefe erreicht, die eine Leiter unentbehrlich macht, so haut man Stufen in einen zehn bis fünfzehn Fuß langen Stamm und setzt ihn in diagonaler Richtung in die Oeffnung. Sobald die Grube tiefer wird, läßt man einen neuen hinab, so daß nach und nach eine etwas unsichere Zickzacktreppe entsteht, die der gewandte Bergmann hinab und herauf steigt, ohne selbst seine Hände dabei zu benutzen, obgleich er eine große Last von Erde auf seinen Schultern

trägt. Auf diese Weise wird dieser Schutt größtentheils aus der Erde gebracht, denn Winden und Maschinen irgend welcher Art werden selten angewendet.

Gewöhnlich wird die Winterzeit von den Arbeitern vorgezogen, weil dann die Goldwascher stets Wasser in der Nähe haben; denn der Mangel an diesem Element bei den Gruben bildet zu jeder anderen Jahreszeit ein fast unbesiegbares Hinderniß. Im Winter nämlich gewinnt man Wasser, indem man eine Masse Schnee in eine Vertiefung wirft, worin heiße Steine liegen. Das Waschen wird sehr häufig von den Weibern und Kindern der Arbeiter verrichtet. Ein rundes hölzernes Gefäß, „Patea" genannt, dient zum Waschfaß, das sie mit der Golderde anfüllen und dann in den Pfuhl Schneewasser tauchen. Sie rühren hierauf mit ihren Händen so lange, bis der lockere Schmuz davon schwimmt und das Gold auf dem Boden bleibt. Man hat einige Versuche gemacht, mit Maschinerie zu waschen, bis jetzt aber noch ohne Erfolg, theils weil es an Wasser, eben so sehr aber vielleicht weil es an Beharrlichkeit fehlt und weil man den Fremden, welche am Ende die einzigen sind, die jemals dergleichen Verbesserungen versucht, zu despotische Beschränkungen auferlegt.

Als der „Placer" in seiner größten Blüthe war und den Unternehmern bedeutenden Gewinn brachte, stieg das „Minir-Fiber" zu einer solchen Höhe unter den Neu-Mejicanern, besonders unter den Regierungsbeamten, daß jeder die Pforten zur Aufhäufung fürstlicher Reichthümer für sich geöffnet sah.

Doch damit nicht auch Fremde die Schätze dieser Gebirge theilten, so erschien eine Verordnung, welche nur Einheimischen die Bearbeitung von Minen gestattete und auf diese Weise diejenigen, welche bereits begonnen und bedeutende Kosten darauf verwendet hatten, mit Verlust ihrer Mühe und Auslagen ihre Arbeit aufzugeben zwang.

Politische Beschränkungen dieser Art haben die Amerikaner entmuthigt, fernere Versuche zu machen, obgleich das Verbot

nicht mehr vollzogen wird. Ließe sich irgend einiges Vertrauen in die Redlichkeit der Regierung setzen, so könnte man, wie ich nicht zweifle, mit einem hinreichenden Kapital und mit Hilfe von Maschinen — wie man sie in den Minen von Georgia und Carolina benutzt — die alten Gruben dieser Provinz wieder öffnen und eine große Anzahl von „Placeres" sehr umfänglich und gewinnreich bearbeiten. Doch wie Neu-Mejico jetzt regiert wird, so ist für ein Unternehmen dieser Art keine Sicherheit vorhanden; denn der gute Erfolg eines fremden Unternehmers ist jederzeit in Gefahr, durch den Neid der Regierung gehemmt zu werden, wie zahlreiche Beispiele beweisen.

Die Goldgegenden sind größtentheils eine Art gemeinschaftlichen Eigenthums und sind meist von einer sehr bedürftigen Volksklasse bestellt worden, die man gewöhnlich „Gambucinos" nennt, der Name unbedeutender Bergknappen, die für ihren eigenen Gewinn arbeiten. Hierunter sind sehr selten Fremde zu finden; denn bei der jetzigen einfachen Art zu arbeiten, ist der Gewinn zu klein und zu unsicher, um den unabhängigen amerikanischen Arbeiter anzulocken, der selten für weniger als einen Dollar den Tag, alle Ausgaben abgerechnet, arbeiten will, während der mejicanische „Gambucino" mit zwei bis drei Realen zufrieden ist, wovon das Meiste für Nahrungmittel darauf geht. Es führen demnach diese Bergknappen ein elendes Leben. Wann die Mittel spärlich sind, erhalten sie sich oft von einem einzigen Real für den ganzen Tag, indem ihre gewöhnliche Nahrung aus Brot und einer Art schlechten Kuchenzuckers, „Piloncillo" genannt, zuweilen wohl auch noch aus etwas Ranchero-Käse besteht; aber wie es scheint, sind sie vollkommen zufrieden.

Um unter einer so gemischten Menge, wie man sie an den Minenplätzen findet, Uneinigkeiten zu vermeiden, hat man einige Municipal-Verordnungen ergehen lassen, nach welchen Jeder auf freiem Grund und Boden eine Grube anlegen kann, einer anderen aber nicht weiter als bis auf zehn Schritt sich nähern darf, während auch er zu einem gleichen Umfang nach allen Richt-

ungen hin berechtigt ist, sobald nicht ältere Ansprüche ihm im Wege stehen. Doch wenn der Eigenthümer für eine gewisse Zeit seine Grube verläßt, so kann jeder, dem es beliebt, Besitz davon nehmen.

Außer dem „Placer„, von welchem ich bereits gesprochen habe, hat man neuerlich noch andere in derselben Gebirgsschicht nach Süden hin entdeckt, wovon einer jetzt sehr bedeutend bearbeitet wird und bereits mit Kramladen aller Art angefüllt ist, wo man das gewonnene Gold entweder verkauft oder eintauscht. Die Gambucinos, welchen in der Regel alle anderen Hilfmittel mangeln, sind oft genöthigt, ihr Gold täglich abzusetzen, und sehr häufig in Theilchen, die nur einige Cents *) an Werth haben. Auch in den Gebirgen von Abiquiú, Taos und anderswo hat man „Placeres" entdeckt und sie ziemlich benutzt. In der That, die Einwohner haben recht, wenn sie ganz Neu-Mejico einen „Placer" nennen, da Spuren von Gold fast auf der ganzen Oberfläche des Landes zu entdecken sind. Die früher herrschende Meinung, daß Gold nur in südlichen Himmelsgegenden zu finden sei, scheint hier völlig widerlegt zu werden; denn an einem Punkte, „Sangre de Cristo" genannt, der bedeutend nördlich von Taos — über dem 37. Breitengrad — liegt und der wegen seiner Lage in den Schneegebirgen dieser Gegend die Hälfte des Jahres mit Eis bedeckt ist, hat man einen sehr reichen „Placer" entdeckt, der jedoch eben jener ausgesetzten Lage wegen wenig genutzt wird.

In dem letzten Jahrhundert sind in Neu-Mejico keine Silberminen mit Erfolg bearbeitet worden. Vor einigen Jahren entdeckte man bei dem Dorfe Manzano, in den Gebirgen von Tomé, eine Silberader, die gewinnreich zu werden versprach; doch als das Erz geprüft wurde, fand man das Gestein so hart, daß man alle weiteren Versuche aufgegeben hat.

---

*) Ein Cent gleich $\frac{1}{100}$ Dollar.

Außer Gold und Silber giebt es an vielen entlegenen Orten auch Kupfer=, Zink und Bleierz, obgleich das letztere so sehr mit Kupfer und anderen harten Metallen vermischt ist, daß es zu den gewöhnlichen Zwecken sich kaum benutzen läßt. An Eisen fehlt es gleichfalls nicht.

Nächst den Metallminen, die entdeckt sind oder in den Gebirgen Neu=Mejicos noch verborgen liegen, sind die Salzgruben oder Salzlachen, wie man sie vielleicht nennen würde — die „Salinas" von nicht geringer Wichtigkeit. Ziemlich hundert Meilen südlich von der Hauptstadt, auf jenem hohen Tafelland zwischen dem Rio del Norte und Pecos giebt es einige bedeutende Salzweiher, die einen unerschöpflichen Vorrath dieses unentbehrlichen Bedürfnisses nicht allein für diese Provinz, sondern zum Theil auch für die benachbarten Districte liefern. Die größte dieser „Salinas" hat fünf bis sechs Meilen im Umfang. Die beßte Jahreszeit zur Sammlung des Salzes sind die trocknen Monate, wo die Weiher nur wenig Wasser enthalten; aber selbst wenn sie überschwemmt sind, läßt sich das Salz vom Grunde heraufschaufeln, wo es in ungeheueren Schichten, an manchen Stellen bis zu einer unbekannten Tiefe, verwahrt liegt. Getrocknet ist es dem Steinsalz ähnlich. Das beßte jedoch steigt als Schaum zur Oberfläche des Wassers.

Die „Salinas" sind öffentliches Eigenthum, und die Einwohner kommen zu verschiedenen Zeiten des Jahres dorthin, aber stets in Karawanen zum Schutz gegen die Wilden der Wüste, in welcher die Teiche gelegen sind. Obgleich dieses Salz nichts kostet, als die Mühe es wegzuschaffen, so sind doch die Gefahren vor den Indianern und die Beschwerden eines Auszugs nach den „Salinas" so groß, daß man in der Hauptstadt selten weniger als einen Dollar für den Scheffel bezahlt. Auf derselben großen Ebene, noch hundert Meilen weiter südwärts, giebt es noch eine andere Saline von derselben Art.

Bei diesem Gegenstande kann ich mir eine kurze Bemerkung über die Mineralquellen Neu=Mejicos nicht versagen. Es besitzt

verschiedene warme Quellen (ojos calientes), deren in der Regel schwefelhaltiges Wasser zur Heilung von Rheumatismen und anderen chronischen Krankheiten für höchst wirksam gehalten wird. Einige sind lebhafte Sprudler und haben eine höchst angenehme Badetemperatur; im Westen der Provinz jedoch findet man eine Quelle, die, spärlich aus den Felsenritzen fließend, so heiß ist, daß man jede Speise darin kochen kann. Seltsam genug, entspringt wenige Schritte davon eine andere, die vollkommen kalt ist.

Neu-Mejico bietet viele interessante geologische Erzeugnisse dar, worunter der „Yeso“ oder Gips, den es an manchen Orten in großer Masse giebt, für die Bewohner das Nützlichste ist. Da man ihn in blätterigen Stücken findet, die aus Scheiben zusammengesetzt sind, welche man mit einem Messer sehr leicht in Platten — von der Stärke des Papiers bis zur Stärke des Fensterglases, und eben so durchsichtig als letzteres — durchschneidet, so benutzt man ihn in den Ranchos und Dörfern zu Fensterscheiben, die er recht gut ersetzt.

An verschiedenen Orten stößt man auf einige treffliche Proben versteinerter Bäume. Zwischen Santa Fe und dem „Placer“ giebt es einen, der seit seiner Versteinerung in Stücke zerbrochen liegt, aber jeden Knorren, jeden Riß und jeden Splitter wie im natürlichen Zustande zeigt. Man sagt, daß in der Nähe von Galisteo einige dergleichen Baumversteinerungen noch aufrecht stehen.

Neunter Abschnitt.

Hausthiere. — Pferde. — Maulthiere und ihre Bepackung. — Die Arrieros. — Die „Mulera“ oder Glockenstute. — Der Lazo und seine Anwendung. — Lächerliche Gebräuche in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere. — Der „Burro.“ — Hirten und die wandernden Heerden der Ebenen. — Der Schafhandel. — Räubereien der Indianer. — Vortreffliches Fleisch — Ziegen. — Wilde Thiere. — Wilde Vögel und Reptilien. — Die Honigbirnen.

Nichts ist im Kreise meiner Beobachtungen in Neu-Mejico mir mehr aufgefallen als die geringe Sorgfalt, die man hier auf die Vervollkommnung der Hausthiere wendet. Während andere Nationen wahrhaft wahnsinnig geworden sind in ihren Versuchen, die Racen ihrer Pferde zu verbessern und alle vier Welttheile nach dem beßten Blute und den beßten Stammbäumen durchsucht haben, überlassen die Neu-Mejicaner — mit Recht berühmt wegen ihrer Reiterkunst, und dem Reiten so leidenschaftlich ergeben, daß man sie ein Centaurenvolk genannt hat — die Fortpflanzung ihrer Pferde ausschließend dem Zufall, indem sie ihre schönsten und beßten Rosse zu Sattelpferden wählen.

Die Race ihrer Pferde ist dieselbe, die wild in den Prairieen herumläuft und unter dem Namen „Mustang“ bekannt ist. Obgleich in der Regel sehr klein, sind sie doch flüchtig, lebendig und voll Feuer, und würden sie nicht gewöhnlich durch das Zähmen zu sehr verderbt, so möchten sie ohne Zweifel eben so ausdauernd und langlebig sein als irgend jede andere Race. Es giebt **Caballos de silla**, oder Sattelpferde, die so merkwürdig

gut abgerichtet sind, daß sie bei dem geringsten Winke plötzlich wie eingewurzelt stehen bleiben, ohne Beben gegen eine Mauer sprengen und selbst versuchen, hinanzuklimmen.

Diese geringe Aufmerksamkeit, die man in Neu-Mejico der Pferdezucht widmet, mag vielleicht dem Umstande zuzuschreiben sein, daß das Volk, durch die steten Beraubungen der feindlichen Indianer für sein Lieblingsgeschäft entmuthigt, bis jetzt seine ganze Sorgfalt auf die Zucht der Maulthiere gerichtet hat. Dieses Thier ist in der That für den Mejicaner, was das Kameel jederzeit für den Araber gewesen ist — unschätzbar für die Fortschaffung von Lasten durch sandige Wüsten und über Gebirgspfade, wo keine anderen Transportmittel sich anwenden ließen. Die Maulthiere reisen viele hundert Meilen mit einer Bürde, die häufig drei- bis vierhundert Pfund wiegt.

Der „Aparejo“ oder Packsattel, wenn man es so nennen kann, ist ein großes ledernes, mit Heu gepolstertes Kissen, das den Rücken des Thieres bedeckt und auf beiden Seiten bis zur Hälfte herabreicht. Dieses Polster schnürt man mit einem Gurt von Seegras so vest, daß der Leib des armen Thieres bis zur Hälfte seines natürlichen Umfanges zusammengepreßt wird.

Die Maulthiertreiber behaupten, daß ein vest zusammengeschnürtes Thier besser laufe oder wenigstens Lasten mit größerer Leichtigkeit trage, und obgleich sie hierin zu weit gehen, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß eine mäßige Spannung den Muskeln eine größe Stärke verleiht. Es ist ferner auch um deßwillen nöthig, den „Aparejo“ vest zu schnüren, damit er nicht rutsche und den Rücken des Thieres aufreibe. Doch bei all diesen Vorsichtsmaßregeln werden Rücken, Widerrist und Seiten des armen Thieres oft so furchtbar zerrissen, daß ich manchmal die entfleischten Rippen gesehen habe; dennoch aber trägt das Thier wie gewöhnlich seine Last von dreihundert Pfund. Diese Bepackung hinterläßt größtentheils jene Narben und Merkmale, die bei den mejicanischen Maulthieren so gewöhnlich sind.

Die „Carga,“ wenn sie aus einem einzelnen Pack besteht,

wird dem Maulthiere über den Rücken gelegt; besteht sie aber aus zweien, so werden sie zusammengebunden und mit einem Stricke von Seegras so vest als möglich auf den „Aparejo" geschnürt. Das Maulthier ist anfänglich so eng zusammengepreßt, daß es kaum gehen zu können scheint; aber das Gewicht der Ladung hat den „Aparejo" bald zusammengedrückt und die Gurte und Stricke so aufgelockert, daß es häufig nöthig ist, sie kurze Zeit nach dem Aufbruche wieder vestzuknüpfen. Man legt die Tagereisen ohne Mittagrast zurück, denn das Ab- und Aufpacken, das dabei nöthig wäre, würde zu viel Zeit rauben; und da ein Zug schwerbeladener Maulthiere selten länger als fünf bis sechs Stunden unterwegs ist, so kommen sie täglich nicht weiter als zwölf bis funfzehn Meilen.

Es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Gewandtheit und Geschicklichkeit die „Arrieros" oder Maulthiertreiber ihre Waarenballen den Thieren aufzupacken verstehen. Ein halbes Dutzend genügen für vierzig bis funfzig Maulthiere. Es sind immer zu gleicher Zeit zwei Männer mit einem Maulthiere beschäftigt, und diese brauchen selten länger als fünf Minuten, ihm den „Aparejo" und die „Carga" aufzuschnüren. Bei dieser Arbeit entwickeln sie häufig eine wunderbare Geschicklichkeit in Anwendung ihrer Kraft. Ein einzelner Mann hebt oft eine Ladung, die er in einer verzweifelten Lage kaum würde von der Erde erheben können, und aus seinen Knieen eine Stütze, aus seinen Armen und seinem Körper einen Hebel machend, legt er die Last mit solcher scheinbaren Leichtigkeit auf des Thieres Rücken, als ob es ihm nur unbedeutende Anstrengung kostete. Auf den Anhalteplätzen zeigen sie beim Abpacken eine noch größere Gewandtheit. Die Packe werden in einer Reihe auf der Erde aufgehäuft, und im Fall es regnet, mit den „Aparejos" zugedeckt, über welche man wiederum sogenannte **„mantas de guangoche,"** d. h. Decken von Seegrasgewebe, breitet, welche die Güter gegen die heftigsten Unwetter schützen. Außerdem umzieht man den Waarenhaufen noch mit einem Graben, damit er vor der Bespülung des Wassers ge-

sichert sei. Auf diese Weise schafft man Lasten von Ort zu Ort und über die rauhesten Felsenpfade mit viel geringeren Kosten, als Fremde ihre Waaren auf Wagen selbst über ebenes Land führen können. Die Wohlfeilheit dieser Fortschaffung hat ihren Grund in dem geringen Lohne, den man den Arrieros bezahlt, und in den unbedeutenden Ausgaben, welche die Nahrung für sie sowohl als für die Thiere erheischt.

Eine solche Maulthierkarawane wird in sehr systematischer Weise geführt, indem jeder „Arriero" seinen ihm zugewiesenen Wirkungskreis hat. Auch fehlt es nicht an Ordnungmäßigkeiten und technischen Ausdrücken, die, wenn auch nicht so zahlreich, doch eben so unverständlich für den Uneingeweihten sind als die Ausdrücke der Seeleute. Einer der Arrieros, der „Savanaro" genannt, hat während der Nacht die Aufsicht über die Maulthiere, die man alle, ohne sie anzupflöcken, freiläßt, während die „Mulera" oder Glockenstute ihre Zerstreuung verhindert. So groß die Anhänglichkeit der Maulthiere an die „Mulera" auch scheint, sie mag eben so sehr dem Glöckchen als dem Thiere gelten. Was die Bienenkönigin einem Bienenkorbe ist, das ist die „Mulera" für einen Maulthierzug. Von welchem Naturell ein Maulthier auch sein mag, es wird sich selten von ihr forttreiben lassen, und wenn sie zufällig ihren Gefährten entzogen wird, so verfallen alle augenblicklich in eine tiefe Niedergeschlagenheit und laufen und wiehern nach allen Richtungen, als wenn sie rettungslos verloren wären. Außer der Bereitung der Mahlzeiten für die Gesellschaft ist es Pflicht der „Madre" oder Mutter, wie der Koch scherzhaft genannt wird, die Mulera während der Reise voranzuführen, welcher dann der ganze Packzug in regelmäßiger Ordnung nachfolgt.

Die Maulthiertreiber, wie die „Vaqueros" oder Kuhhirten, reiten in der Regel sehr schnelle und gut abgerichtete Pferde, und zeigen in der Führung der Thiere oft so überraschende Kunststücke, daß sie einem Reitercircus in jedem Lande Ehre machen würden; so heben sie einen Dollar vom Boden auf, während das

Pferd in vollem Laufe ist. Aber ihre größte Geschicklichkeit und Gewandtheit besteht in der Handhabung des „Lazo," eines Fangseiles, das gewöhnlich aus Pferdehaaren oder vest zusammengedrehtem Seegras gefertigt und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen ist. Ihr Ziel ist stets sicherer, wenn das Thier, das gefangen werden soll, sich in vollem Laufe befindet, denn es hat dann keine Zeit, der Schlinge auszuweichen. Sobald diese geworfen ist, schlingt der „Lazador" das Ende seines Lazo um den hohen Sattelknopf und durch eine schnelle Wenddung wird das wilde Pferd zum Stehen gebracht. Das Thier muß unwillkürlich den Kopf seinem Besieger zukehren, der, um es noch sicherer in seiner Gewalt zu haben, selten versäumt, ihm ein „Bozal," oder eine Halbschlinge, um die Nase zu werfen, obgleich es noch immer auf volle Seillänge von ihm entfernt ist.

Ist der Gegenstand der Verfolgung eine Kuh oder ein Ochse, so wird der Lazo gewöhnlich um die Hörner, statt um den Hals geworfen. Zwei „Vaqueros," die beide ihre Schlingen an den Hörnern haben, bändigen auf diese Weise den wüthendsten Ochsen, vorausgesetzt, daß sie gutabgerichtete Pferde reiten. Während das erbitterte Thier sich auf den einen seiner Feinde zu stürzen sucht, wendet der andere sein Pferd und zieht an seinem Stricke, wodurch es jederzeit wieder in die Mitte zwischen die beiden Reiter gebracht und auf diese Weise so lange hin und hergezogen wird, bis es erschöpft ist und jeden weiteren Widerstand aufgiebt. Der Gebrauch des Lazo beschränkt sich nicht allein auf die Arrieros und Vaqueros, obgleich diese gewöhnlich die meiste Geschicklichkeit in dieser Kunst sich aneignen; er geht durch alle Stände, und kein Mann, besonders unter den Rancheros, würde seine Erziehung für vollendet halten, wenn er jene volkthümliche Fertigkeit nicht erlangt hätte. Sie erlernen sie in der That von Kindheit auf, denn sie bildet eine der hauptsächlichsten ländlichen Vergnügungen der Kinder, die man täglich mit ihren „Lazitos" sieht, wie sie ihre junge Kunst an Hunden und Hühnern üben.

Der Lazo wird häufig auch als Waffe zum Angriff und zur Vertheidigung gebraucht. In Gefechten mit den Indianern wirft der berittene Vaquero, wenn er unglücklicher Weise sonst unbewaffnet ist, jene furchtbare Schlinge um den Hals oder Leib seines Feindes, welcher, ehe ihm Zeit bleibt, sich loszumachen, zu zu Boden geschleudert und in vollem Galopp davon geschleppt wird, wodurch er, wenn sein Kopf nicht an den Steinen, Wurzeln und Bäumen zerschellt, natürlich so betäubt werden muß, daß der Lazador ihn mit Muße in die andere Welt befördern kann. Der Panther, der Bär und andere wilde Thiere der Gebirge und der Prairieen werden eben so erfolgreich auf diese Weise angegriffen.

Die Gesetze und Gebräuche des Landes in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere sind für den unerfahrenen fremden Reisenden höchst beschwerlich. Gleichviel, wie viele Eigenthümer ein Pferd oder Maulthier schon gehabt habe, jeder brennt ihm ein mächtiges hieroglyphisches Zeichen auf, das man „Fierro" nennt, und beim Wiederverkauf sein „Venta" oder Verkaufszeichen, bis endlich diese Schrammen so zahlreich werden, daß Leute, die in dieser Art von Heraldik nicht bewandert sind, unmöglich entscheiden können, ob ein Thier ursprünglich verkauft ist oder nicht; doch jedes Fierro ohne ein entsprechendes Venta unterwirft das Thier dem Anspruch des Einbrenners. An Fremden werden hierdurch die meisten Betrügereien verübt, und wenn eine Gesellschaft „Estrangeros" in eine südliche Stadt kommt, sieht sie sich augenblicklich von einem Haufen Müßiggänger umgeben, die sorgfältig jedes Pferd und jedes Maulthier untersuchen; und entdecken sie zufällig ein Brandzeichen ohne ein Venta, so beeilen sie sich, ein Brenneisen von ähnlicher Form aufzutreiben, das sie hinlänglich berechtigt, das Thier ohne Umstände zu beanspruchen und wegzunehmen; denn bei jedem rechtlichen Verfahren verlangt man von dem Beanspruchervkeinen anderen Beweis seines Rechts, als sein Fierro oder Brenneisen, das die Sache zu seinen Gunsten entscheidet, sobald es an Form dem Zeichen des

Thieres ähnelt. Ein Oberst in Chihuahua wollte auf diese Weise einst von mir ein Maulthier in Beschlag nehmen; doch da ich überzeugt war, es von dem rechtmäßigen Eigenthümer erkauft zu haben, weigerte ich mich, es aufzugeben. Der Offizier, der seine Beute nicht fahren lassen wollte, lief sogleich zu dem Alcalden in der Hoffnung, diesen Beamten zu veranlassen, ihm rechtlichen Beistand zu leisten; aber während seiner Abwesenheit ließ ich die Schulter des Thieres scheren, so daß das Venta deutlich zum Vorschein kam, und sobald die Entdeckung dem Obersten und dem Richter bekannt gemacht wurde, entfernten sie sich, wie beschämt über den entdeckten Betrug, mit großer Eile.

So allgemein nützlich aber auch das Maulthier ist, so darf ich doch nicht vergessen, dem sanften und anspruchlosen Mitgliede der Thierfamilie, dem geduldigen Esel, oder wie die Eingeborenen ihn nennen, „El Burro" ein vorübergehendes Lob zu zollen. Dieses gelehrige Geschöpf kann man hier im eigentlichen Sinne des Armen Freund nennen, da es auf unendlich verschiedene Weise benutzt wird und immer den schwersten Lasten unterwürfig ist. Es trägt nicht nur die Körnerfrucht, das Brennmaterial, Wasser und Gepäck seines Gebieters, sondern auch seine Frau und seine Kinder. Oft wird die ganze Familie auf einem kleinen Esel fortgeschafft. Das vornehmste Reitthier des Landmannes ist der Burro, bei welchem selten Sattel, Zaum oder Halfter gebraucht wird. Der Reiter setzt sich quer auf die Hüfte und leitet das gelehrige Thier mit einem Knüttel in der Hand.

Eine ganz besondere Sorgfalt hat man in Neu-Mejico auf die Schafzucht verwendet. Als das Land auf dem Höhepuncte seines Wohlstandes war, sah man am Ufer jedes Stromes Ranchos, wie in der Nachbarschaft jedes Berges, wo Wasser zu finden war. Selbst auf den dürren und öden Ebenen und viele Meilen von einem Bache oder Weiher entfernt, wurden ungeheuere Heerden geweidet und nur aller zwei oder drei Tage zur Tränke getrieben. Bei diesen Gelegenheiten pflegen die Schäfer ihre Esel mit „Guages" zu beladen, die Wasser enthalten, und

kehren dann mit ihren Heerden zu den Weiden zurück. Der „Guage" ist eine Art von Kürbis, von welcher es einige schöne Abarten mit zwei Knollen giebt, die an dem zwischen beiden befindlichen Halse mittels einer Leine getragen werden. Diese wandernden Heerden übernachten überall, wo der Abend sie findet, ohne Hürde oder Einfriedigung. Vor Anbruch der Nacht macht sich der Oberhirt auf den Weg, um einen tauglichen Ort für sein Nachtlager zu suchen, und zündet auf der passendsten Stelle ein Feuer an, um welches die Schafe sich gewöhnlich freiwillig versammeln. Sollten sie Lust haben, sich zu zerstreuen, so ergreift der Schäfer eine Fackel und läuft einigemal um die ganze Heerde, wobei die Schafe, um ihm auszuweichen, die Köpfe einwärts wenden, und gewöhnlich bleiben sie in dieser Stellung bis zum Morgen, ohne es zu versuchen, sich zu zerstreuen. Es versteht sich, daß die Heerde während der Nacht von wachsamen Hunden gegen die herumschleichenden Wölfe und andere Raubthiere geschützt wird. Dieser wohlabgerichtete einheimische Schäferhund ist in der That ein Wunderthier. Zwei oder drei von ihnen folgen einer Schafheerde mehre Meilen weit wie der sorgsamste Schäfer, und treiben sie bei Anbruch der Nacht zusammen, ohne anders als von ihrem außerordentlichen Instinct geleitet zu werden. In früheren Zeiten gab es ansehnliche Eigenthümer, deren Ranchos über die halbe Provinz sich ausbreiteten und zuweilen 300,000 — 500,000 Schafe zählten. Es war üblich, die Schafmütter an die Rancheros zu verdingen, welche dafür zwanzig Procent in verkäuflichen „Carneros" vergüteten, wie man die Schafe überhaupt und besonders die zum Verkauf tauglichen Widder nennt. Man kann die Schafe das Haupterzeugniß von Neu-Mejico nennen, und sie sind der vornehmste Gegenstand der Ausfuhr. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurden jährlich 200,000 Schafe auf die südlichen Märkte gebracht, und in den günstigsten Zeiten wohl mehr als noch einmal so viel. Dieser Handel war für die wohlhabenden Einwohner sehr einträglich. Sie pflegten von armen Rancheros Schafe zu kaufen, das Stück zu funfzig

bis fünfundsiebenzig Cents, die sie mit hundert bis zweihundert Procent Gewinn auf den südlichen Märkten absetzten. Es wird eine ansehnliche Menge Wolle erzeugt, die aber von geringer Beschaffenheit ist. Man hat davon einen unbedeutenden Betrag über Missouri in die Vereinigten Staaten gebracht, der zuweilen zu dem niedrigen Preise von funfzehn Cents das Pfund verkauft wurde; aber der Einkaufpreis, für welchen man ihn von den Rancheros in Neu-Mejico erhielt, betrug nicht mehr als drei bis vier Cents für das Pfnnd. Neu-Mejico könnte bei seinem vortrefflichen Weideland und seinem Klima ohne Zweifel die schönste Wolle in der Welt erzeugen. Die Eingeborenen aber haben bei der ihnen eigenen Langsamkeit im Fortschreiten ihre ursprüngliche Zucht beibehalten, die kläglich entartet ist. In früheren Zeiten wurden die Heerden nur der Gesundheit der Thiere wegen geschoren, ohne daß man die Wolle aufbewahrte, da man für den häuslichen Bedarf nur eine geringe Menge davon brauchte.

Die kleineren Weidethiere, ganado menor, wie man Schafe und Ziegen überhaupt nennt, haben in neuerer Zeit an Zahl sehr abgenommen, da sie durch die häufigen Einfälle der ursprünglichen Gebieter des Bodens gelitten haben, die von Zeit zu Zeit, wenn Hunger oder Laune sie treibt, die Ranchos überfallen, die Schäfer ermorden und die Schafe zu Tausenden hinwegtreiben. Man hat von den Indianern äußern hören, daß sie schon längst jedes Schaf im Lande vertilgt haben würden, aber es vorziehen, einige zurückzulassen, damit die mejicanischen Schäfer ihnen frische Vorräthe aufziehen möchten. Die Schafe in Neu-Mejico sind außerordentlich klein, haben sehr grobe Wolle und sind kaum anders als zu Schlachtvieh tauglich, aber in dieser Hinsicht mit Recht berühmt. Ihr Fleisch hat einen besonders angenehmen Geschmack, und wird von den Feinschmeckern höher als unser beßtes Wildpret geschätzt, was wahrscheinlich zum Theil dem vortrefflichen Grase zuzuschreiben ist, wovon die Thiere sich nähren. Das Fleisch der Schafe ist für die Neu-Mejicaner, was das Schweinfleisch für die Bewohner der westlichen amerikanischen

Staaten ist, während man in Nord-Mejico selten Schweinfleisch findet. Auch sind die Schafe wegen ihrer Hörner bemerkenswerth, die oft in doppelten und dreifachen Paaren hervorsprießen und dem Kopfe ein seltsames Ansehen geben. Ich habe manche gesehen, welche sehr verschiedene Hörner hatten, deren jedes anders gerichtet war. — Es giebt auch viele Ziegen, obgleich man sie nicht so häufig als Schafe zieht. Ihre Milch wird häufiger benutzt als Kuhmilch, nicht nur weil sie süßer und nahrhafter ist, sondern auch weil die Ziege, wie der Esel, von den elendesten Kräutern sich nährt, die auf den Bergpfaden und den unfruchtbarsten Hügeln wachsen, wo Kühe ohne regelmäßige Fütterung nicht fortkommen könnten. Das Fleisch der Ziege ist grob, aber gesund, und da es wohlfeiler als Schöps- oder Rindfleisch ist, so wird es von den Armen häufig benutzt. Junges Ziegenfleisch ist außerordentlich schmackhaft und milde.

Von zahmem Geflügel, einige Truthähne und Tauben abgerechnet, findet man in ganz Neu-Mejico nichts als das gewöhnliche Huhn, das aber in hinlänglicher Menge vorhanden ist. Zahme Gänse, Enten und Pfauen sind gänzlich unbekannt.

Wilde Thiere findet man nicht in so großer Mannigfaltigkeit als in den südlichen Provinzen der Republik. Der schwarze und der graue Bär, die man in den Gebirggegenden findet, scheinen nicht so wild zu sein als besonders die letzteren in den nördlicheren Gegenden sein sollen. Sie kommen zwar zuweilen von den Bergen in die Saatfelder herab, und man erzählt sich wunderbare Geschichten von furchtbaren Kämpfen zwischen ihnen und den Landbauern; ich kann aber nicht glauben, daß sie sehr wild oder sehr kühn sind, wenn ich nach einem kleinen Abenteuer urtheilen darf, wovon ich Zeuge war, als eine graue Bärin einem Theile unserer Karawane am Rande der großen Prairieen begegnete. Es war gegen Mittag; wir hatten uns eben gelagert, um Erfrischungen zu suchen, als wir eine Bärengruppe bemerkten, eine Bärin mit einigen Jungen, die völlig so groß wie gewöhnliche Wölfe waren und in einem angränzenden Thale im hohen

Grase scharrten, als wenn sie Wurzeln oder Insecten gesucht hätten. Einige von unserer Gesellschaft eilten sogleich auf die Bären los, in der Hoffnung, sie zu schießen, was ihnen jedoch nicht gelang. Andere, die zu Pferde gefolgt waren, machten einen wüthenden Angriff auf den Feind, aber das alte Ungeheuer entfloh in das Dickig, ohne sich auch nur nach seinen Verfolgern umzusehen, obgleich eines der Jungen getödtet wurde. Die übrigen zerstreuten sich während des Angriffs in verschiedenen Richtungen. Die Folgen dieses Abenteuers bekräftigten mich in meiner Meinung, daß die Geschichten, die man von diesen fürchterlichen Thieren erzählt, übertrieben sind. Wir hatten in unserer Gesellschaft einen riesigen Schmied, der sich das Ausbessern aller Wagen angelegen sein ließ, Namens Campbell, der volle sechs Fuß acht Zoll lang war, sonst aber ganz ebenmäßig gestaltet. Bei jener Gelegenheit hatte er sich unter einem schattigen Busche am Rande eines zehn Fuß hohen Absturzes niedergelegt und machte ein behagliches Schläfchen, während seine Gefährten in der Nachbarschaft sich umhertrieben. Bei der Jagd näherte sich einer der jungen Bären, der sich von der Mutter geflüchtet hatte, unserem Lagerplatze. Mehre von uns griffen nach ihren Flinten, und als das Thier über eine Schlucht sprang, nicht weit von der Stelle, wo Campbell lag, wurde es von einem Schusse getroffen und stürzte mit fruchtbarem Geheul verwundet nieder. Durch den Lärm plötzlich aufgeweckt, sprang Campbell blitzschnell empor und fiel von dem Absturze auf den Bär. „Haltet's vest, Campbell, oder es geht Euch schlimm!“ riefen seine Gefährten, da es Niemand wagen durfte, zu schießen, aus Furcht, den Mann zu tödten. Campbell aber fiel es nicht ein, sich mit dem langklauigen Gegner zu messen, sondern er versuchte vergebens die steile Höhe zu erklimmen. Der Bär stellte sich auf die Hinterbeine und stierte einen Augenblick den riesigen Schmied an, entschloß sich aber bald, umzukehren, und es gelang ihm zu entkommen, obgleich ihm mehre Schüsse nachgeschickt wurden.

Der große graue Wolf, den man in den Prairieen findet,

ist auch in Nord-Mejico sehr häufig. Er richtet zuweilen furchtbare Verheerungen unter dem Vieh an und tödtet und verzehrt sogar Maulthiere und Pferde, greift aber selten Menschen an, wenn er nicht durch Hunger gedrängt wird. In den Gebirgen giebt es noch andere Raubthiere, unter welchen besonders der Panther sich auszeichnet.

Auch findet man Elenthiere und Rothwild, doch nicht in großer Menge. Unter dem Rothwild ist eine Art, die man das schwarzgeschwänzte Reh nennt, besonders bemerkenswerth. Es unterscheidet sich nur wenig von dem gewöhnlichen Rehbock, ausgenommen, daß es von dunkler Farbe ist und der Schwanz einen schwarzen Rand hat, und daß es trotz kürzeren Beinen einen größeren Leib besitzt. Der „Carnero-Cimarron" oder das Dickhorn aus dem Felsengebirge, der „Berrendo" oder die Antilope und der „Tuza" oder Prairieenhund in den Ebenen, Hasen, Iltisse und andere kleinere Thiere können auch als Bewohner dieser Gegenden betrachtet werden.

Unter dem wilden Geflügel sind die Wasservögel am zahlreichsten. Die Teiche und Flüsse sind in gewissen Jahreszeiten im eigentlichen Sinne mit Tausenden von Gänsen, Enten und Kranichen eingefaßt. In einigen Berggegenden sind wilde Truthähne sehr zahlreich, Rebhühner und Wachteln aber selten. Man findet in Chihuahua und anderen südlichen Bezirken einen sehr schönen Vogel, „Paisano," d. h. Landsmann, genannt, welcher gezähmt völlig wie eine Katze die Wohnhäuser von Mäusen und anderem Ungeziefer befreit. Auch behauptet man, daß er die Klapperschlange tödte und verzehre, die jedoch in diesen Gegenden weniger schädlich zu sein scheint als anderswo. Auch findet man den Scorpion, die Tarantel und den Vielfuß in dieser Provinz, doch sind sie fast unschädlich und werden von den Eingeborenen sehr wenig gefürchtet. Ein anderes einheimisches Thier ist der gehörnte Frosch der Prairieen, der hier unter dem Namen Camäleon bekannt ist, und es mag auch eine Abart desselben sein, da man bemerkt hat, daß das Thier seine Farbe nach der

Beschaffenheit des Bodens, wo es wohnt, ein wenig verändert.

Es scheint, als ob die Honigbiene ursprünglich nur aus den östlichen Gegenden gekommen sei, da man beobachtet hat, daß sie westwärts zieht; doch ist sie bis jetzt noch nicht in diese Gegend des mexicanischen Gebietes gekommen. Nach den Berichten der alten Geschichtschreiber waren in den südlichen Theilen der Republik mehre Arten einheimisch; in den nördlichen Gegenden aber findet man nur ein Insect dieser Art, das mehr der Hummel als unserer Honigbiene gleicht und in einigen Berggegenden in Felsen und Erdlöchern baut. Man findet sie nur in sehr geringer Anzahl beisammen, nur einige Dutzende, und selten geben sie mehr als einige Unzen Honig, der aber schmackhaft sein soll. Von Fliegen, besonders von den schädlicheren Arten, wird dieses trockene Klima wenig geplagt. Frisches Fleisch läßt sich im Hochsommer ohne Schwierigkeit aufbewahren, da es sehr wenig Schmeißfliegen giebt. Roßfliegen findet man nur zuweilen in den Gebirgen, und die Prairiefliege, die in den westlichen amerikanischen Gebieten das Vieh so sehr quält, ist unbekannt.

Zehnter Abschnitt.

Künste und Wissenschaften in Neu-Mejico. — Mangelhafte Erziehung. — Schulen. — Zustand der weiblichen Bildung. — Eigenheiten der Sprache. — Preßbeschränkung — Die Aerzte. — Handwerker. — Baukunst. — Wohnhäuser. — Handgeräthe. — Wagen. — Sarape.

Es giebt vielleicht keinen Theil der civilisirten Welt, wo die Künste so sehr vernachlässigt worden sind und wo man den Fortschritt der Wissenschaft erfolgreicher aufgehalten hat als in Neu-Mejico. Lesen und Schreiben sind ohne Uebertreibung die höchsten Lehrzweige in den Schulen; denn jene Pedanten, welche gelegentlich vorgeben, Mathematik zu lehren, verstehen sehr selten selbst die ersten Regeln der Zahlenlehre. Man sollte vielleicht hierin zu Gunsten der Geistlichen eine Ausnahme machen, die ihre Erziehung auswärts erlangt haben und welchen ihr Stand die Verpflichtung auferlegt, eine oberflächliche Kenntniß des Lateinischen zu besitzen. Doch es ist bekannt genug, daß die Mehrzahl selbst dieses bevorrechteten Standes kläglich unwissend in den wichtigeren Fächern der gewöhnlichen Wissenschaften ist. Es ist mir von einem sehr achtbaren Fremden, der lange Zeit in dem Lande gelebt hat, versichert worden, daß ihn einst ein Geistlicher gefragt habe, ob Napoleon und Washington nicht eine und dieselbe Person — und ob Europa nicht eine Provinz von Spanien wäre.

Von den frühesten Zeiten bis hinab zur Trennung der Colonieen, war es stets die Politik der spanischen Regierung, so wie der päpstlichen Hierarchie, ihren Unterthanen in der neuen Welt

jede Gelegenheit zum geistigen Fortschreiten abzuschneiden, damit das Licht bürgerlicher und religiöser Freiheit nicht von ihren nördlichen Nachbarn herüberleuchte. Die Regierung errichtete später zwar öffentliche Schulen, die wenn man sie erhalten hätte, ohne Zweifel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beigetragen haben würden, aber sie mußten aus Mangel an den nöthigen Mitteln zur Verfolgung ihres ursprünglichen Zweckes, ungefähr vor zehn Jahren, ihre Wirksamkeit wieder einstellen. Doch fragt es sich, ob nicht die gewohnte Nachlässigkeit und die gränzenlose Sorglosigkeit des Volkes, das schon zu sehr daran gewöhnt ist, in Finsterniß und Unwissenheit zu tappen, so wie die Untüchtigkeit der Lehrer, alles Gute, das eine solche Einrichtung hervorzubringen berechnet war, am Ende würden aufgehoben haben. Die einzigen jetzt bestehenden Schulen sind von der niedrigsten Art und erhalten sich ausschließend durch Gönnerschaften, für deren großmüthige Ausdehnung die Thatsache sprechen mag, daß drei Viertel der jetzigen Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Als Beleg, wie in den niederen Klassen alle geographische Kunde mangelt, brauche ich nur zu erwähnen, daß ich von Leuten, die lange mit Amerikanern umgegangen waren, gefragt worden bin, ob die Vereinigten Staaten ein so bedeutender Ort wären wie die Stadt Santa Fe!

Die weibliche Erziehung ist, wo möglich, noch weit allgemeiner vernachlässigt worden, als die des anderen Geschlechts, während diejenigen, die überhaupt einigen Unterricht genossen haben, ihn in Familienkreisen erhielten. Wirklich wurde bis in die neueste Zeit bei einem weiblichen Wesen die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben für das Zeichen eines erstaunenswerthen Talentes gehalten, und die Schöne, die ein Billet-doux an ihren Geliebten schreiben konnte, galt fast für ein Wunder. Man findet jedoch unter den höheren Ständen einen bedeutenden Anstrich jener seichten Verfeinung, die überall das Gift der eleganten Gesellschaft ist und die nicht in Ueberlegenheit des Geistes, nicht in erlangter Kenntniß besteht, sondern in jener Anmaßung,

die man sehr treffend bezeichnet hat als „das weite Kleid, womit die Dummheit sich bedeckt."

Aber trotz diesem furchtbaren Zustande der Unwissenheit in all den Dingen, die dem Menschen nicht unbekannt sein dürfen, ist es wahrhaft zum Erstaunen, mit welcher Richtigkeit das gemeine Volk seine Muttersprache, das Spanische, spricht. Die Anwendung von Worten gegen ihren klassischen Sinn mag wohl vorkommen, aber eine Verletzung der einfachen gramatikalischen Regeln, die bei den Ungebildeten, welche die englische Sprache sprechen, so gewöhnlich ist, kommt äußerst selten vor. In der Aussprache liegt der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Castilianern, in der Annahme gewisser Provinzialismen, die man kaum Fehler nennen kann. So klingt bei ihnen z. B. das c vor e und i und das z wie ein vollkommenes s, während ihnen der Castilianer in allen Fällen den lispelnden Laut des englischen th giebt; und statt ll wie das italienische flüßige gl in seraglio auszusprechen, verwandeln sie diesen Doppelbuchstaben in ein einfaches j und mengen beim Schreiben häufig ll und j ohne Unterschied unter einander. Dieß kann man als ihre einzigen Eigenthümlichkeiten in der Aussprache annehmen, und sie finden sich fast in allen Theilen der Republik. Viele sehen auf diese kleinen Abweichungen mit Nationalstolz, als auf einen Unterschied ihrer Sprache von der ihrer ehemaligen Unterdrücker. Sie haben auch von ihren urvölkerlichen Vorfahren und Nachbarn mehre bedeutende indianische Wörter sich angeeignet, die nur dazu dienen, diese bereits so schöne und reiche Sprache noch schöner und reicher zu machen.

Nichts beweist mehr den kläglichen Zustand der Bildung als der Mangel einer öffentlichen Presse. Es ist niemals eine Zeitung irgend einer Art in Neu-Mejico erschienen, ausgenommen im Jahre 1834, wo ein Blättchen, „El Crepusculo" (die Morgendämmerung) betitelt, wöchentlich einmal einen Monat lang für fünfzig Subscribenten herauskam, aber dann, theils aus Mangel an Theilnahme, und besonders weil der Herausgeber seinen Zweck erreicht hatte,

zum Congreß gewählt zu werden, wieder einging. Die einzige Druckerpresse im Lande ist ein unbedeutendes Ding, welches man in demselben Jahre durch die Prairieen aus den Vereinigten Staaten brachte und jetzt zuweilen dazu benutzt, Zettel, Gebetbücher und katholische Katechismen zu drucken. Diese literarische Nachlässigkeit mag man der beschränkten Zahl lesender Leute, eben so sehr aber auch den unverständigen Beschränkungen jener Freiheit der Presse zuschreiben, die für ihr Gedeihen so wesentlich ist. Ein Herausgeber, der es versucht, das Benehmen öffentlicher Beamten anzuschuldigen oder den bestehenden Gewalten entgegenzutreten, setzt sich der Verfolgung, höchst wahrscheinlich der Einziehung seines Blattes aus, ein tyrannisches Verfahren, das schon zwei oder drei Zeitschriften selbst bei den aufgeklärteren Einwohnern von Chihuahua ein Ende machte, wo jetzt noch ein elendes Organ der Regierung gelegentlich die „Imprenta del Gobierno", oder die Presse der Regierung verläßt. Kein Wunder daher, daß das Volk von Neu-Mejico an Kenntniß so weit hinter seinen Nachbarn in den Vereinigten Staaten zurück ist, und daß der Puls des Nationalgewerbfleißes und der Freiheit so langsam und träge schlägt.

Mit der ärztlichen Wissenschaft steht es nicht besser; es giebt nicht einen einzigen eingeborenen Arzt in der Provinz *), obgleich täglich viele seltsame Curen mir heimischen Wurzeln und Kräutern vollführt werden, die in Ueberfluß im ganzen Lande wachsen. Doch damit diese Kunde von dem Mangel an Aerzten keinen Sohn Aesculap's verleite, in Santa Fe sein Glück zu suchen, muß ich hinzufügen, daß das Land sehr wenige Begünstigungen darbietet. Fremde Aerzte, die Neu-Mejico besuchten, fanden die Ausübung ihrer Kunst völlig uneinträglich, nicht minder wegen der Armuth des Volkes als wegen des Mangels an Kranken. Neun Zehntel von denjenigen, die der Krankheit am meisten aus-

*) Noch auch einen praktischen Sachwalter — eine Thatsache, die wenigstens für die Prozeßführung im Lande günstig spricht.

gesetzt sind, besitzen gewöhnlich so geringe Mittel, daß sie mit nichts Anderen vergelten können als einem: „**Dios se lo pague!**“ Gott bezahle Euch! und selbst reichere Leute scheuen sich manchmal nicht, ihre Rechnung in derselben Münze zu bezahlen. Ein französischer Arzt in Santa Fe, der mit zu vielen Zahlungen dieser Art beglückt worden war, pflegte auf jenes: „**Dios se lo pague**“ zu erwidern: „**No, Señor, su bolsa me lo pagará**“ — (Nein, Herr, eure Tasche soll mich bezahlen).

Die mechanischen Künste haben sich kaum über jenen Stand erhoben, in welchem sie bei den Eingeborenen gefunden wurden. Gold- und Silberschmiede sind vielleicht geschickter in ihren Gewerben als andere Künstler oder Handwerker irgend welcher Art; denn der Ueberfluß an kostbaren Metallen in früheren Zeiten und die Leidenschaft des Volkes für prahlerisches Gepränge gaben sehr früh eine Anreizung, jenes eigenthümliche Talent zu üben. Einige Künstler dieser Art haben so seltene Proben sinnreicher Arbeit geliefert, daß man fast zweifeln möchte, ob rohe Kunst so viel zu leisten vermochte. Selbst Zaumgebisse oder Sporen, wie ich sie von den gewöhnlichsten Grobschmieden im Lande habe fertigen sehen, würde ohne Zweifel der feinste Yankee nach mejicanischen Muster zu machen in Verlegenheit sein.

Im Zimmerhandwerk und in der Tischlerei hat der Arbeiter bei dem Mangel an Werkzeugen und der Seltenheit brauchbarer Hölzer mit zu vielen Nachtheilen zu kämpfen. Breter werden mit der Axt zugehauen, und gesägtes Holz ist im eigentlichen Sinne unbekannt in Neu-Mejico, außer was zufällig von Fremden gesägt worden ist. Die Axt, gewöhnlich zum Hauen und Spalten benutzt, ist nach dem Muster jener plumpen Beile geformt, die bei den indianischen Händlern unter den Namen „Indianer-Aexte“ bekannt sind. Dennoch aber ist es häufig das einzige Werkzeug des Holzarbeiters, und ein Karren oder Pflug wird nicht selten ohne Bohrer, ohne Meißel oder Zugmesser verfertigt.

In der Baukunst scheint das Volk es nicht zu irgend einer Vollkommenheit gebracht zu haben und vielmehr dem plumpen Styl der Urbewohner treu geblieben zu sein, als daß es seine Zeit damit verschwendet hätte, das neuere Mauerhandwerk und den Gebrauch des Kalks zu erlernen. Die Baumaterialien sind gewöhnlich von der rohesten Art und bestehen aus ungebrannten, an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen, die man mit einer Art Mörtel, der bloß aus Lehm und Sand besteht, mit einander verbindet. Diese Ziegelsteine nennt man „Adobes", und jedes Gebäude von der Kirche bis zum „Palacio", ist aus demselben Stoff erbaut. Hierbei sei bemerkt, daß dem Ruhme gegenüber, dessen sich das südliche Mejico wegen der Großartigkeit und des Reichthums seiner Kirchen erfreut, Neu-Mejico wegen der Armuth und des lüderlichen Ansehens seiner öffentlichen Bethäuser verrufen ist.

Der Bauplan der mejicanischen Gebäude ist fast überall derselbe. Die reicheren Einwohner haben, ob aus Stolz oder aus Furcht vor den Wilden, den Styl maurischer Burgen angenommen, so daß alle größeren Gebäude mehr das Ansehen kleiner Vestungen als friedlicher Familienwohnungen haben. So roh ihr Aeußeres aber immer sein mag, ihr Inneres ist äußerst wohnlich. Eine Reihe Zimmer auf jeder Seite eines Vierecks umschließen einen offnen Hof mit nur einer Thüre, die auf die Straße führt, einer ungeheueren Pforte, la puerta del zaguan genannt, gewöhnlich groß genug, die Familienkutsche durchzulassen. Die Hinterreihe wird in der Regel von der „Cocina", der „Dispensa" und dem „Granero", d. h. der Küche, der Vorrathskammer und dem Kornhause, sowie von anderen Gemächern dieser Art eingenommen. Die meisten Zimmer, außer den Wintergemächern, gehen in den Hof; aber in die letzteren gelangt man häufig durch die „Sala" oder Halle, welche, in Verbindung mit der Dicke der Mauern und Dächer, sie in der kalten Jahreszeit sehr warm macht, während sie im Sommer vollkommen kühl und angenehm sind. Die Einschließung

dieser Gemächer von fast drei Fuß Erde, gewährt alle angenehmen Eigenschaften der Keller, mit einer freieren Circulation der Luft und ohne die Feuchtigkeit, die in jenen unterirdischen Räumen zu herrschen pflegt. Die Dächer der Häuser sind flache „Azoteas“ oder Terrassen, die aus einer zwei bis drei Fuß hohen Erdschicht gebildet und von starken Querbalken oder horizontalem Sparrwerke getragen werden. Sobald diese Dächer gut belegt sind, leiten sie mit merkwürdigem Erfolg den Regen ab und machen die Häuser vast feuerfest *). Die Azotea bildet zugleich einen sehr angenehmen Spaziergang, indem die Mauern, welche sie umgeben, gewöhnlich hoch genug sind, um zum Dockenwerk oder auch zu einer Brustwehre zu dienen, hinter welchen in gefahrvollen Zeiten die Kämpfenden das Gebäude vertheidigen.

Die Fußböden bestehen alle aus vest geklopfter, mit einem weichen Mörtel überstrichener Erde, worüber man in der Regel eine grobe Decke einheimischen Fabrikates bereitet. Ein gedieltes Gemach würde in Neu-Mejico eine wahre Seltenheit sein; selbst in Chihuahua habe ich keines gefunden, obgleich die beßten Häuser dieser Stadt mit Ziegelsteinen oder behauenen Quadern getäfelt sind. Das Innere jedes Zimmers wird mit einem Lehmmörtel ohne Beimischung von Kalk grob übertüncht, und zwar von Frauen, die mit ihren Händen die mangelnden Kellen ersetzen, und dann weißt man es mit aufgelöstem Gips, einer gefährlichen Masse, die an den Kleidern eines jeden, der mit ihr in Berührung kommt, ihre Spuren zurückläßt. Um dieß zu vermeiden, sind die Gesellschafts- und Familienzimmer gewöhnlich bis zur Höhe von fünf oder sechs

---

*) Während eines fast neunjährigen Aufenthaltes im Lande habe ich nicht mehr als ein einziges Feuer gesehen, und dieß war in der Bergwerkstadt Santa Maria, wo man gewöhnlich ein Schindeldach über die „Azotea“ legt, um sie gegen die Regenströme der Gebirge zu schützen. Dieß brannte ab und zugleich ein mächtiger Haufen Korn, der in der Bodenkammer lag, aber das Haus selbst blieb fast unversehrt.

Fuß mit Tapeten oder Calico überzogen. Die Vorderseite des Hauses wird größtentheils auf dieselbe Weise übertüncht, wenn auch nicht immer geweißt. In den Vorstädten und besonders in den Dörfern und Ranchos herrscht der phantastische Gebrauch, die Vorderseiten der Häuser nur theilweise mit Streifen zu bemalen, was der Landschaft ein sehr überraschendes und malerisches Ansehen giebt.

Hölzerne Häuser aller Art sind im nördlichen Mejico völlig unbekannt, mit Ausnahme einzelner Pfahlhütten in den Ranchos und den Bergwerkörtern. Es läßt sich denken, was für ein gemeines und rohes Ansehen die Städte in Neu-Mejico haben, deren Häuser eher Ziegelhütten als menschlichen Wohnplätzen gleichen.

Die Häuser in den Dörfern und Ranchos sind selten so geräumig als die Häuser in der Hauptstadt, aber fast von gleicher Bauart. In einigen Orten findet man sehr sonderbare unterirdische Wohnungen. Als ich einst durch das Dorf Casa Colorada kam, sah ich mit Ueberraschung einige wilde Knaben vor mir, die plötzlich und geheimnißvoll verschwanden. Ich trat näher und bemerkte eine Oeffnung unter einem Hügel, die, wiewohl bedeutend größer, doch den Wohnungen der kleinen Prairieen-Hunde nicht unähnlich war.

Die ersten Ansiedler in Nord-Mejico fanden die Kosten für Hausgeräthe und Kochgeschirr so übermäßig und es war oft so unmöglich, sich diese Bedürfnisse zu verschaffen, daß sie zu Notherfindungen ihre Zuflucht nehmen oder die Gewohnheiten der Indianer annehmen mußten, deren viele so bequem und passend gefunden wurden, daß selbst diejenigen, die jetzt im Stande sind, Aufwand zu machen, wenig geneigt sind, Veränderungen einzuführen. Die wenigen hölzernen Stühle und gepolsterten Sitze, die man in ihren Häusern findet, werden selten gebraucht, da es herrschende Sitte ist, Matratzen an die Wände zu legen, welche mit Decken belegt, statt eines Sophas dienen. Die Frauen

setzen sich gewöhnlich nach Indianerart auf eine Decke, die auf den Fußboden gelegt wird.

Wagen von mejicanischer Arbeit sieht man nicht, wiewohl einige von den Handels-Karawanen eingeführte Fuhrwerke unter dem Volke gebräuchlich geworden sind. Nichts fällt dem Fremden mehr auf als die schwerfälligen „Carretas" oder einheimischen Karren, deren starke Räder gewöhnlich aus dem Holze des Baumwollenbaumes gehauen sind, da dieß jedoch selten von hinlänglicher Stärke ist, um den gewöhnlichen Durchmesser von fünf Fuß zu geben, so wird eine andere Felge darauf bevestigt, um dem Rade eine unregelmäßige Kreisgestalt zu geben. Das Holz des Baumwollenbaumes liefert auch die Achse. Zu diesen Karren wird in der Regel kein Eisen gebraucht, ja nichts ist gewöhnlicher als Fuhrwerke, Pflüge, selbst Mühlen zu sehen, an welchen sich gar kein Eisen oder anderes Metall befindet. Zu jenen gewaltigen Karren sind wenigstens drei bis vier Gespanne Ochsen erforderlich, ja selbst sechs würden es schwer finden, die Ladung eines einzigen Paares bei einem gewöhnlichen Karren zu ziehen. Die Arbeit der Zugthiere wird nicht wenig durch die mejicanische Art der Anschirrung erschwert, die einem Amerikaner sehr seltsam vorkommt. Eine plumpe Stange dient als Joch, die in der Mitte an den Karren gebunden wird, während man die Enden über die Köpfe der Ochsen hinter die Hörner legt, an welche sie mit einem starkem Riemen bevestigt werden. Der Kopf hat daher eine veste Stellung und die Ochsen ziehen oder schieben vielmehr mit der Kraft ihres Nackens, die natürlich stets aufwärts gerichtet ist. So plump und ungelenk diese Karren sind, so dienen sie doch zu den Lustfahrten der Rancheros, deren Familien darin nach den Städten, zu den Märkten oder zu Festlichkeiten fahren. Es ist in der That belustigend, diese plumpen Fuhrwerke zu sehen, wie sie mit ihren schlecht abgerundeten Rädern gleich hinkenden Zugochsen dahin hüpfen, und ihre knarrenden, furchtbaren Töne in Berg und Thal widerhallen.

Die Neu-Mejicaner sind berühmt wegen ihrer groben Decken, welche ein ansehnlicher Gegenstand der Ausfuhr nach den südlichen Provinzen, wie unter einige Indianerstämme und zuweilen auch nach den Vereinigten Staaten sind. In die feinen Decken sind Figuren von verschiedener Farbe geschickt gewebt. Sie sind von verschiedener Güte, die geringsten zu dem Preise von zwei Dollars, die feinsten bis zu zwanzig und mehr. Auch macht man in Neu-Mejico die Decken nach, die aus der südlichen Stadt Saltillo stammen, die wegen ihren prächtigen, in allen Farben des Regenbogens prangenden Decken berühmt ist. Das Weben dieser Decken ist darum mühsam, weil die bunten Farben sämmtlich mit dem Webschiffchen eingewirkt werden, obgleich das Gewebe sonst ganz schlicht ist. Die feine „Sarape“ dient auch zu Mänteln, und die gemeine ist der gewöhnliche Stoff zu dem winterlichen Oberkleide der Bauern.

Außer diesen Decken weben die Neu-Mejicaner auch einen groben Wollenstoff, schwarz und weiß gewürfelt, „gerga“ genannt, der zu Fußteppichen und von den Landleuten auch zu Kleidern gebraucht wird. Diese und einige andere Gewebe zu häuslichem Gebrauche waren fast die einzigen Zeuche, welche sie besaßen, bis der Handel mit Missouri sie mit fremden Erzeugnissen zu wohlfeileren Preisen versah, als sie früher den Kaufleuten aus den südlichen Landschaften bezahlt hatten. Ihre einheimischen Gewebe bestehen fast ausschließend aus Wolle, da Flachs oder Hanf*) gar nicht und nur wenig Baumwolle gesponnen wird. Die Verfertigung selbst dieser Gewebe aber wird durch den Mangel an guten Spinn- und Webewerkzeugen erschwert. Das Spinnen geschieht meist mit der Spindel, welche die Weiber mit ungemeiner Gewandtheit zu drehen wissen.

*) Die spanische Regierung schickte im Jahre 1778 zwölf Familien aus der Gegend von Granada nach Michuacan, Neu-Mejico und Quivira, die den Anbau des dort häufig wachsenden Flachses emporbringen sollten, doch scheint das Unternehmen nie zur Ausführung gekommen zu sein, wenigstens nicht in Neu-Mejico.

Elfter Abschnitt.

Trachten in Neu-Mejico. — Reitkleidung des Caballero. — Reitzeug. — Das Rebozo. — Tracht der Weiber auf dem Lande. — Die Tarantulas. — Das Aeußere des Volkes. — Anputz der Häuser. — Charakterzüge. — Almosenspenden. — Bettlerlist. — Mangelhafte Wehranstalten. — Höflichkeit und Freundlichkeit der Neu-Mejicaner. — Briefeinrichtung. — Die Siesta.

Die vornehmsten Stände in Neu-Mejico gewöhnen sich immer mehr an europäische Trachten, mit Ausnahme des eigenthümlichen Anzuges, den noch immer viele „Caballeros" tragen. Diese Tracht besteht aus dem „Sombrero," einem Hute mit niedrigem abgerundeten Kopfe und breitem Rande, der mit Wachstuch überzogen und mit einem Bande oder einer Schnur von Flittergold geziert ist, einem Wamms, das mit Schnüren und hohen Knöpfen aufgeputzt ist, den „Calzoneras," Beinkleidern, an den äußeren Seiten von den Hüften bis zu den Knöcheln offen, an den Rändern mit klingenden Knöpfen von durchbrochener Arbeit besetzt und durchgängig mit goldenen Borten und Schnüren geziert. Statt der Hosenträger, die nicht zu dem eigentlichen Anzuge der Neu-Mejicaner gehören, werden die Beinkleider durch eine kostbare Schärpe gehalten, die sehr enge um den Leib gebunden wird und dem Caballero ein ungemein malerisches Ansehen giebt, welches durch das „Sarape Saltillero" noch mehr erhöht wird. Dieses so nützliche als zierliche Kleidungstück hängt gewöhnlich nachlässig über den Sattelknopf herab, aber bei schlechtem Wetter wird es über die Schulter geworfen, wie ein spanischer Mantel, oder, was noch häufiger geschieht, der Reiter

steckt den Kopf durch einen Schlitz in der Mitte, und läßt er die Decke um die Schulter hangen, so ist er völlig geschützt.

Das Pferd des Caballero ist eben so prunkvoll angeschirrt, und das ganze Reitzeug wiegt zuweilen über hundert Pfund. Der hohe Sattelknopf ist mit Silber beschlagen und eben so die Rückenlehne, der Sitz gepolstert. Die „Coraza“ ist eine Decke von gepreßtem Leder, mit Seide und Goldflittern gestickt und mit silbernen Verzierungen, und wird über den Sitz und den Sattelbaum gelegt, dessen Enden durch angebrachte Oeffnungen hervorblicken. Die „Cola de Pato,“ das heißt der Entenschwanz, eine lederne, bunt verzierte Bedeckung, wie die Coraza, wird an den hinteren Sattelbaum befestigt und hängt auf die Schenkel des Thieres herab. Die Steigbügel bestehen gewöhnlich aus Holz mit Schnitzwerk, und es befinden sich auf denselben die „Tapaderas“ oder ledernen Bedeckungen zum Schutze der Zehen. In früheren Zeiten waren die Steigbügel förmliche Pantoffeln, die aus einem Holzstücke gehauen waren und die Tapaderas unnöthig machten. Einer der kostbarsten Theile des Reitzeuges aber ist wohl der Zaum, der zuweilen ganz mit Silber bedeckt oder mit schweren silbernen Buckeln, Schiebern und Sternen verziert ist. Das Gebiß ist zuweilen von reinem Silber, gewöhnlich aber von Eisen und sehr fein gearbeitet. Die Sporen sind in der Regel eisern, doch silberne gar nicht selten. Die Schenkel eines Vaquero-Sporns sind drei bis fünf Zoll lang, und die Rädchen haben zuweilen drei Zoll im Durchmesser. Ich besitze ein Paar solcher Sporen, die von einem Ende zum anderen zehn Zoll messen, mit Rädchen von fünf und drei Viertel Zoll im Durchmesser und zwei Pfund elf Unzen schwer sind. Endlich sind die „Armas de pelo“ nicht zu vergessen, zwei zottige Ziegenfelle, am oberen Rande mit gesticktem Leder besetzt, die vom Sattelknopfe herabhangen und die Beine bei Regenwetter oder gegen dorniges Gestrüpp schützen. Die Corazas der Reisesättel sind auch mit Taschen versehen, eine treffliche Vorkehrung, um ein Frühstück oder eine Flasche oder irgend Etwas mitzunehmen, das bequem zur Hand sein soll.

In früheren Zeiten war dem Sattel hinten eine Art von ledernem Harnisch angehängt, der die hinteren Theile des Pferdes bis auf die Mitte der Schenkel bedeckte, und dessen unterer Rand mit klingenden Eisenstiften besetzt war, doch findet man dieß jetzt selten in Nord-Mejico. Aber auch ohne dieses lärmende Anhängsel ist ein mejicanischer Caballero mit vollständigem Reitzeuge, seinem Geklingel und Geklapper eine sehenswerthe Erscheinung.

Diese Schilderung bezieht sich zwar hauptsächlich auf den ritterlichen Caballero in den südlichen Gegenden, den Reichen im Lande, aber ähnliche Trachten und Pferdegeschirre, wiewohl von geringerem Stoffe, sind auch bei den unteren Volksklassen gebräuchlich. Auch werden unter diesen solche Zeuche nicht bloß zu Reitkleidern, sondern sehr häufig zum gewöhnlichen Anzuge gebraucht. Gewöhnlicher Felbel, Barchent, blauer Zwillich und ähnliche Stoffe sind sehr gebräuchlich bei denjenigen Rancheros und Landleuten, die im Stande sind, bessere Zeuche als die gewöhnlichen einheimischen Wollenstoffe zu tragen. Grobe Filzhüte oder Hüte von Palmblättern, alle mit niedrigen Köpfen, werden allgemein von geringen Leuten getragen.

Sind aber auch die europäischen Trachten jetzt unter den höheren Klassen gewöhnlich, so bleiben sie doch meist einige Jahre hinter den neuesten Moden zurück. Frauen tragen jedoch nie Hüte oder Mützen, außer beim Reiten, statt dieser Kopfbedeckung dient der „Rebozo," ein langer Shawl, der um den Kopf gelegt wird. Er ist sieben bis acht Fuß lang, gegen drei Fuß breit und besteht aus verschiedenen Stoffen, Seide, Leinwand oder Baumwolle, und ist gewöhnlich mit eingewirkten bunten Figuren verziert. Der Stoff ist in der That ein schönes einheimisches Gewebe. Die schönsten kosten funfzig bis hundert Dollars in Nord-Mejico, ein gewöhnlicher baumwollener Rebozo aber wird zu einem bis fünf Dollars verkauft, und meist von den geringen Volksklassen getragen. Selten sieht man eine Mejicanerin ohne den Rebozo, den sie nur beim Tanze ablegt. Im Hause legt sie

ihn leicht um die Schultern, auf dem Spaziergange aber zieht sie ihn kokettirend über den Kopf und wirft ein Ende anmuthig über die entgegenstehende Schulter. Eine Hauptbedenklichkeit gegen den Rebozo und die Sarape ist bei den unruhigen Zuständen jener Gegenden der Umstand, daß sie die Verbergung einer Person und das Tragen heimlicher Waffen erleichtern. Pistolen, Messer und selbst Degen kann man unbeargwohnt unter der Sarape tragen, und eine in ihren Rebozo modisch gehüllte Frau kann unerkannt durch einen Haufen vertrauter Bekannten gehen.

Die gewöhnliche Tracht der Bäuerinnen und der Rancheros ist die enagua oder der Unterrock von selbstgewebtem Flanell, oder wenn sie es erschwingen können, von grobem blauen oder scharlachfarbigen Tuche mit einem breiten Streifen von anders gefärbtem Zeuche; sie wird über einem weiten weißen Hemde um den Leib gebunden und ist die einzige Bedeckung des Leibes außer dem Rebozo. So ungefällig diese Tracht auf den ersten Blick erscheint, so ist sie doch ein sehr kleidsamer Hausanzug und wird daher selbst von vornehmen Frauen getragen.

Die Neu-Mejicanerinnen sind sehr erpicht auf Juwelen, und man sieht sie gewöhnlich mit kostbaren Halsbändern, Armbändern und Ringen, da sie aber mit ausländischen Juwelen häufig betrogen worden sind, so werden einheimische Schmucksachen, die sich zum Theil durch vortreffliche Arbeit empfehlen, gewöhnlich vorgezogen.

Kutschen aller Art sind in Neu-Mejico sehr selten, zuweilen aber sieht man eines jener ungeheueren, plumpen und altfränkischen Fuhrwerke von mejicanischer Arbeit, die in den südlichen Städten so häufig sind und von Fremden oft spottend „Tarantulas auf Rädern“ genannt werden. Die Kutsche allein ist eine Last für zwei Maulthiere und wird daher gewöhnlich von vier oder gar von sechs gezogen.

Beide Geschlechter sind gewöhnlich unter Mittelgröße, aber meist von gutem Ebenmaße, von athletischem Bau und von ge-

sunder Leibesbeschaffenheit. Ihre Hautfarbe ist gewöhnlich dunkel, aber man findet Abstufungen aller Art von der hellsten europäischen Hautfarbe bis zum dunkelsten Schwarzbraun. Ihre dunkle Hautfarbe ist zum Theil in ihrer ursprünglichen Abstammung von Mauren, noch mehr aber in den Zwischenheirathen mit den Ureinwohnern gegründet. Mancher Indianer und zuweilen ein ganzes Dorf sind aus ihrer Abgeschiedenheit hervorgetreten und ganz mit ihren Besiegern verschmolzen. In den nördlichen Gegenden hat die indianische Sklaverei noch mehr beigetragen, dasselbe Ergebniß hervorzubringen. Man kauft von den wilden Stämmen gefangene Kinder beiderlei Geschlechts, die in ihren einheimischen Fehden oder von den Pueblos in ihren Kämpfen mit jenen, oder auch selbst von den Mejicanern weggenommen wurden und gewöhnlich bis zum einundzwanzigsten Jahre und einige in der Unwissenheit ihrer Lage auf ihre ganze Lebzeit in der Knechtschaft gehalten werden. Die Freigelassenen heirathen in den Stamm ihrer Herren, werden mejicanische Bürger und sind oft von vielen der dunkelfarbigen Eingeborenen nicht zu unterscheiden. So ist der jetzige Stamm der Neu-Mejicaner ein Gemisch geworden, das ungefähr eben so viel europäisches als indianisches Blut in den Adern hat. Die Landleute haben die dunkelste Hautfarbe, sowohl weil sie sich am meisten mit Indianern verheirathen, als auch dem Wetter am meisten ausgesetzt sind, doch ist die braungelbe Hautfarbe in allen Volksklassen, unter Reichen wie unter Armen, vorherrschend.

Unter den Weibern haben zwar viele eben so breite Züge als die echten Indianerinnen, doch findet man nicht selten ungemein schöne Gesichter. Sie sind ausgezeichnet durch kleine Füße und hübsche Gestalten, ungeachtet sie in der feinen Schnürkunst ganz unwissend sind. Die Schönen in den Ranchos und den Dörfern haben die ekelhafte Gewohnheit, ihre Gesichter mit dem rothen Safte einer Pflanze, Alegria genannt, zu beschmieren, die wie Blut aussieht, oder auch mit Thon und Stärke. Sie haben dabei nicht, wie einige Reisende meinten, die Absicht, sich zu verschönern,

sondern nur die Haut gegen Sonnenbrand zu schützen. Ein Landmädchen bleibt oft vierzehn Tage lang unter dieser unsauberen Bedeckung, um auf einem Festtage oder auf einem Balle desto vortheilhafter zu erscheinen. Wird die Decke abgewaschen, so erscheinen die Wangen so frisch und roth, als es die Dunkelheit der Hautfarbe zuläßt.

Die Neu-Mejicaner scheinen viel von der Grausamkeit und Unduldsamkeit ihrer Vorfahren und nicht wenig von der Blindgläubigkeit und dem Schwärmereifer derselben geerbt zu haben. Sie sind von so lebhaftem Geiste, von so geschmeidigen moralischen Grundsätzen, so schlau, so geschwätzig, von so schneller Fassung und so fuchsschwänzerisch, daß ihre Unterhaltung oft einen trügerischen Schimmer von Talent verräth, ganz besonders geeignet, irre zu leiten und zu täuschen. Sie haben nur in der List Beständigkeit, nur für Ränke Gründlichkeit und sind hinsichtlich dieser Eigenschaften zu einer nicht beneidenswerthen Berühmtheit gelangt. Aus Grundsatz kriechend und unterwürfig, so lange sie ohne Macht sind, zeigen sie eine unbegränzte Anmaßung und Rachgier, sobald einmal der Herrschermantel der Gewalt um ihre Schultern gelegt ist. Dieß sind zwar die allgemeinen Charakterzüge der Neu-Mejicaner, aber ich glaube und bekenne gern, daß es unter ihnen zahlreiche Beispiele von unerschütterlicher Tugend, Redlichkeit und Glaubensduldung giebt.

Betrachtet man die Neu-Mejicaner überhaupt und ohne Rücksicht auf besondere Klassen, so giebt es kaum ein Volk auf der ganzen Erde, das mehr auf die Gebote der Mildthätigkeit, d. h. auf Almosenspenden hielte, was aber vielleicht mehr dem mächtigen Einflusse des Glaubensunterrichts als einer wirklichen Theilnahme an den Leiden der Dürftigen und Hilflosen zuzuschreiben ist. Es giebt keine gesetzlichen Bestimmungen für die Armenversorgung, und es ist daher wohl kein Land so sehr mit Bettlern geplagt, besonders südlich von Chihuahua. In den großen Städten ist der Sonnabend der herkömmliche Almosentag, und bei solchen Gelegenheiten sieht man die Bettler in Zügen von dreißig bis

vierzig, oder in geringerer Anzahl, durch die Straßen ziehen, in jedem Winkel, an jeder Straßenecke niederknieen, während Jeder seine Lieblingsgebete laut krächzt und den Segen des Himmels auf alle Männer, Weiber oder Kinder herabruft, die so glücklich gewesen sind, sich die Segnungen anzueignen, indem sie einige „Clacos“ in seine ausgestreckte Hand werfen. In einigen Gegenden des Landes hat sich dieses Bettlergewerbe so erfolgreich gezeigt, daß wohl Aeltern ihre Kinder in der frühesten Kindheit verstümmelt und entstellt haben, um sie für das Gewerbe tauglich zu machen und sich dadurch eine beständige Quelle des Gewinnes für ihr ganzes übriges Leben zu sichern. Es giebt sehr viele Menschen, die Krankheit und häufig Mißbildung erheucheln, um das Mitleid der Wanderer zu erregen. Ich hatte in Chihuahua oft einen Burschen von rüstigem Ansehen bemerkt, der, wahrscheinlich an den Beinen gelähmt, auf einem Polsterkissen von Thüre zu Thüre in den Straßen rutschte und um Almosen bat. Eines Tages stürzte ein wüthender Stier, den einige Vaqueros verfolgten, in der Richtung, wo der Bettler saß, kläglich brüllend hinab, und augenblicklich vergaß der Mann seine Lähmung, sprang gewandt wie ein Tanzmeister auf die Beine und machte sich aus dem Staube.

Man hat den Neu-Mejicanern oft Feigheit vorgeworfen, ein Schandfleck, der die reicheren Volksklassen und die städtisch erzogenen Caballeros treffen mag, aus deren Reihen die Kriegsanführer genommen werden, die das Schicksal der Schlachten entscheiden. Aber die Rancheros, durch ihre eigenthümliche Lebensweise an Beschwerden und Gefahren aller Art gewöhnt, haben einen weit höheren Grad von moralischem Muthe. Zeigen sie keine Standhaftigkeit im Felde, so liegt der Grund darin, daß sie kein Vertrauen zu ihren Anführern haben, und die Unwirksamkeit und Werthlosigkeit ihrer Waffen kann allein schon selbst ein tapferes Herz mit furchtbaren Ahnungen erfüllen. Der größte Theil des stehenden Heeres ist zwar mit englischen Gewehren versehen, welche jedoch von den unwissenden Leuten nicht in Ord-

nung gehalten werden, aber ein großer Theil der Landwehr ist auf die plumpe altfränkische Escopeta oder Muskete des sechszehnten Jahrhunderts angewiesen, während andere Krieger nur mit Bogen und Pfeilen und zuweilen mit der Lanze versehen sind, die im ganzen Lande sehr in Gebrauch ist. Ich habe jedoch von Personen aus der unteren Volksklasse Dinge gesehen, die einen hohen Grad von Muth vorauszusetzen scheinen. Mancher unternimmt allein eine Reise durch Wildnisse, die von mordgierigen Wilden wimmeln, aber da sie nicht selten diesen gefährlichen Unternehmungen unbewaffnet sich aussetzen, so ist es offenbar, daß sie nicht wenig auf gutes Glück und körperliche Behendigkeit und noch mehr auf den Schutz ihrer Lieblingsheiligen, der Jungfrau von Guadalupe, vertrauen.

Die Mejicaner zeichnen sich, wie die Franzosen, durch ihre Höflichkeit und ihr sanftes Benehmen aus. Wer einen Freund besucht, erhält die Versicherung: „Sie sind in ihrem eigenen Hause und haben zu befehlen" (Está V. en su casa y puede mandar), oder: „Ich stehe ganz zu ihrer Verfügung" (Estoy enteramente á su disposicion), ohne daß es etwas mehr als Ausdruck gewöhnlicher Höflichkeit sein soll. Lobt Jemand einen Gegenstand, der auch noch so viel werth sein möge, so sagt der höfliche Eigenthümer: „Nehmen Sie es, mein Herr, es gehört Ihnen" (Tómelo V. Señor, es suyo), ohne im Mindesten zu erwarten, daß man ihn beim Worte nehme. „Nimmt man Abschied von einem spanischen Großen" — sagt Poinsett — „so verbeuge man sich bei dem Ausgange aus dem Zimmer, oben an der Treppe, bis wohin der Wirth den Besucher begleitet. Ist man die erste Stufenreihe hinabgestiegen, so wende man sich um und man wird sehen, daß der Wirth eine dritte Begrüßung erwartet, die er sehr höflich erwidert, worauf er stehen bleibt, bis der Gast seinen Blicken entschwunden ist. Während Sie die Treppe hinabgehen, küssen Sie, so oft er sich ihren Blicken zeigt, ihre Finger und er wird Sie für den gebildetsten Cavalier halten." So gut gezeichnet diese kurze Skizze ist, so kann sie doch nicht

als ein vollständiger Maßstab mexicanischer Höflichkeit gelten. Kommt der Besucher auf die Straße, so muß er noch einmal an den Hut greifen und sich verbeugen, wie der aufmerksame Wirth erwartet, der mit der Hand ein letztes á **Dios** aus dem Fenster winkt. — Beim Briefschreiben wird das Verhältniß der Ehrerbietung durch die Breite des linken Randes bestimmt. Ist der Brief an eine Person von gleichem Range gerichtet, so bleibt ungefähr der vierte Theil der Seite leer, soll aber eine ungewöhnliche Ehrerbietung gegen einen Höheren bezeigt werden, so wird beinahe die Hälfte leer gelassen. Es giebt noch andere eigenthümliche Beweise von Höflichkeit und Ehrerbietung, die man in Amerika durchaus für knechtisch halten würde.

Bei Begrüßungen ist die alte Sitte inniger Umarmung nicht bloß bei Personen desselben Geschlechts noch immer fast allgemein. Es ist ganz allerliebst, einem hübschen Fräulein nach einer Abwesenheit zu begegnen. Man nähert sich, drückt sich herzlich die Hände, beide umfassen sich mit dem linken Arm, und während die Umarmung beide näher bringt, müssen sich die Wangen berühren, doch würde es für äußerst unzart gehalten werden, einen Kuß zu geben.

Zu den am wenigsten unangenehmen Gewohnheiten des Landes gehört die Siesta, das Nachmittagsschläfchen, die bei allen Klassen herrscht. Die Kaufläden, die Amtstuben, werden nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft um ein Uhr, die gewöhnliche Speisestunde, geschlossen, und erst um drei Uhr wieder geöffnet. Während dieser Zeit ruhen fast alle Geschäfte und Arbeiten. Die Straßen sind ganz leer, und Reiche und Arme begeben sich zu ihrem Lager, um zu schlafen oder an nichts zu denken, bis der laute Glockenschlag Drei sie wieder zu ihrem Geschäfte ruft.

Zwölfter Abschnitt.

Verwaltung in Neu-Mejico. — Rechtspflege. — Bestechlichkeit. — Vorurtheil gegen die Amerikaner und Vorliebe für die Engländer. — Willkürliche Besteuerung der Ausländer. — Die Alcaldes. — Strafrechtspflege. — Sklaverei. — Diebe und Diebstähle. — Spielsucht und Spielhäuser. — Fandangos. — Cigarren.

Vor der Einführung des Central-Systems in dem Freistaat Mejico stand die Provinz Neu-Mejico unter einer landschaftlichen Regierung. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des „Gefe Politico", und die Provinzial-Deputation (diputacion provincial) ersetzte sehr unvollkommen die gesetzgebende Gewalt. Seit Neu-Mejico nach der neuen Staatseinrichtung ein Departement ist, sind zwar die Namen jener Behörden verändert worden, aber ihre Amtsverrichtungen ziemlich dieselben geblieben. Der Gouverneur (gubernador) wird von den Präsidenten der Republik auf acht Jahre ernannt. Die gesetzgebende Gewalt hat dem Namen nach eine Junta departamental, eine Art von Staatsrath mit sehr beschränkter Macht. Aber auch dieser Schatten einer Volksvertretung wurde von dem Gouverneur Armijo außer Wirksamkeit gesetzt, als er vor fünf bis sechs Jahren sein Amt antrat, und ist seitdem nicht wieder in Thätigkeit gekommen, sondern der Gouverneur hat nach Willkür die Amtsverrichtungen jener Behörde geleitet.

Die Rechtspflege in Neu-Mejico ist einer der kläglichsten Züge der öffentlichen Einrichtungen des Landes. Die Gerechtigkeit oder vielmehr die richterlichen Urtheile sind ein gewöhnlicher Gegenstand des Handelsverkehrs, und der unglückliche Prozeßführer,

der nicht die Mittel hat, die Pfoten des Alcalde mit Silbersalbe zu sänftigen, kann darauf rechnen, daß er bei dem Streite scharf mitgenommen wird, wie gerecht auch seine Sache, wie redlich seine Gesinnung sein möge. Es ist daher leicht einzusehen, daß der arme und geringe Mann in einem Rechtstreite gegen den Reichen und Angesehenen nicht aufkommen kann, dessen Einfluß, auch abgesehen von der Leichtigkeit, das Gericht zu bestechen und Zeugen für sich zu gewinnen, allein hinlänglich ist, das Gewicht eines gemeinen Zeugnisses zu schwächen, das gegen ihn abgelegt werden könnte.

Die nachtheiligen Folgen einer schlechten Rechtspflege sind besonders für Ausländer fühlbar, gegen welche überall in den südlichen Gegenden ein starkes Vorurtheil herrscht. Die Bürger der Vereinigten Staaten müssen dabei beständig leiden, eine unvermeidliche Folge jener unseligen Gefühle, womit die republikanischen Nebenbuhler die Fortschritte und die Ueberlegenheit ihrer betriebsameren Nachbarn betrachten. Es ist Thatsache, daß während die Engländer allgemein mit höherer Achtung behandelt werden, die Amerikaner, die in den südlichen Landschaften der Republik wohnen, sehr häufig die Verweichlichung und Unentschlossenheit ihrer Regierung sich vorwerfen lassen müssen. Dieser den Briten gewährte Vorzug zeigt sich so offenbar, und die Amerikaner sind mit dieser demüthigenden Thatsache so bekannt, daß wenn ein Handelshaus, das aus einem Amerikaner und einem Engländer besteht, eine Gunst oder Gerechtigkeit von den Mejicanern erlangen will, das Gesuch immer im Namen des Engländers angebracht wird, da man weiß, daß es auf diese Weise leichter Beachtung finden wird.

Wenige Menschen haben wohl mehr dazu beigetragen, die Interessen der amerikanischen Kaufleute zu gefährden oder den Charakter der Amerikaner herabzusetzen, als Armijo, der jetzige willkürliche Machthaber in Neu-Mejico. Es freut mich jedoch, sagen zu können, daß er bei seinen vielfältigen Unterdrückungen wenigstens einmal genöthigt war, sich vor einem jener kühnen

und unternehmenden Geister aus den Felsengebirgen zu beugen, den Schwierigkeiten eher kräftigten als besiegten. Dieß geschah um das Jahr 1828, während Armijo's erster Verwaltung. Es bestand zu jener Zeit ein von dem allgemeinen Congreß erlassenes Gesetz, das den Fang der Biber im mejicanischen Gebiet bei Strafe verbot; da es aber in Neu-Mejico keinen einheimischen Biberfänger gab, so hielten es der Gouverneur Baca und sein Nachfolger Narbona für angemessen, Ausländern unter dem Namen von Bürgern Erlaubnißscheine zu ertheilen, gegen die Verpflichtung, eine gewisse Anzahl von Mejicanern im Biberfange zu unterrichten. Der Gouverneur Narbona hatte einem gewissen Ewing Young, der von einem Bruder des Kapitäns Sublette begleitet war, die Erlaubniß zum Fange ertheilt, ehe sie aber von ihrem Jagdzuge zurückgekehrt waren, hatte Armijo sein Amt angetreten und sie erfuhren, daß es seine Absicht war, ihr Pelzwerk wegzunehmen. Sie legten, um dieß zu verhüten, ihre Waaren in einem benachbarten Dorfe nieder, wo dieselben aber später entdeckt und weggenommen wurden. Die Felle wurden, weil sie dumpfig waren, in Santa Fe vor der Hauptwache in die Sonne gelegt. Als nun Sublette zwei Bündel Biberfelle bemerkte, die sein Eigenthum gewesen und durch ehrliche Anstrengung gewonnen waren, faßte er sie, nahm sie vor den Augen der ganzen Besatzung hinweg und verbarg sie und sich selber in einem gegenüber stehenden Hause. Die gesammte bewaffnete Macht ward alsbald aufgeboten, aber vergebens suchte man ihn und seine Beute aufzufinden. Die Wahrheit ist, daß die Soldaten eben so wenig zu wünschen schienen, Sublette zu finden, als er sich finden lassen wollte, da sein Charakter so bekannt war, daß sich nicht hoffen ließ, ihn ohne große Beschwerde zu verhaften. Armijo war wüthend und suchte die Amerikaner durch Drohungen zu vermögen, ihren Landsmann auszuspähen und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Als er aber durch Poltern keinen Eindruck machte, ließ er einige Geschütze gegen das Haus richten, wo man den Sünder

vermuthete, und drohte, es niederschießen zu lassen, aber Alles ohne Erfolg. Sublette brachte seine Felle sicher an die Gränze und in die Vereinigten Staaten.

Die schreiendsten Beleidigungen gegen amerikanische Bürger aber wurden im Jahre 1841 begangen, bei Gelegenheit des Einfalls der Texaner. In Taos ward ein armer taubstummer Creole aus den Vereinigten Staaten zu Tode geprügelt. In San Miguel drang der Alcalde an der Spitze eines Pöbelhaufens in das Waarenlager eines amerikanischen Kaufmanns, den er beträchtlich beraubte. Zu derselben Zeit herrschte in Santa Fe die größte Erbitterung gegen die Amerikaner, die in offenbarer Lebensgefahr zu sein schienen, und es ward ein wilder Angriff auf den amerikanischen Consul gemacht, der für die Wohlfahrt der amerikanischen Bürger immer eifrig gesorgt hatte. Kaum war der Gouverneur nach San Miguel aufgebrochen, um die Texaner anzugreifen, als sein Neffe und Vertrauter, Namens Martin, von wildem Gesindel begleitet und mit einem langen Messer bewaffnet, heimlich in die Wohnung des Consuls drang, der ihn jedoch noch früh genug erblickte und dem angedrohten Stoße auswich, aber in dem nachfolgenden Handgemenge eine schwere Wunde im Gesicht erhielt. Das Gesindel drang zu gleicher Zeit herein mit dem Geschrei: „Schleppt ihn hinaus! Tödtet ihn!" Der Consul verdankte ohne Zweifel seine Rettung zum Theil der Bestürzung, welche das Mißlingen des heimlichen Mordversuches bei den feigen Meuchlern erregte. Der Haupturheber dieser teuflischen That wurde nicht bestraft, sondern bald nachher im Heere befördert. Die Beleidigung hatte damit noch nicht ihr Ende erreicht. Als der Consul seine Päße nach den Vereinigten Staaten forderte, wurde sein Verlangen beinahe einen Monat lang verweigert, und er dadurch so lange aufgehalten, bis die kalte Jahreszeit so weit vorgerückt war, daß zwei Personen von seiner Reisegesellschaft unterwegs erfroren und nicht einer, ohne mehr oder weniger vom Frost gelitten zu haben, die Heimat erreichte, und gegen funfzig Maulthiere aus derselben Ursache

umkamen. Die Regierung der Vereinigten Staaten machte zwar Vorstellungen gegen diese und ähnliche verwegene Beleidigungen, doch hat man, wie es scheint, noch keine Maßregeln zur Abhilfe ergriffen. Der Gouverneur Armijo hatte zur Unterdrückung der amerikanischen Kaufleute schon im Jahre 1839 eine Verfügung gegeben, die alle Eingeborenen von der auf Waarenniederlagen und Kaufläden gelegten Abgabe befreite und dadurch die ganze Last der Steuer auf Fremde und eingebürgerte Ausländer warf, eine Maßregel, die offenbar und unzweideutig den zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico geschlossenen Verträgen und Verabredungen widerstritt. Vergebens wurde eine Verwahrung dagegen eingelegt. Als der Consul alle Vorstellungen fruchtlos fand, übergab er dem amerikanischen Gesandten in Mejico eine Denkschrift, doch scheint dieser, obgleich wichtige Interessen amerikanischer Bürger auf dem Spiele standen, die Sache vielleicht für zu unbedeutend gehalten und nicht beachtet zu haben. Diese übermäßige Besteuerung der Ausländer ist jedoch keineswegs eine eigene Erfindung des Gouverneurs Armijo. Als der Gouverneur von Chihuahua im Jahre 1835 eine Kriegsteuer auflegte, um Mittel zur Bekämpfung der Indianer zu erlangen, welche das umliegende Land verwüsteten, wurde den fremden Kaufleuten mit gleicher Mißachtung ihrer Rechte und der vertragmäßigen Verpflichtungen eine Abgabe von fünfundzwanzig Dollars monatlich für jeden Kopf aufgelegt, während die einheimischen Kaufleute, deren viele ansehnliche Besitzungen und reiche Waarenvorräthe hatten und zu deren Schutze die Steuer hauptsächlich bestimmt war, nur fünf bis zehn Dollars bezahlten. Die Vorstellungen, die man dem Gouverneur machte, waren fruchtlos, und nach seiner amtlichen Antwort glaubte die Regierung die Steuer gerecht vertheilt zu haben. Damit hatte die Verhandlung ein Ende und die Amerikaner bezahlten ihre fünfundzwanzig Dollars.

Die einzigen richterlichen Behörden in Neu-Mejico sind die Alcaldes oder Friedensrichter, von welchen die Berufung an den

obersten Gerichtshof im Departement Chihuahua geht. Der Prozeßgang ist äußerst einfach und kurz. Der Kläger bringt seinen Anspruch vor den Alcalde, der ihm befiehlt, den Verklagten vorzufordern, was mit den Worten geschieht: „Der Alcalde ladet Euch vor" (le llama el alcalde), und auf diese Weise sind Kläger und Gerichtsdiener in einer Person vereint. Folgt der Verklagte dieser Ladung nicht, was jedoch sehr selten der Fall ist, so schickt der Alcalde seinen „Stab der Gerechtigkeit" (baston de justicia), einen gewöhnlichen Spazierstock, der sich nur durch eine schwarze Seidenquaste auszeichnet. Dieß verfehlt nie den Erfolg, da eine Weigerung, nach der Vorzeigung des Stabes der Gerechtigkeit zu erscheinen, als eine Verachtung des Gerichtes ausgelegt und bestraft werden würde. Die Zeugen werden zuweilen auf ein in den Stab der Gerechtigkeit eingeschnittenes Kreuz beeidigt, oder wohl häufiger auf einem mit dem Zeigefinger und dem Daumen gebildeten Kreuze. Gewöhnlich aber geschieht das Verhör ohne eine einzige Eidablegung, und bei dem Mangel an Zeugen fället der Alcalde oft das Urtheil auf die bloßen Angaben der streitenden Parteien. Nach einer gegenseitigen Uebereinkunft wird die Entscheidung eines Rechtstreites zuweilen an Schiedsmänner (hombres buenos) verwiesen, was man eine ziemliche Annäherung an ein Geschworenen-Gericht nennen könnte. Bei gerichtlichen Verhandlungen aber wird wenig oder gar nicht Rücksicht auf irgend ein Gesetzbuch genommen, ja es giebt kaum einen unter zwölf Alcaldes, der weiß, was ein Gesetz ist, oder je ein Gesetzbuch gesehen hat. Sind ihre Aussprüche nicht durch Bestechung bestimmt worden, so richten sie sich nach den herrschenden Landesgewohnheiten.

In der Rechtspflege giebt es drei verschiedene und bevorrechtete Gerichtsbarkeiten, „Fueros" genannt, nämlich das ecclesiastico, nach welchem ein Mitglied der Geistlichkeit, wenigstens vom Pfarrer aufwärts, nie vor einem bürgerlichen Gerichte belangt, sondern nnr von geistlichen Oberen gerichtet werden soll — der militar, wodurch eine ähnliche Vergünstigung sowohl für Offi-

ziere als für jeden gemeinen Soldaten vestgestellt wird, und der civil oder die gewöhnlichen Gerichte für alle Fälle, in welchen die Verklagten zum Stande der Laien gehören. Nach diesen „Fueros“ sind die Mitglieder der Geistlichkeit und des Kriegerstandes seither in vollständiger Unabhängigkeit von den bürgerlichen Obrigkeiten geblieben. Die bürgerlichen Gerichte sind in gewisser Art den beiden anderen Fueros untergeordnet; denn sie können unter keinen Umständen eine richterliche Gewalt über Jene ausüben, während der zu den Laien gehörende Kläger von den bevorrechteten Gerichtshöfen, wenn er unglücklich ist, verurtheilt werden kann, ein Fall, der nie in Prozessen der Geistlichkeit oder des Kriegerstandes vor bürgerlichen Gerichten eintreten kann. Die Entscheidungen dieser Behörden in solchen Fällen würden ungiltig sein. Kein Wunder daher, daß die Sache der Freiheit in Mejico so wenig Fortschritte gemacht hat.

Gefängniß ist fast die einzige Strafe im nördlichen Mejico. Für Schulden, kleine Diebstähle, Straßenraub und Mord ist der gewöhnliche Ausspruch: „In's Gefängniß!“ Es kann jemand wegen des Unvermögens, zwei Realen zu bezahlen, eben so lange im Gefängnisse sitzen als wegen des schwersten Verbrechens, vorausgesetzt, daß er nicht die Mittel hat, die beleidigte Majestät des Gesetzes zu beschwichtigen. Ich habe nur von einer einzigen Hinrichtung wegen eines Mordes in Neu-Mejico seit der Erklärung der Unabhängigkeit gehört. Die wildesten und schuldvollsten Verbrecher kommen nach einigen Wochen Gefängniß straflos davon, wenn anders nicht der Kläger ein Mann von großem Einflusse ist, und in solchen Fällen wird der Gefangene nach Willkür im Calabozo vest gehalten, selbst wenn das Vergehen von geringer Bedeutung ist. Trotz dieser schlaffen Strafrechtspflege werden doch nur wenige Mordthaten begangen.

In Schuldsachen muß der Schuldner in's Gefängniß wandern, wenn anders nicht der Gläubiger seine Dienste annehmen will. Geschieht dieß, so wird der Schuldner, mag er wollen oder nicht, der Knecht des Gläubigers, bis die Schuld getilgt

ist, und da er gegen sehr geringen Lohn dient, so bleibt er wegen der Kosten der Bekleidung und anderer Lebensbedürfnisse nur zu oft in beständiger Knechtschaft. Dieses System wirkt nicht auf die höheren Klassen, drückt aber mit furchtbarer Strenge auf den unglücklichen Armen, dessen Zustand nicht viel besser ist als die Lage des Sklaven in den südlichen amerikanischen Staaten. Die Schuldner arbeiten zwar für einen bestimmten Lohn, aber ihr ganzer Erwerb ist kaum hinlänglich, die gröbste Bekleidung zu bezahlen und die zufälligen Ausgaben zu decken. Männer erhalten monatlich zwei bis fünf Dollars, Weiber funfzig Cents bis zwei Dollars, aber selten wird der Lohn baar, sondern in Kleidungstücken und anderen Bedürfnissen zu den übertriebensten Preisen bezahlt. Die Folge ist, daß der Knecht eine Schuldenlast aufhäuft, die er nicht bezahlen kann, da der Lohn oft auf einige Jahre voraus bezahlt ist. Nach den Gewohnheiten, wo nicht nach den Gesetzen des Landes, ist er verpflichtet, seinem Herrn zu dienen, bis alle Rückstände getilgt sind, und es steht nur in seiner Gewalt, einen Tausch des Gebieters zu bewirken, wenn ein anderer die Schuld bezahlt, dem er dann auf gleiche Weise verpflichtet wird.

Schwere Verbrechen und Straßenraub kommen, wie bemerkt, in Neu-Mejico nur selten vor, aber in geringeren Vergehungen, wie Diebereien und in Betrügereien aller Art, können die unteren Klassen mit jedem anderen Volke die Vergleichung aushalten. Man kann in der That nichts unbewahrt oder unbewacht lassen, ohne sich der Gefahr einer augenblicklichen Beraubung auszusetzen. Es wird keinem Landwirthe einfallen, seine Axt oder seine Hacke oder irgend eine Sache von dem geringsten Werthe über Nacht liegen zu lassen. Von leeren Wagen werden oft alle beweglichen Eisentheile gestohlen und selbst Räder weggenommen. Oft werden in Kaufläden Waaren aus den Fächern entwendet, wenn sie sich erreichen lassen. In Chihuahua wurden Waaren vom Ladentische weggerissen, während ein angeblicher Kauflustiger sie ansah. Einst wurde mir selber ein Streich

dieser Art von einigen Knaben gespielt, die mitten durch einen Haufen von Zuschauern davon liefen, ohne ihre Beute zu verbergen. Vergebens schrie ich: „Haltet die Diebe auf!" Niemand rührte sich, sie zu ergreifen. Es scheint in der That selbst unter den besseren Volksklassen ein großer Widerwille gegen die Ergreifung von Dieben zu herrschen, als ob die bloße Ablegung eines Zeugnisses gegen sie schon für unehrenhaft gehalten würde. Ein sehr achtbarer Caballero hatte einst, wie er gegen mich äußerte, mit eigenen Augen gesehen, wie Jemand Waaren entwendete, konnte aber nicht bewogen werden, ihn namentlich anzugeben. „Ich kann nicht daran denken, „setzte er hinzu, „den armen Menschen in Gefahr zu bringen."

Die Straflosigkeit, welche Verbrechen dieser Art fast täglich finden, ist vielleicht zum Theil die Folge jener strengen gesetzlichen Verfügungen, wie die Leysas de las Indias, (die indischen Gesetze), welche viele Diebstähle und Räubereien mit Todesstrafe bedrohten. Die Behörden gewöhnten sich, Verbrechen lieber nachzusehen, als die grausamen Verfügungen zu vollziehen, die der Buchstabe des Gesetzes vorschreibt. Durch gerichtliche Verfolgung kann jetzt höchstens die Wiedererlangung des gestohlenen Gutes bewirkt werden, wenn es sich irgendwo finden läßt, und zuweilen eine kurze Haft des Schuldigen. Dieß ist besonders der Fall, wenn der Kläger ein Ausländer ist, wogegen er, wenn ihn eine Anklage trifft, eine sehr strenge Behandlung erwarten kann.

Die Spielsucht verdient als eine Eigenheit der Eingeborenen bezeichnet zu werden. Man kann in der That ohne Uebertreibung sagen, daß Ladendiebstähle, Taschendiebereien und andere feine Zeitvertreibe der Art, besonders unter den geringeren Volksklassen, aus jener Spielsucht hervorgehen, welche in Mejico mehr als in irgend einem anderen Lande, wie Frau Calderon sich ausdrückt, dem innersten Wesen von Mann, Weib und Kind eigen ist. In der niedrigen Hütte wie in dem Prachtsaal ist sie herrschend, und weder ein heiliges Gewand noch die Würde des Amtes giebt hinlänglichen Schutz gegen den Zauber dieses auf-

regenden Lasters. Niemand hält es für eine Herabwürdigung, an einer „Monte-Bank“ zu erscheinen; den Gouverneur selbst und seine Gemahlin, die ersten Beamten und die vornehmen Geistlichen, den munteren Caballero und die angesehene Señora, sieht man Dublonen auf die Wendung einer Karte setzen, während der demüthigere Ranchero, der Dienstbote, der zerlumpte Arme mit gleicher Gier sein Glück in demselben Heiligthume versucht. Es sind noch andere Kartenspiele üblich, die mehr von Geschicklichkeit abhangen, aber das Monte, ein reines Glücksspiel, scheint eine unwiderstehliche Anziehung zu haben, die der uneingeweihte Zuschauer kaum begreifen kann.

Ein Fall, den ich erzählen will, kann nicht nur zeigen, in welchem Lichte alle Volksklassen das Spiel betrachten, sondern auch den reinigenden Einfluß des Reichthums auf den Ruf. Vor ungefähr funfzehn Jahren wohnte in Taos eine Landstreicherin von sehr zügellosen Sitten, die unter den Namen La Tules bekannt war. Sie fand es schwer, dort ihren Lebensunterhalt zu gegewinnen, und wanderte endlich nach der Hauptstadt. Sie besuchte beständig eines der Spielhäuser, wo das Monte seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Anfänglich schien das Glück ihren Bemühungen nicht lächeln zu wollen, und einige Jahre verbrachte sie ihr Leben in Dürftigkeit und Elend. Endlich aber wandte sich das Glück ihr zu, und sie verließ die Bank mit einem Gewinn von mehren hundert Dollars. Dieß setzte sie in den Stand, eine eigene Bank zu eröffnen, und da das Glück ihr stets günstig war, wuchs allmälig ihre Wohlhabenheit, bis sie sich im Besitz eines sehr hübschen Vermögens fand. Im Jahre 1842 schickte sie über zehntausend Dollars nach den Vereinigten Staaten, um sie anlegen zu lassen. Noch immer ist sie ihrem Lieblingszeitvertreib ergeben und gilt jetzt für die erfahrenste Monte-Spielerin in Santa Fe. Sie hat Zutritt in den ersten gesellschaftlichen Kreisen, und ich zweifle, ob es in der Stadt eine Frau von feinerem Rufe gebe als eben diese Tules, jetzt bekannt als Señora Doña Gertrudes Barceló.

Unter den vielen Spielen, die das eigentliche Lebensgeschäft in Neu-Mejico zu sein scheinen, ist die „Chuza“ offenbar das anziehenste für Frauen und sie wetten hoch auf den Ausschlag des Spieles. Es wird mit kleinen Kugeln gespielt und hat einige Aehnlichkeit mit dem Roulette. Stierhetzen und Hahnengefechte sind auch sehr beliebte Belustigungen im nördlichen Mejico, und führen gewöhnlich zu denselben Ausschweifungen und Erfolgen als das Spiel. An Sonntagen und anderen Feiertagen ist der Schauplatz der Hahnengefechte mit Menschen überfüllt, und bei solchen Gelegenheiten bilden die Kirche, der Ballsaal, das Spielhaus und der Hahnenkampfsplatz eben so viele entgegengesetzte Anstalten, und nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menschen in abwechselnder Laune von einem Ort zum anderen gehen, wie eben eine andächtige Regung oder Vergnügungssucht sie treibt.

Eine der anziehendsten Belustigungen der Rancheros und der Landleute, die mehr als alle anderen Geschicklichkeit und Gewandtheit fordert, ist das correr el gallo (Hahnlaufen), das gewöhnlich am Johannistage statt findet. Ein Hahn oder eine Henne werden mit den Füßen an einen Baumzweig gebunden, so hoch, daß ein Reiter nur eben hinanreichen kann, oder der Hahn wird lebendig in die Erde gegraben, so daß nur der Kopf hervorsteht. In beiden Fällen suchen die Renner in vollem Galopp den Kopf des Hahnes zu fassen, der aber tüchtig mit Oel eingeschmiert, gewöhnlich ihren Fingern entschlüpft. So bald es dem geschicktesten Renner gelungen ist, ihn an sich zu reißen, spornt er sein Pferd und sucht mit seiner Beute zu entfliehen. Er wird jedoch von den übrigen Mitkämpfern lebhaft verfolgt, und wer ihn zuerst einholt, sucht ihm den Preis zu nehmen, und gewöhnlich wird bei dem Kampfe das arme Thier in Stücke gerissen. Sollte der Sieger seinen Verfolgern entgehen, so bringt er seinen Preis zu den schönen Zuschauerinnen und übergiebt ihn seiner Geliebten, die ihn als ein Zeichen der Tapferkeit ihres Anbeters auf den Fandango mitbringt, der gewöhnlich jener Belustigung folgt.

Unter den „Vaqueros" und selbst unter angesehenen Leuten ist ein weit edleres Spiel als jenes das Coleo oder Schwanzziehen, das gleichfalls an Festtagen gespielt wird. Der unbändigste Ochse oder Stier wird auf einem ebenen Anger losgelassen, wo alle Theilnehmer bereits beritten sind, um ihn zu verfolgen. Sobald der glücklichste Reiter dem Ochsen nahe genug kommt, faßt er das Thier beim Schwanze und wirbelt es durch eine gewandte Bewegung zu Boden, nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, wenn sein Pferd über die Beine des fallenden Ochsen straucheln sollte.

Fandango wird in Neu-Mejico nie als der Name eines besonderen Tanzes gebraucht, sondern ist die herkömmliche Bezeichnung jener gewöhnlichen Versammlungen, wo man sich dem Tanze und der Lustigkeit hingiebt, und Baile, d. h. Ball, wird von vornehmeren Zusammenkünften gebraucht. Die Fandangos werden sehr häufig besucht, da überall im Lande und unter allen Volksklassen der Tanz beliebt ist. Vom ernsten Priester bis zum Possenreisser, vom reichsten Nabob bis zum Bettler, vom Gouverneur bis zum Ranchero, von der besonnensten Matrone bis zur leichtfertigen Schönen, von der vornehmsten Señora bis zur Köchin — Alle ergeben sich dieser aufheiternden Belustigung. Bei der Menge von Instrumenten, die fast in jeder Nacht das Ohr begrüßen, möchte man glauben, daß überall ein ewiger Carneval wäre. Die gewöhnlichen Instrumente auf Bällen und Fandangos sind die Geige und das Bandolin oder die Guitarre, die in manchen Dörfern mit dem „Tombé" oder der kleinen indianischen Trommel begleitet wird. Die Spielleute lernen diese Instrumente zuweilen mit großer Geschicklichkeit behandeln. Seltsam aber, ja anstößig ist es für die meisten protestantischen Ohren, beim Gottesdienste dieselben Instrumente, und oft dieselben Weisen zu hören.

Unter allen kleinen Lastern in Neu-Mejico ist das „unschuldige Laster" des Rauchens bei den Frauen das unerträglichste, aber eine Gewohnheit, der selbst die liebenswürdigsten und fein-

sten Frauen sich hingeben. Das Puro *) oder Cigarro sieht man in jedem Munde; es geht im Besuchzimmer von Hand zu Hand und läßt sich im Speisezimmer sehen, und selbst im Ballsaale wird es den Frauen wie jede andere Erfrischung dargeboten. Oft sieht man beim Tanze ein Mädchen mit dem Cigarrito im Munde sich rasch umdrehen. In den südlichen Städten haben die Schönen sehr oft Goldzänglein, womit sie die Cigarren fassen, um ihre zarten Finger gegen den Saft oder Geruch des Tabaks zu schützen, während sie an die unangenehmen Wirkungen auf Lippen und Athem nicht denken.

Trotz ihren vielen Fehlern aber muß ich den Neu-Mejicanern das gerechte Zeugniß geben, daß sie dem Trunke und den damit verbundenen Zerstreuungen nur wenig ergeben sind, doch ist dieß ohne Zweifel besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß die theueren geistigen Getränke den unteren Volksklassen nicht zugänglich sind.

---

*) Das Puro ist die gewöhnliche Cigarre von reinem Tabak, Cigarros oder Cigarritos aber sind von geschnittenem Tabak in einen Papierstreifen oder eine Maishülse gewickelt. Diese sind in Neu-Mejico auch unter Männern am gebräuchlichsten, und Frauen rauchen keine anderen. Die Cigarren werden dort selten in Kaufläden verkauft, sondern jedermann macht sie in dem Augenblicke, wo er sie braucht. Man zeigt darin eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit. Der berittene Vaquero zieht seine kleine Tabakflasche (guagito) hervor, sein Päckchen mit zubereiteten Hülsen (hojas), seinen Feuerstein und Stahl, macht sich seine Cigarre, schlägt Feuer und fängt an zu rauchen, ehe eine Minute vergangen ist, ohne sein Pferd in vollem Laufe anzuhalten, und in der nächsten Minute wirft er vielleicht sein Lazo auf den wildesten Stier, ohne das Rauchen einzustellen.

Dreizehnter Abschnitt.

Militärische Hierarchie. — Aberglaube. — Die heilige Jungfrau von Guadalupe. — Heilige und Heiligenbilder. — Prozessionen. — Das Sakrament. — Unterwürfigkeit gegen die Priester. — Gottesdienst. — Die Vesperglocke. — Die Charwoche. — Seltsame Bußübung. — Ehen. — Drückende Kirchengebühren. — Begräbnißgebräuche. — Ketzerbegräbniß.

Die Mejicaner scheinen die rechtmäßigen Abkömmlinge und Unterthanen des katholischen Königs zu sein, denn der römische Glaube ist nicht nur der durch die Gesetze eingeführte, sondern auch der allein geduldete Glaube, ein System republikanischer Freiheit, das dem unabhängigen und duldsamen Geiste der Vereinigten Staaten durchaus unbegreiflich ist. Die Mejicaner sprechen zwar von einer Vereinigung der Kirche und des Staats, aber sie sollten vielmehr von einer Vereinigung der Kirche und des Heeres reden, denn wie schon gezeigt wurde, die bürgerliche Obrigkeit ist so sehr mit der militärischen und der geistlichen verschmolzen, daß die Regierung, wenn nicht eine militärische Hierarchie, doch so nahe mit ihr verwandt ist, daß es schwer wird, einen Unterschied aufzufinden. Wie man treffend gesagt hat, wir werden an die Doppelherrschaft des Heeres und der Kirche durch die beständigen Töne der Trommel und der Glocke erinnert, die uns vom Morgen bis Mitternacht in die Ohren schallen und die Töne der Betriebsamkeit und Arbeit übertäuben.

In mannigfaltigem und rohem Aberglauben mag Neu-Mejico wohl mit jedem anderen gesitteten Lande in der Welt wetteifern können. Andere mögen ihre seltsamen Ueberlieferungen,

ihre schwärmerischen Vorurtheile, ihren Pfaffentrug haben, aber hier scheint der Volksglaube eine Verkörperung von so vielen wunderlichen und unwahrscheinlichen Dingen im Götzendienste zu sein, als sich möglicher Weise in das Gewand einer Glaubenslehre einkleiden lassen. Man müßte ganze Bände füllen, wenn man nur die Hälfte der Wunderwirkungen und außerordentlichen Erscheinungen erzählen wollte, die während und seit der Eroberung der indianischen Pueblos und ihrer Bekehrung zum römischen Glauben sich ereignet haben sollen. Ihr Charakter läßt sich aus der Volkslegende von der wunderbaren Erscheinung der heiligen Jungfrau von Guadalupe — la maravillosa aparicion de nuestra Señora de Guadalupe — entnehmen, an welche in einer der vielen Gestalten der Ueberlieferung in der ganzen Provinz geglaubt wird. Ich habe beinahe ein halbes Dutzend schriftlicher Darstellungen dieser berühmten Legende gesehen und fast eben so viele mündliche gehört, aber nicht zwei stimmen in allen Einzelheiten überein. Ich gebe die am meisten verbreitete Erzählung. Als ein Indianer, Namens Juan Diego, am 12. December 1531 über den öden Berg Tepeyacac, ungefähr eine Stunde nördlich von der Stadt Mejico, wanderte, um Heilkräuter zu suchen, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch Blumenduft und den Ton lieblicher Musik gefesselt, und aufblickend, sah er eine Engelgestalt vor sich. Erschrocken, will er entfliehen; aber die Erscheinung ruft ihn an. „Juan Diego," spricht sie, „gehe und sage dem Bischof, er solle mir eine Kapelle errichten lassen auf eben dieser Stelle." Der Indianer antwortet, er könne nicht umkehren, da er Heilmittel für einen todtkranken Verwandten suche. Die Gestalt aber befahl ihm, zu gehorchen und um seinen Verwandten nicht weiter bekümmert zu sein, da er schon genesen wäre. Juan Diego begab sich nach der Stadt, da er aber bei dem Bischofe nicht vorgelassen wurde, so glaubte er, getäuscht zu sein, und kehrte zurück, um seine Heilkräuter zu suchen. Als er den Berg erstieg, sah er die Gestalt wieder vor sich, die auf seine Entschuldigung ihm seinen Mangel

an Glauben und Kraft vorwarf und hinzusetzte: „Sage dem Bischofe, es sei Guadalupe, die Jungfrau Maria, die dich sende und unter den Mejicanern wohnen und sie beschützen wolle." Der Indianer kehrte nach der Stadt zurück und verschaffte sich Zutritt bei dem Bischofe, der als ein guter und verständiger Mann den Boten auslachte und wie einen Narren behandelte, ja ihm endlich sagte, er möchte ein Zeichen bringen, welches er leicht erlangen könnte, wenn die Absenderin wirklich die Mutter Gottes wäre. Der bestürzte Indianer verließ den Bischof, und entschlossen, sich von seiner geisterhaften Bekanntschaft nicht weiter belästigen zu lassen, nahm er einen anderen Weg; als er aber der Stelle sich näherte, wo er sie zuerst gesehen hatte, erblickte er wieder die Erscheinung, welche auf seinen Bericht von dem Erfolge der Sendung ihm befahl, einen nackten Felsen in der Nähe zu erklimmen und einen Strauß von den Blumen zu pflücken, die er dort finden würde. Juan Diego, wiewohl keineswegs gläubig, gehorchte und fand zu seiner Ueberraschung die Blumen. Er brachte sie der Jungfrau, die sie in seine „Tilma"*) warf und ihm gebot, sie dem Bischofe zu überbringen. „Sieht er sie, so wird er glauben," sprach die Gestalt, „da er wohl weiß, daß in dieser Jahrzeit keine Blumen blühen, am wenigsten aber auf jenem öden Felsen." Der demüthige Bote kehrte nun mit mehr Zuversicht zu dem Bischofe zurück und legte seine blühende Beglaubigung vor ihm nieder. Aber siehe da, zum Erstaunen aller Zuschauer und zur völligen Ueberzeugung des hochwürdigsten Herrn war auf der inneren Seite der Tilma das genaue Abbild der Erscheinung zu sehen.

Der Bischof erkannte nun die Göttlichkeit des Bildes an, und in einer in dieser Absicht gehaltenen Versammlung von Geistlichen erklärte er es für das Bild der wahrhaften Jungfrau und Be-

*) Eine Art von Mantel oder Ueberwurf, bei den Indianern üblich, in jenem Falle aus den groben Fasern einer Agave-Art (Maguey) verfertigt und den gewöhnlichen Kaffeesäcken ähnlich.

schützerin von Mejico. Bald nachher ward eine prächtige Kapelle auf der bezeichneten Stelle erbaut, in welcher das Wundergemälde niedergelegt ward und bis auf den heutigen Tag zu sehen ist. In den Vorstädten jedes Hauptortes der Republik befindet sich jetzt eine der heiligen Jungfrau von Guadalupe geweihte Kapelle. Rohe Nachbildungen von verschiedener Größe findet man fast in jeder Wohnung, vom Palaste bis zur elendesten Hütte. Das Bild mit einem Spruch ist auch auf Münzen geprägt, welche die Gläubigen am Halse tragen. Von solchen Münzen wurden, wie ich gehört habe, im Jahre 1831 zu Birmingham 216,000 für den Verkauf in Mejico geprägt. Fast neun Zehntheile der Bewohner Neu-Mejicos tragen solche Münzen. Auf der einen Seite sieht man das Bild der heiligen Jungfrau in ihrem Sternenmantel, mit einem Cherub und dem Monde unter ihren Füßen, und mit der Umschrift: „N. (uestra) S. (eñora) D. (e) Guadalupe de Mexico A. 1805." Die Jahrangabe bezieht sich wahrscheinlich auf eines der zahllosen Wunder, welche die heilige Jungfrau von Guadalupe in Mejico gewirkt hat. Auf der Kehrseite steht der Spruch: „Non fecit taliter omni nationi," nach Psalm 147, 20.

Zur Bekräftigung des Wunders wird noch hinzugesetzt, Juan Diego habe bei seiner Heimkehr seinen Verwandten ganz genesen gefunden, der zur Zeit der ersten Erscheinung der heiligen Jungfrau plötzlich von seinem Sterbelager aufgesprungen sei.

Nun kommt eine profame Darstellung der Geschichte, welche die Zweifler als die wahrscheinlichste in Umlauf gebracht haben. Zum besseren Verständnisse dieser Erklärung muß vorausgeschickt werden, daß der Name Guadalupe den Spaniern schon bekannt war, da die heilige Jungfrau lange vorher unter demselben Namen in Spanien erschienen sein soll, und bei dieser Gelegenheit ward ein Mönchsorden unter dem Namen Frailes Guadalupanos gestiftet. Einer dieser frommen Brüder wurde als Bekehrer nach Mejico geschickt, und da er die Indianer etwas hartnäckig und unlenksam fand, so kam er auf den Gedanken, ihrer

Volkseitelkeit durch die Aufstellung eines für die Umstände passenden Heiligen zu schmeicheln. Der Mönch hatte einen Freund, der ein vortrefflicher Maler war. „Nimm diese Tilma,„ — sprach er einst, indem er ihm eines der gröbsten und losesten Gewebe übergab — „klebe sie auf Malertuch und male darauf das schönste Bildniß der heiligen Jungfrau von Guadalupe, das deine Phantasie schaffen kann." Als dieß geschehen und die Tilma von der Unterlage getrennt war, hatte das Gemälde ein etwas wunderhaftes Ansehen. In der Nähe betrachtet, erschien es sehr matt, in der Ferne gesehen aber, so daß das Auge ein weiteres Feld des lockeren Gewebes überblicken konnte, zeigte es sich ganz deutlich und hübsch. Von dieser Wirkung spricht man auch noch heutiges Tages, und so leicht sie sich aus natürlichen Ursachen erklären läßt, so haben mir doch viele unwissende Mejicaner versichert, die heilige Jungfrau verberge sich vor Allen, die ihr Heiligthum durch zu große Annäherung entweihten, und zeige sich nur Denjenigen in ihrem vollen Glanze, die sich in ehrerbietiger Entfernung hielten. Man setzt hinzu, es sei ein Mädchen aufgesucht und wie die heilige Jungfrau geputzt und so die Geschichte gespielt worden, wie man sie erzählt. Das Wunder von den im December blühenden Blumen ist nach den Profanen nicht eben wunderbar, da man weiß, daß Blumen in dem Niederlande und nur zwei Wegstunden von dem Orte, wo die Geschichte vorfiel, zu allen Jahrzeiten blühen, und es liegt darin die Andeutung, daß man diese Blumen bei jener Gelegenheit auf den Felsen gebracht habe. Einige geben sogar zu verstehen, daß der Bischof und andere Geistlichen mit der ganzen Sache bekannt gewesen seien, und daß man dafür gesorgt habe, den Indianer mit einer Tilma zu versehen, derjenigen ähnlich, auf welcher das Bild der heiligen Jungfrau gemalt war, die man listig an die Stelle der anderen gebracht hätte, welche der Indianer vor der Erklimmung des Felsens ablegte. Ich habe das ursprüngliche Bild nicht gesehen, wohl aber viele Nachbildungen, die der heiligen Jungfrau jene braungelbe Hautfarbe gegeben haben, welche man wahrscheinlich

für nöthig hielt, um die Vorurtheile der Indianer zu versöhnen.

Der Leser möge jene abweichenden Darstellungen, so gut er es vermag, vereinigen, und ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß die Erscheinung, nach der von dem Papste erhaltenen Weihe, nun eben so sehr zu den Glaubenssatzungen der Mejicaner gehört als irgend ein Satz des apostolischen Glaubens. Nach der blinden Verehrung, welche das gemeine und unwissende Volk der Jungfrau von Guadalupe weiht, möchte man glauben, daß sie für die erste Person der Gottheit gehalten werde, denn an sie werden alle Gelübde, alle Gebete, alle Sündenbekenntnisse gerichtet.

Unter den vielen Ueberlieferungen, an welche das Volk unbedingt glaubt, und die den Fortschritt der Bildung hemmen, giebt es eine eben so lustige und seltsame als die oben mitgetheilte Geschichte, und sie wurde von dem jetzigen Vicar von Neu-Mejico, einem ehemaligen Mitgliede des Congresses, ernsthaft erzählt. Bei dem denkwürdigen Aufstande im Jahre 1680 war das Pueblo de San Felipe fast das einzige, welches im ganzen nördlichen Mejico den Spaniern treu geblieben war. Während dieser bewegten Zeit nahm der Geistliche eines anderen Pueblo seine Zuflucht dahin. Als nun das Pueblo von den Nachbarn belagert und von der Verbindung mit dem Wasser abgeschnitten war, fragten die Einwohner den Priester um Rath, der ihnen Muth zusprach und die Versicherung gab, daß es in seiner Macht stände, sie mit Wasser zu versorgen. Er betete inbrünstig und öffnete dann an jedem Arme eine Ader, woraus so reichliche Wasserströme hervorquollen, daß alle Besorgnisse, vor Durst umzukommen, gänzlich verscheucht wurden.

Der blinde Aberglaube des Volkes schreibt jedem seiner zahlreichen Heiligen die Macht zu, gewisse Wunder zu thun, und bei allen Krankheiten und Bedrängnissen wird ihre Hilfe angerufen. Der liebreichste Dienst, den Freunde einem Kranken leisten können, besteht darin, das Bild eines jener Heiligen, dessen heilende Kräfte erprobt sind, ihm zu bringen. Die Wirksamkeit dieser

abergläubigen Mittel ist nicht schwer zu erklären, wenn man den mächtigen Einfluß der Phantasie auf krankhafte Zustände in Betracht zieht. Die Bilder der Schutzheiligen aber werden nie so allgemein in Anspruch genommen als zur Zeit großer Dürre. Die Priester, die sich gewöhnlich darauf verstehen, die Annäherung der Regenzeit zu errathen, sind darauf bedacht, nicht eher zuversichtliche Versprechungen zu machen, bis sie Grund haben, die schnelle Erfüllung ihrer Prophezeihungen zu erwarten. Nähert sich nun die rechte Zeit, so tragen sie das Bild der heiligen Jungfrau von Guadalupe oder eines anderen günstigen Heiligen hinaus und ziehen durch die Straßen, Felder und Wiesen, während alle Männer, Weiber und Kinder der Umgegend ihnen folgen. Sollten in acht bis vierzehn Tagen nach dieser allgemeinen Demüthigung die Wolken sich ergießen, so denkt Niemand daran, die Geldspenden zu bereuen, die man den Priestern für die Bewirkung eines so glücklichen Ergebnisses gebracht hat.

Diese feierlichen Umzüge erinnern mich an eine andere in Mejico herrschende Gewohnheit, die immer die Aufmerksamkeit der Fremden anzieht. Ich meine das Austragen des Sacraments in die Wohnung eines Sterbenden. In Neu-Mejico ist jedoch dieser Aufzug nicht so prunkend als in den südlichen Landschaften, dem Paradiese der Priester, wo man das Hochwürdige in einer mit zwei schwarzen Maulthieren bespannten schwarzen Kutsche führt, welche von Soldaten geleitet wird, während Haufen von Menschen jedes Geschlechts und jedes Alters folgen. Bei dem feierlichen Zuge wird mit zwei Glocken von verschiedenem Tone abwechselnd geläutet. Vor dem Wagen geht ein Kirchendiener, der in abgemessenen Zwischenräumen klingelt, um alle Personen, die es hören können, an die Annäherung des Heiligthums zu erinnern, damit sie sich bereit halten, die gebührende Verehrung zu beweisen. Hört man die Klingel, so knieen alle, die den Zug sehen, wie weit sie auch entfernt sein mögen, und bleiben in dieser Stellung, bis er vorüber ist. Wenn ein Amerikaner bei diesen Gelegenheiten die Klingel hört, so sucht er dem Zuge auszuweichen,

indem er um eine Straßenecke geht oder in den Laden eines befreundeten Hauses eilt; denn wiewohl es passend und selbst verständig sein mag, sich nach den Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes zu richten, wo man wohnt, so möchten doch nur wenige Protestanten geneigt sein, vor einer Kutsche niederzuknieen, die mit schwachen Sterblichen beladen ist, welche die Gottheit zu vertreten vorgeben. Mit Bedauern setze ich hinzu, daß diejenigen, die sich nicht dem Gebrauche fügen, oft von dem Pöbel beleidigt und zuweilen mit Steinen geworfen werden. Ein fremder Handwerker wurde einst sogar in der Hauptstadt Mejicos ermordet, weil er sich weigerte, aus seinem Laden zu kommen, wo er knieete, und die Kniebeugung auf offener Straße zu machen.

Dieser Götzendienst nimmt zuweilen eine noch entwürdigendere Gestalt an und erniedrigt sich so weit, geistliche Oberherren wie eine Gottheit zu verehren. Als im Jahre 1833 der Bischof von Durango nach Santa Fe kam, wo man seit vielen Jahren ein solches Ereigniß nicht erlebt hatte, begrüßte das bethörte Volk seine Ankunft mit so andächtiger Schwärmerei, als ob es die Wiederkunft des Messias gefeiert hätte. Ueberall wurden prachtvolle Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht, die Straßen gereinigt, Wege und Brücken ausgebessert und geschmückt, und aus jedem Fenster in der Stadt Teppiche und köstliche Tücher ausgehängt, welche die Phantasie an jene glühenden Schilderungen wundersamer Welten erinnerte, wovon wir in Zaubermährchen lesen. Ich muß jedoch bemerken, daß es in allen Städten Mejicos eine, nicht ohne Gefahr zu verletzende Sitte ist, alle Thüren und Fenster des Hauses in einer Straße, durch welche ein festlicher Umzug geht, mit Teppichen und Tüchern zu schmücken, so viel es die Mittel jedes Hausbesitzers erlauben. Während der Bischof in Santa Fe verweilte, was zur großen Freude der Einwohner mehre Wochen dauerte, zeigte er sich nie in den Straßen, ohne daß alle wahren Katholiken, die so glücklich waren, die „Señoria ilustrisima" zu erblicken, sogleich auf die Kniee gefallen und in dieser Stellung geblieben wären, bis

der geistliche Herr seinen Segen ertheilt hatte oder verschwunden war. Selbst vornehme Stadtbewohner wagten es nicht, ihn anzureden, ehe sie nicht vorher das Knie vor ihm gebeugt und seinen Bischofring geküßt hatten. Dieß ist jedoch nur eine erhöhte Schilderung der Erscheinungen, die man jeden Tag in dem Verkehre zwischen den Rancheros und den geringen Geistlichen sieht. Die knechtische Unterwürfigkeit der unteren Volksklassen gegen diese üppigen Priester ist fast unglaublich.

Kein Volk ist pünctlicher in der Abwartung des Gottesdienstes oder sorgfältiger in der Beobachtung der äußeren Glaubensgebräuche als die Nev-Mejicaner. Es würde Jemand eben so leicht daran denken, zwanzig Faden tief in's Wasser zu gehen, ohne schwimmen zu können, als eine Reise anzutreten, ohne vorher eine Messe gehört zu haben. Diese Gebräuche aber haben nur selten den Charakter wahrer Andacht, denn man sieht die Leute schwatzen oder kichern, während sie sich mit dem Kreuze bezeichnen oder ein Gebet murmeln. Der Fremde bemerkt überall, daß sie beim Tanzen auf einem Fandango weit ernsthafter aussehen, als bei ihrer Andacht vor dem Altare. Nie aber zeigt sich die Beobachtung äußerer Gebräuche merkwürdiger als in ihrem Benehmen täglich bei der Abenddämmerung, wenn die große Kirchspielglocke zum Vespergebete läutet. Augenblicklich schweigt jedes Gespräch, jede Arbeit ruht, Menschen aus allen Klassen, zu Fuße oder zu Pferde, halten plötzlich an, selbst der Lastträger, der unter schwerer Bürde keucht, verweilt mitten auf dem Wege und steht still. Ein fast athemloses Schweigen herrscht in der ganzen Stadt, das nur zuweilen durch das Zischeln der andächtigen Menge unterbrochen wird — und all dieß, begleitet von den langsamen Schlägen der großen wohltönenden Glocke, macht in der That einen feierlichen Eindruck. Nach ungefähr zwei Minuten wird der Zauber plötzlich durch das Geläute hellerer Glocken gelöst, und alsbald herrscht wieder Leben und Verwirrung, das Geschwätz beginnt wieder, der Schmied arbeitet auf seinem Ambos mit verdoppelter Kraft, der Hammer ertönt wieder in allen Richt-

ungen, der Wanderer ist wieder in Bewegung, kurz, Vergnügen und Geschäfte sind wieder rege und ein „buenas tardes" (guten Abend) schließt die Feier.

Die Katholiken haben zwar einen Heiligen für jeden Tag im Jahre, aber die Zahl der geweihten Feste, wo jede Arbeit unterlassen werden muß, ist in Mejico etwas beschränkt. Die heilige Woche oder Charwoche ist vielleicht die Zeit, wo das Andachtsgefühl, so viel davon vorhanden ist, am meisten aufgeregt wird, und besonders wird der Charfreitag (viernes santo) mit großem Pomp und Glanz gefeiert. Ein lebensgroßes Christusbild, an ein großes hölzernes Kreuz genagelt, wird mit Prunk durch die Straßen geführt, mitten in einem zahlreichen Festzuge und begleitet von glänzenden geschnitzten Bildern, welche die heilige Jungfrau, Maria Magdalena und mehre andere Heilige vorstellen, während die meisten denkwürdigen Personen, die in jener großen Zeit der Geschichte eine Rolle spielten, der Hauptmann und die Kriegsknechte, mit Lanzen bewaffnet, und in der Tracht, die sie vermeintlich getragen haben, auf glänzend angeschirrten Pferden in Fleisch und Blut daher traben. Im Ganzen macht dieses Schauspiel, die Gebräuche und Bewegungen mitten in den überfüllten und geschmückten Straßen, einen Eindruck sehr gemischter Art, an welchem Bedauern und Trauer einen beträchtlichen Antheil haben.

Es ist herkömmlich, daß große Missethäter die Gottheit durch eine grausame Bußübung versöhnen, was gewöhnlich in der Charwoche geschieht. Als ich einst am Charfreitage in der Stadt Tomé war, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen fast nackten Mann gezogen, der, wie Simon, ein großes Kreuz auf der Schulter trug, das zwar von dem leichtesten Holze gemacht war, aber doch über hundert Pfund schwer sein mochte. Das lange Ende schleppte auf der Erde nach und in der Mitte war ein ungeheuerer Stein daran gebunden, um die Last noch schwerer zu machen. Nicht weit hinter ihm ging ein anderer halbnackter Mann, der ganz mit Ketten und Stricken umwunden war, die

tief in die Muskeln einzuschneiden schienen und ihn so sehr zusammenschnürten, daß er kaum mit dem übrigen Zuge Schritt halten konnte. Den Zug schloß ein anderer Mann von noch widrigerem Ansehen. Er ging mit ruhigem und gemessenem Schritte, während ein anderer ihm folgte, der ihn wacker mit einer Peitsche bearbeitete, die er mit Lust und Liebe schwang, da aber die Spitze der Schnur nur von ungeflochtenem Seegrase war, so hielten die Hiebe bloß die Wunden auf dem Rücken des Büßers offen, die man, wie ich hörte, mit der scharfen Ecke eines Feuersteins gekratzt hatte und die stark bluteten. Das Blut wurde auch durch den reizenden Saft gewisser Kräuter im Flusse erhalten, den Jemand nachtrug und worein der Geißler oft seine Peitsche tauchte. Die Schauspieler in dieser tragischen Posse waren zwar dicht vermummt, aber vielen Zuschauern bekannt, deren einer mir versicherte, sie wären die verrufensten Schurken im Lande. Für die Bußübung, der sie sich unterwerfen, erhielten sie jährlich volle Lossprechung von allen im verflossenen Jahre begangenen Sünden, und so gereinigt, traten sie frisch auf den alten Weg der Bosheit und des Verbrechens.

In Neu-Mexico ändert die Ehe zwar die gesetzlichen Rechte der Parteien, hat aber kaum einen Einfluß auf ihre moralischen Verpflichtungen. Man betrachtet die Ehe gewöhnlich als einen bequemen Deckmantel eines unordentlichen Lebenswandels, den man bei unverheiratheten Frauen nicht so leicht duldet. Bedenket man aber, daß die meisten Ehen gezwungen sind und die Paare nicht zusammenpassen, so läßt sich wohl begreifen, wie wenig Anreizung zur Tugend vorhanden ist. Nur wenige Aeltern möchten sich herablassen, die Wünsche eines Mädchens zu befragen, ehe sie einen Heirathsvertrag schließen, und selten möchten Mädchen an eine Eheverbindung denken, die nicht zuerst von dem Vater vorgeschlagen wäre. Der Bewerber wendet sich daher unmittelbar schriftlich an die Aeltern selbst, und ohne auf die Wünsche oder Neigungen des Mädchens, dessen Hand er begehrt, im mindesten zu achten. Man weiß in diesem Lande nichts von zärtlichen Regungen, die zwischen Liebenden auf Wanderungen am

Ufer stiller Bäche entstehen, denn selten erlaubt man es, daß sich beide Geschlechter ohne Zeugen unterhalten. Kurz, man hat Beispiele, daß zwei Verlobte sich nicht eher als vor dem Traualtare gesehen haben.

Unter den geringeren Volksklassen giebt es noch mächtiger wirkende Ursachen eines unordentlichen Lebenswandels, und nicht die geringsten darunter sind die ungeheueren Gebühren, die dem Pfarrer für die Trauung bezahlt werden müssen. Diese Erpressungen gehen so weit, daß sie nicht selten einem gänzlichen Verbote gleich kommen, denn die Mittel des Bräutigams sind oft nicht hinlänglich zur Bestreitung der Kosten, und der Priester verrichtet gewöhnlich die Trauung nicht eher, bis die Gebühren ihm gesichert sind. Der Pfarrer hat freie Hand und die Trauunggebühren sind unbestimmt, werden aber gewöhnlich nach der Beschaffenheit kirchlicher Gebräuche und nach den Vermögensumständen der Parteien gesteigert. Für die niedrigsten Gebühren wird die Trauung in der einfachsten Form während der Messe verrichtet; unter dem Vorwande eines außerordentlichen Gottesdienstes und besonderer Feierlichkeiten aber, zumal bei Trauungen im Hause, steigert man die Gebühren oft auf mehre hundert Dollars, und ich habe gehört, daß 500 Dollars bezahlt worden sind. Eine Rüge, die eine in Chihuahua erscheinende Zeitung „El noticioso" mit der Unterschrift: „ein Ranchero" enthielt, kann die Beschwerden in dieser Beziehung erläutern. „An die Herausgeber. Erlauben Sie mir, in ihrem Blatte einige Worte gedruckt zu sagen, da die Worte meiner Feder ohne Erfolg bei den Pfarrern zu Allende und Jimenez geblieben sind, an welche ich mich neulich wendete, um auszumitteln, wie viel Jemand von meinem Stande gesetzlich für eine Trauung zu bezahlen habe. Ich erhielt von beiden Geistlichen die einfache und bündige Antwort: Die Trauunggebühren betragen hundert und neunzehn Dollars. — Ich muß gestehen, ich war ganz außer mir, als ich diesen übertriebenen Anspruch auf meinen armen Beutel vernahm, und wäre ich nicht stolz darauf, ein echter

apostolisch römisch-katholischer Christ zu sein, hätten nicht die bezaubernden Reize meiner künftigen Schwiegertochter meinen Sohn so sehr gefesselt, daß er von der Heirath nicht abgehen will, ich würde ihm gewiß gerathen haben, mit seiner Geliebten eine andere Einrichtung zu verabreden, die für unseren armen Beutel nicht so verderblich wäre; denn bedenken Sie doch, daß 119 Dollars einem armen Ranchero an's Leben gehen. Kann ich mir nicht anders helfen, so muß ich meine wenigen Kühe verkaufen, um meinen Sohn aus der Klemme zu ziehen." Der Ranchero bittet dann die Regierung, solchen Uebeln durch heilsame Beschränkungen der Geistlichkeit abzuhelfen, und schließt mit den Worten: „Geschieht dieß nicht, so werde ich keinem meiner übrigen drei Söhne das Heirathen erlauben."

Diese Rüge war sicherlich eine außerordentliche Kühnheit gegen die Geistlichkeit, die dem armen Ranchero die Strafe des Bannes gekostet haben kann. Wenige seiner Landsleute würden eine solche Verwegenheit sich erlauben, und wenigstens neun Zehntheile derselben zeigen die niedrigste Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Gebieter. Sie sind von Jugend auf gewöhnt, ihre Priester als unfehlbare und heilige Muster von Frömmigkeit und Tugend anzusehen, und wir würden nicht so sehr über die Ausschweifungen der Heerde erstaunen, wenn nicht viele Hirten, die Geistlichen selber, in den herrschenden Lastern vorangingen, die Ersten auf dem Fandango, die Ersten am Spieltische, die Ersten auf dem Hahnenkampfplatze, die Ersten bei Zechgelagen, und keineswegs die Letzten in der Eingehung derjenigen Verbindungen wären, die so nachdrücklich durch ihre Gelübde verboten werden.

Die Gebühren für Taufe und Begräbniß, die Niemand unterlassen kann, ohne sich den Vorwurf der Ketzerei zuzuziehen, sind gleichfalls abschreckend für die Ehelustigen. „Heirathe ich, — sagt der arme Landmann — „so muß meine Familie unbekleidet gehen, damit ich meine Kinder taufen lassen kann, und stirbt eines von ihnen, so müssen wir verhungern, um die Begräbnißkosten zu bezahlen." Die Taufgebühren sind allerdings nicht

übermäßig und werden nach dem Herkommen oft von dem Pathen bezahlt, aber die Begräbnißkosten sind fast eben so drückend als die Trauunggebühren, und wechseln in Verhältniß zu dem Alter und den Vermögensumständen des Verstorbenen. Ein treuer Diener, ein Mejicaner, den ich in Chihuahua hatte, verlangte einst vierzig Dollars von mir, um seine Mutter begraben zu lassen. Als ich über die ungeheuere Summe meine Verwunderung äußerte, antwortete er mir: „So viel verlangt der Pfarrer, und wenn ich ihn nicht bezahle, wird meine arme Mutter unbegraben bleiben.“ So mußte dieser Mann einen Lohn von mehren Monaten aufopfern, um die Habgier eines lasterhaften und lohnsüchtigen Priesters zu befriedigen. Bei einer anderen Gelegenheit bettelte eine arme Frau in Santa Fe, um Arznei für ihr krankes Kind zu kaufen. „An dem Leben des Kindes liegt mir gerade nicht so viel,“ sprach sie weinend, „denn ich weiß, das Engelchen wird gerade in den Himmel gehen, aber wie soll ich den Priester bezahlen, wenn ich es begraben lassen muß? Er wird mir mein Häuschen und Alles nehmen, und ich werde hilflos auf die Straße hinausgestoßeu werden.“

Dürftige Aeltern sehen sich daher oft in der schmerzlichen Nothwendigkeit, ihre gestorbenen Kinder auszusetzen und zu verläugnen, um den Begräbnißkosten zu entgehen. In dieser Absicht wird die Leiche zuweilen während der Nacht in eine Nische an der Kirche gesetzt, und wird sie am nächsten Morgen gefunden, so muß der Priester sie umsonst begraben, wenn anders nicht die Aeltern entdeckt werden können, und in diesem Falle würden sie eine schwere Züchtigung erleiden und überdieß die Kosten bezahlen müssen.

Kinder, die vor der Taufe sterben, kommen nach dem Volksglauben zu einer Art von negativem Dasein in der Geisterwelt, „Limbo“ genannt, wo sie für immer bleiben, ohne Strafe zu erleiden oder Glückseligkeit zu genießen. Das verstorbene Kind heißt dann ein Engelchen (angelito) und wird mit Freude und Fröhlichkeit, statt mit Schmerz und Klagen, begraben. Man putzt

die Leiche bunt und schmückt sie mit Flittern und Blumen, und die kleine Bahre wird von vier Kindern zu Grabe getragen, die so schön geputzt sind, als es ihre Umstände erlauben; Spielleute gehen voran, die Tanzmusik spielen, und nichts als Lust und Fröhlichkeit herrscht in dem kleinen Zuge.

Selten oder nie werden in Neu-Mejico Personen aus den unteren Ständen in Särgen begraben. Die Leiche wird in eine Decke oder sonst in eine Hülle gewickelt und so in ihre letzte Wohnung gebracht. Es ist für ein gefühlvolles Herz empörend, die rohe Behandlung zu sehen, welcher die Leichen zuweilen ausgesetzt sind. Da die Stelle früherer Gräber gar nicht bezeichnet wird, so geschieht es nicht selten, daß die halb verweseten Ueberreste einer Leiche aufgegraben werden; sie müssen der neuen Platz machen und werden gleichgiltig wieder mit Erde bedeckt. Einen besonders widrigen Anblick bietet die Auffüllung des Grabes dar. Die Erde wird mit einem großen Schlägel geklopft, sobald man sie auf die unbeschützte Leiche geworfen hat, und zwar mit einer Gewalt, die einen zarten Körper zerschmettern könnte.

Da die Ueberreste der Ketzer den Kirchhof oder das campo santo nicht entweihen dürfen, so werden die in Santa Fe verstorbenen Amerikaner auf einem Berge nördlich von der Stadt begraben. Man hat die Leichen zuweilen ausgegraben, um ihnen das Todtenhemd auszuziehen, und es ist in einigen Fällen für rathsam erachtet worden, eine besondere Wache zum Schutze des Grabes aufzustellen.

Vierzehnter Abschnitt.

Die Pueblos. — Ihre Nüchternheit, Ehrlichkeit und Betriebsamkeit. — Sprachen. — Frühere und jetzige Bevölkerung. — Das Pueblo Pecos. — Montezuma und die Sonne. — Die Schlange. — Religion und Regierung. — Gesetze und Gewohnheiten. — Verhütung der Entsittlichung. — Alterthümliche Belustigungen der Pueblos. — Baukunst. — Taos. — Tracht. — Waffen. — Lebensweise. — Das Guayave.

Das Wort Pueblo bedeutet zwar im Spanischen buchstäblich ein Volk und dessen Wohnort, wird aber hier insbesondere von den christlich gewordenen Indianern und ihren Dörfern gebraucht, jenen Ureinwohnern, welchen die Spanier nicht nur ihre Gesetze auflegten, sondern auch das Bekenntniß des römischen Glaubens und die Taufe und das Kreuz aufnöthigten, zum Ersatz der unermeßlichen Besitzungen, die sie ihnen raubten. Man ließ ihnen nichts als jedem Pueblo einige Leguas von Ländereien im Umkreise der Dörfer, während die Eroberer wenigstens neun und neunzig Hunderttheile des ganzen Gebiets als Belohnung für ihre Großmuth behielten. Bei der ersten Entdeckung dieser Länder scheinen die Eingeborenen in bequemen Häusern gewohnt und ihren Boden angebaut zu haben, wie sie es bis auf den heutigen Tag thun. Man betrachtet sie jetzt als die besten Gärtner im Lande, welche die meisten Früchte und einen großen Theil der Gemüse liefern, die man auf den Märkten findet. Sie waren bis auf die neueste Zeit die einzigen Bewohner Neu-Mejicos, welche Wein bauten, und sie halten auch bis auf diese Zeit ansehnliche Heerden von Rindvieh, Pferden und anderen Hausthieren.

Kurz, sie sind ein ungemein nüchterner und fleißiger Volksstamm, ausgezeichnet durch Sittlichkeit und Ehrlichkeit, sehr wenig zu Zanksucht oder Lüderlichkeit geneigt, außer wenn sie viel Umgang mit den in Mejico angesiedelten Spaniern gehabt haben.

Die meisten Pueblos nennen sich Abkömmlinge Montezuma's, wiewohl es scheint, daß sie nur durch die Spanier mit der Geschichte dieses Monarchen bekannt geworden sein können, da diese Provinz beinahe zweitausend Meilen von dem alten Königreiche Mejico entfernt ist. Zur Zeit der Eroberung müssen sie ein sehr zahlreicher Volksstamm gewesen sein, der gegen hundert Dörfer besaß, wie die noch vorhandenen Trümmer andeuten, aber heutiges Tages haben sie nur noch gegen zwanzig Dörfer, die in verschiedenen Theilen des Landes zerstreut sind.

Man findet nur drei bis vier verschiedene Sprachen unter ihnen, die aber eine entfernte Verwandtschaft haben mögen. Die Pueblos von Taos, Picuris, Isletta und vielleicht noch einige andere, sprechen die Piro-Sprache. Viele andere, namentlich San Juan, Santa Clara, Nambé, Pojuaque, Tezuque, sprechen das Tegua und waren ursprünglich alle unter diesem Gesammtnamen bekannt; die Pueblos Cochiti, Santo Domingo, San Felipe, und vielleicht Sundía, haben dieselbe Sprache, obgleich sie, wie es scheint, in früheren Zeiten den gemeinschaftlichen Namen Queres führten. Die zahlreichen Stämme, welche die Hochlande zwischen dem Rio del Norte und dem Pecos bewohnen, wie Pecos, Ciénega, Galisteo und andere, waren vor Zeiten unter dem Namen Tagnos bekannt, sind aber jetzt alle ausgestorben, wiewohl ihre Sprache noch in Jemez und anderen Pueblos jenes Gebietstheiles leben soll. Die weiter westwärts wohnenden Stämme*) sind vielleicht mit den Navajos verwandt.

*) Unter diesen ist der Pueblo Zuñi wegen seiner Ehrlichkeit und Gastfreiheit berühmt. Die Bewohner bekennen sich meist zum katholischen Glauben, haben aber jetzt keinen Pfarrer. Sie bauen das Land, haben einige Manufacturen und besitzen einen ansehn-

Sämmtliche Pueblos sprechen zwar unter einander ihre Muttersprachen, viele von ihnen aber verstehen so viel von dem Spanischen, als sie zum Verkehr mit den Mejicanern brauchen.

Die Bevölkerung dieser Pueblos mag sich im Durchschnitt auf fünfhundert Seelen für jedes belaufen, wiewohl einige nicht über hundert haben, was eine Gesammtbevölkerung von 9,000 bis 10,000 giebt. Zur Zeit der ersten Eroberung gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts mag die Volksmenge zehnmal stärker gewesen sein. Man sieht in allen Theilen des Landes alte Trümmer, und zum Theil stehen noch ganze Mauern, während andere beinahe oder gänzlich untergegangen sind und von vielen nur noch der Name in der Geschichte oder der Ueberlieferung lebt. Viele wurden ohne Zweifel während des Aufstandes im Jahre 1680 und in den kleinen inneren Fehden zerstört, die jenem Ereignisse folgten.

Mehre jener Pueblos haben sich in mejicanische Dörfer umgewandelt, von welchen wohl Pecos das merkwürdigste Beispiel ist. Nach den Metzeleien der zweiten Eroberung und den Einfällen der Comanche-Indianer schmolzen sie allmälig zusammen, bis endlich der Stamm auf ein Dutzend Seelen herabgekommen war. Erst vor einigen Jahren verließ er die Heimat seiner Väter und vereinigte sich mit dem Pueblo Jemez. Man erzählt sich viele sonderbare Dinge von den Gewohnheiten dieses unglücklichen Stammes, die ohne Zweifel zu seinem gänzlichen Un-

---

lichen Viehstand. Ihr Dorf liegt über 150 Meilen westlich vom Rio del Norte und soll zwischen 1000 und 1500 Seelen haben. Die sogenannten sieben Pueblos von Moqui sind ein ähnlicher Stamm, der einige Leguas weiter entfernt seinen Sitz hat. Sie erkannten früher die Regierung und den Glauben der Spanier an, haben jedoch schon lange beide verworfen und leben unabhängig und als Heiden. Die Wohnungen sind hier und im Pueblo Zuñi den Häusern in den Pueblos des inneren Landes ähnlich, und beide Stämme sind fleißig und ackerbautreibend und noch geschickter in ihren Manufacturen. Die Sprache der Moquis oder Moquinos soll wenig von der Mundart der Navajos abweichen.

tergange beigetragen haben. Nach einer unter dem Volke herrschenden Ueberlieferung hatte Montezuma ein heiliges Feuer angezündet und den Vorfahren befohlen, es nicht erlöschen zu lassen, bis er wiederkäme, um sein Volk von dem Joche der Spanier zu erlösen. Diesem Gebote gemäß wurde Jahrhunderte hindurch eine beständige Wache unterhalten, um das Erlöschen des Feuers zu verhüten, und da die Ueberlieferung ferner sagte, daß Montezuma mit der Sonne erscheinen würde, so erwarteten die bethörten Indianer an jedem hellen Morgen auf den flachen Dächern ihrer Häuser aufmerksam die Ankunft der Königin des Lichtes, in der Hoffnung, sie dicht bei dem unsterblichen Herrscher zu sehen. Ich bin in jene berühmten „Estufas“ oder unterirdischen Gewölbe hinabgestiegen, deren es mehre im Dorfe giebt, und habe das geweihte Feuer gesehen, das dort in dem Becken eines kleinen Altares still unter der Asche glimmte. Wie man sagt, verloren sie nie die Hoffnung auf Montezuma's Wiederkehr, bis durch irgend einen Zufall oder bei dem Mangel an Wächtern das Feuer erlosch, und dieser Umstand bewog sie eben, ihre Dörfer zu verlassen. Die Krieger hatten, wie man sagt, den Auftrag, das heilige Feuer zu bewachen. Man sagt ferner, daß sie diese Wache abwechselnd zwei Tage und Nächte nach einander hatten, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen, während Andere versichern, daß die Wache nicht auf zwei Tage beschränkt war, sondern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ihren Dienst fortsetzte, bis Erschöpfung oder sehr oft der Tod einen Ersatz nothwendig machte. Viele von den Wächtern, die lebendig aus dem Gewölbe kamen, waren gewöhnlich durch den Mangel an Ruhe und die Einathmung der Kohlenstoffluft so ermattet, daß sie bald starben. Wie die Sage erzählt, wurden ihre Ueberreste in die Höhle einer ungeheueren Schlange gebracht, die bei dieser Nahrung vortrefflich gedieh. Diese Schlange, die ohne Zweifel von den Freunden des Wunderbaren erfunden ward, um das beständige Verschwinden der Indianer zu erklären, stellte man als den Götzen dar, den sie anbeteten, und der nur von dem

Fleische seiner Opfer lebte, doch sollen lebendige Kinder ihm besonders willkommen gewesen sein. Die Geschichte dieser wunderbaren Schlange wurde von vielen unwissenden Menschen so vest geglaubt, daß mir einst ein ehrlicher Ranchero versicherte, er hätte an einem frühen Wintermorgen bei seiner Ankunft im Dorfe die ungeheuere Spur der Schlange im Schnee gesehen.

Dieses einst so berühmte Dorf liegt fünf und zwanzig Meilen östlich von Santa Fe, und nicht weit vom Flusse Pecos, dem es den Namen gegeben hat. Noch vor zehn Jahren, als es eine Bevölkerung von funfzig bis hundert Seelen hatte, sah der Reisende oft einen einsamen Indianer, eine Frau oder ein Kind, wie ein Standbild, auf dem flachen Dache stehen und die Augen auf den östlichen Himmelsrand richten, oder an eine Mauer, einen Zaun sich lehnend, gleichgiltig auf den vorübergehenden Fremden blicken, während zu anderen Zeiten nirgend ein Mensch zu sehen war und die Grabesstille des Ortes nur durch das Gebell eines Hundes oder das Gackern der Hühner unterbrochen wurde.

Kein anderes Pueblo scheint diesen sonderbaren Aberglauben angenommen zu haben, obgleich alle, wie Pecos, Montezuma für ihren ewigen Herrscher gehalten haben. Auch scheint es, daß alle die Sonne verehren, da es allgemeine Gewohnheit ist, bei Sonnenaufgang das Gesicht nach Morgen zu wenden. Sie bekennen sich jedoch zum katholischen Glauben, von welchem sie aber nicht viel mehr als die Förmlichkeiten verstehen mögen, da nur sehr wenige ihrer mejicanischen Nachbarn und Lehrer mehr davon zu wissen sich rühmen können.

Sie stehen zwar als mejicanische Bürger dem Namen nach unter der Regierung der Republik, haben aber viele eigenthümliche Züge ihrer alten Gewohnheiten, sowohl in ihrer gesellschaftlichen Einrichtung als in ihrem Glauben behalten. Jedes Pueblo steht unter dem Befehle eines „Caciqúe" oder „Gobernadorcillo", der aus den Angesehenen in ihrer Mitte gewählt und vom Gouverneur von Neu-Mejico eingesetzt wird. Ist aber

irgend eine öffentliche Angelegenheit zu verhandeln, so versammelt der Cacique die vornehmsten Einwohner des Pueblo in einer Estufa, die gewöhnlich unterirdisch ist, und legt ihnen die Gegenstände der Verhandlung vor, über welche meist durch Stimmenmehrheit entschieden wird. Kein Mejicaner wird bei diesen Berathungen zugelassen, und die Gegenstände der Besprechung werden nie außerhalb der Versammlung bekannt. Der Volksrath hat auch für die Polizei und die Ruhe im Dorfe zu sorgen. Es gehört zu den gesellschaftlichen Einrichtungen, geheime Wächter anzustellen, um Unordnungen und Laster aller Art zu unterdrücken, besonders aber die jungen Männer und Weiber im Dorfe unter Aufsicht zu halten. Wird ein unschicklicher Verkehr zwischen zwei jungen Leuten entdeckt, so werden sie vor den Rath geladen und der Cacique deutet ihnen an, daß sie sich sogleich heirathen müssen. Hat das Mädchen einen schlechten Charakter, und will der Mann sie deßhalb nicht heirathen, so wird ihnen befohlen, bei Peitschenstrafe ihren Umgang aufzugeben. Die Bewohner dieses Pueblo sind daher fast allgemein wegen ihrer Keuschheit und Sittsamkeit bekannt.

Auch wird ein Kriegshauptmann (capitan de guerra) erwählt, dem es obliegt, die Heimat und die Interessen seiner Stammgenossen im Felde und in der Rathsversammlung zu vertheidigen. Diese Pueblos sind zwar nicht sehr kriegerisch, aber im Allgemeinen tapfer und in den Listen des Indianerkrieges sehr geübt, und obgleich man ihnen Grausamkeit und Wildheit vorgeworfen hat, so kann man doch kaum sagen, daß sie in dieser Hinsicht die Mejicaner übertreffen; beide nehmen in Kriegszeiten wenig Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Man hat mir erzählt, daß die Pueblos bei der Rückkehr von einem Kriegszuge nicht sogleich in ihre Wohnungen gehen, sondern immer zuerst ihren Versammlungort besuchen. Hier entkleiden sie sich, tanzen und zechen, oft zwei Tage nach einander, ehe sie ihre Angehörigen sehen.

Die Pueblos sind zwar ihrer Gastfreiheit und ihres Fleißes wegen bekannt, aber noch in der rohesten Unwissenheit, da sie weder Bücher noch Schulen haben, keine ihrer Sprachen auf Regeln zurückgeführt ist und nur sehr wenige Kinder je das Spanische lernen. All ihre Belustigungen haben einen alterthümlichen Charakter, der sie den Zeitvertreiben der wilderen Stämme sehr ähnlich macht. Ehe die Regierung von Neu-Mejico so sehr verarmt war, hielt man jährlich am 16ten September ein Fest in der Hauptstadt, zum Andenken der Unabhängigkeiterklärung, wozu die Pueblos eingeladen wurden. Die Krieger und die jungen Leute jedes Stammes und auch eine Schaar dunkelfarbiger Mädchen erschienen bei diesen Gelegenheiten, bemalt und geputzt nach alter Stammsitte, und belustigten die Städter mit seltsamen Kunststücken und Tänzen aller Art. Jedes Pueblo hatte seine eigene Tracht und seinen besonderen Tanz. Die Männer eines Dorfes verkleideten sich zuweilen als Elenthiere mit Hörnern auf den Köpfen, auf allen Vieren gehend und das Thier nachahmend, das sie vorstellen wollten. Andere erschienen als Truthähne mit großen schweren Flügeln und gingen, sich spreizend, einher. Die Pecos-Stämme aber, schon auf sieben Seelen herabgeschmolzen, belustigten immer am meisten. Ihr Lieblingspaß aber war, sich in eine Büffelhaut zu hüllen, mit Hörnern und Schwanz, und umherzuspringen zu wirklichem oder erkünsteltem Schrecken der Weiber und zur großen Freude der Knaben.

Die Dörfer der Pueblos sind zwar im Allgemeinen regelmäßiger gebaut als die mejicanischen und bestehen aus denselben Baustoffen, die in den ältesten Zeiten gebraucht wurden. Ihre Wohnhäuser sind zwar nicht so geräumig als die Häuser der Mejicaner, sie enthalten selten mehr als zwei oder drei kleine Gemächer im Erdgeschosse und sind ohne Hof, aber sie haben gewöhnlich ein weit höheres Ansehen, da sie oft aus zwei und zuweilen noch mehren Stockwerken bestehen. Eine Eigenheit dieser Gebäude ist, daß in der Regel keine unmittelbare Verbindung zwischen der Straßenseite und den unteren Gemächern

besteht, in welche man durch eine Fallthüre aus dem oberen Stockwerke gelangt, worein man von außen auf Leitern steigt. Selbst der Eingang zu den oberen Stockwerken ist oft auf dem Dache. Man scheint diese Bauart angenommen zu haben, um sich gegen die herumschweifenden räuberischen Nachbarn aus den wilden Stämmen zu sichern, mit welchen die Pueblos oft Fehden hatten. War die Familie bei Anbruche der Nacht im Hause beisammen, so wurde die Leiter hinaufgezogen, und so waren die Bewohner in einer Art von Vestung eingeschlossen, welche den dürftigen Kriegswerkzeugen der wilden Indianer trotzen konnte.

Dieß ist zwar die gewöhnliche Bauart, es giebt aber ein Pueblo Taos, fast nur aus zwei sehr sonderbar gebauten Gebäuden bestehend, eines an jedem Ufer eines kleinen Flusses, und beide in früheren Zeiten durch eine Brücke verbunden. Das Erdgeschoß ist ungefähr 400 Fuß lang, 150 Fuß breit, und in zahlreiche Gemächer getheilt, auf welchen andere regelmäßig zurückweichende Stockwerke angelegt sind, die eine funfzig bis sechzig Fuß hohe, und aus sechs bis acht Geschossen bestehende Pyramide bilden. Nur die äußeren Gemächer scheinen als Wohnräume zu dienen, und werden durch kleine Fenster an den Seiten erleuchtet, aber den Eingang bilden Fallthüren auf dem Dache. Die meisten inneren Gemächer werden als Kornspeicher und Vorrathkammern benutzt, oder eine geräumige Halle in der Mitte des Gebäudes, die Estufa, ist zu den geheimen Berathungen bestimmt. Diese beiden Gebäude enthalten, wie man sagt, Wohnungen für mehr als sechshundert Menschen. Ein ähnliches Gebäude sieht man im Pueblo Picuris, und auch in einigen Pueblos der Moquis soll es deren geben.

Einige dieser Dörfer sind auf Felsenhöhen gebaut, die fast unzugänglich zu sein scheinen, wie die Trümmer des alten Pueblo San Felipe, die man am Rande eines steilen, mehre hundert Fuß hohen Absturzes sieht, dessen Fuß der reißende Rio del Norte bespült. Das noch vorhandene Pueblo Acoma steht auf einer frei liegenden Höhe, deren ganze Fläche das Dorf

einnimmt, überall von schroffen Klippen umringt. Die Einwohner steigen auf Leitern in das Dorf und auf Stufen, die in den Felsen gehauen sind, auf welchem es steht.

Zur Zeit der Eroberung verfertigten viele dieser Pueblos eigene Gewebe von Baumwolle und anderen Stoffen; aber mit ihrer Freiheit scheinen sie auch ihre meisten Kunstfertigkeiten verloren zu haben, und man findet jetzt die feineren einheimischen Fabrikate nur noch unter den Moquis und Navajos, die ihre Unabhängigkeit behaupten. Die Pueblos verfertigen jedoch einige gewöhnliche Arten von Decken und Tilmas und andere wollene Stoffe. Auch machen sie nach ihrer alten einheimischen Weise, sowohl für eigenen Gebrauch als für den Handel, verschiedene Topfgeschirre, die nicht viel geringer sind als die Waaren der gewöhnlichen Töpfereien in den Vereinigten Staaten. Die irdenen Töpfe halten sehr gut das Feuer aus und werden überall selbst bei den Mejicanern zum Kochen gebraucht, statt gußeiserner Geschirre, die man dort gar nicht kennt. So roh diese Töpferarbeiten sind, sie verrathen doch viel Geschicklichkeit, wenn man erwägt, daß sie ohne Drehscheibe oder irgend eine Maschine verfertigt werden. Sie sind oft seltsam bemalt mit farbigem Thon und dem Safte einer Pflanze, Guaco genannt, der beim Brennen eine glänzendere Farbe erhält. Auch verfertigen sie ein eigenes Weidengeflecht, besonders Gefäße, die so dicht geflochten sind, daß sie, einmal von Feuchtigkeit angeschwollen, Flüssigkeiten halten und daher als leicht und bequem von Reisenden gebraucht werden.

Die Tracht vieler Pueblos ist in manchen Beziehungen dem Anzuge der gemeinen Mejicaner ähnlich geworden, die meisten aber haben noch immer viel von ihrer ursprünglichen Sitte. Die Pueblos von Taos und andere im Norden gleichen in dieser Hinsicht den Stämmen in den Prairieen, aber die Pueblos südlich und westlich von Santa Fe kleiden sich auf eine andere Art, welche mit der Tracht der ursprünglichen Bewohner der Stadt Mejico große Aehnlichkeit haben soll. Der Indianer-Schuh,

der Mocassin, ist der einzige Theil der Prairieen-Tracht, der allen Indianern und beiden Geschlechtern gemein zu sein scheint. Die meisten tragen eine Art kurzer Beinkleider und lange Strümpfe, die sie wahrscheinlich von den Spaniern entlehnt haben. Das Saco, ein wollenes Wamms ohne Aermel, ist der obere Theil ihrer äußeren Bekleidung, und nur bei schlechtem Wetter bedienen sie sich des Tilma. Sehr wenige Indianer haben Hüte oder sonst irgend eine Kopfbedeckung, und sie tragen in der Regel ihre Haare lang, gewöhnlich in einen mit buntem Zeuche umwickelten Zopf gebunden. Die Weiber der nördlichen Stämme kleiden sich ziemlich wie die Indianerinnen in den Prairieen; die gewöhnliche Frauentracht aber in den südlichen und westlichen Pueblos ist eine hübsche dunkelfarbige kleine Decke, die unter einem Arme hingezogen und auf der anderen Schulter angeheftet wird, so daß beide Arme frei bleiben. Gewöhnlich tragen die Weiber darunter ein baumwollnes Hemd und einen Gürtel um den Leib. Selten oder nie sieht man eine echte Indianerin aus den Pueblos in mejicanischer Tracht.

Die gebräuchlichsten Waffen unter den Pueblos sind Bogen und Pfeil, nebst einer langschäftigen Lanze und zuweilen eine Flinte. Der Schild von ungegerbter Haut ist auch sehr gebräuchlich, und wiewohl von geringem Nutzen gegen Schießgewehr, kann er doch dazu dienen, Pfeile und Lanze abzuhalten.

Diese Indianer nähren sich in den meisten Beziehungen wie die Mejicaner, welche in der That mit den Geschirren auch viel von den Indianischen Speisen aufgenommen haben. Die Tortilla, die Atole und die Pinole, oder das mit kaltem Wasser angerührte Maismehl, und viele andere sind von den Indianern entlehnt. Einige wildere Stämme bereiten eine eigene Art von Pinole, die aus gemahlenen Mezquite-Bohnen gemacht wird. Außer der Tortilla bereiten sie noch eine andere Art von Brot, Guayave genannt, einem Hornissen-Nest so ähnlich, daß Fremde es zuweilen so nennen. Es wird gewöhnlich von Mais gemacht, der wie zu den Tortillas zubereitet und gemahlen und

zu einem flüssigen Teige verdünnt wird. Ich trat einst in eine Indianerhütte, wo ein junges Mädchen Guayaves buk. Sie saß vor dem Feuer, über welchem ein großer flacher Stein geheizt ward, und neben ihr stand ein Topf mit dem zubereiteten Teige. Mit der Hand nahm sie den Teig heraus und strich ihn auf den geheizten Stein. Was sich anhängt, bäckt sogleich und wird abgeschält. Das Mädchen wiederholte dieß mehr als zwölfmal in einer Minute. Als sie meine Neugier bemerkte, reichte sie mir schweigend ein frisches Gebäck. Ich fand es ziemlich schmackhaft, wiewohl es, nach meiner späteren Erfahrung, wenn es kalt ist, zähe und fade wird, wie die kalte Tortilla. Es ist dünner als Oblaten, und einige Dutzende, die man zusammenrollt, bilden die Guayave, welche so zubereitet, den Indianern auf ihren Wanderungen Monate lang zur Nahrung dient.

Funfzehnter Abschnitt.

Die wilden Stämme in Neu=Mejico. — Die Azteken. — Die Trümmer von Bonito. — Die verschiedenen Stämme. — Fehden zwischen den Mejicanern und den Indianern. — Die Navajos. — Die Apaches. — Die Chihuahueños. — Das unüberwindliche Gallien besiegt. — Juan José. — Vergeltung. — Die wandernden Jutas. — Kriegsabenteuer.

Alle Indianer in Neu=Mejico, die nicht Pueblos genannt werden oder sich nicht zum Christenthume bekennen, werden zu den wilden Stämmen gezählt, obgleich einige unter ihnen große Fortschritte in nützlichen Künsten, Manufacturen und Ackerbau gemacht haben. Wer die ältere Geschichte von Mejico kennt, erinnert sich, daß nach den Ueberlieferungen der Ureinwohner alle Hauptstämme in Anahuac aus dem Norden kamen, und daß die Stämme Mejicos, besonders die Azteken, aus dem nördlichen Californien oder Nordwesten von Neu=Mejico auswanderten. Der Geschichtschreiber Clavigero bemerkt in Beziehung auf diese Auswanderung, daß die Azteken oder mejicanischen Indianer, welche die letzten Ansiedler im Lande Anahuac waren, bis ungefähr zum Jahre 1160 der christlichen Zeitrechnung in Aztlan, einem Lande im Norden des Meerbusens von Californien, wohnten; er schließt dieß aus der Richtung ihrer Wanderungen und aus den Nachrichten, welche die Spanier später auf ihren Kriegszügen durch jene Länder erhielten. Clavigero zeigt dann, durch welche Umstände sie wahrscheinlich bewogen wurden, ihre Heimat zu verlassen, und setzt hinzu, was auch ihr Beweggrund gewesen sein

möge, es lasse sich nicht wohl bezweifeln, daß sie die Wanderung wirklich gemacht haben. Wie er sagt, zogen sie in südöstlicher Richtung nach dem Rio Gila, wo sie einige Zeit sich aufhielten, und wo man noch die Trümmer ihrer Häuser am Ufer des Flusses sieht. Sie zogen dann in eine Gegend über 250 Meilen nordwestlich von Chihuahua, ungefähr unter 29° nördlicher Breite, wo sie wieder Halt machten. Man kennt diese Gegend unter dem Namen „Casas grandes" (große Häuser), wegen eines großen Gebäudes, das dort noch zu sehen ist und nach der allgemeinen Ueberlieferung von den mejicanischen Indianern während ihrer Wanderungen erbaut wurde. Das Gebäude ist nach dem Plane der Häuser in Neu=Mejico gebaut, aus drei Stockwerken bestehend, mit einer „Azotea" oder Terrasse bedeckt und ohne einen Eingang in das Erdgeschoß. Eine Leiter dient auch hier zur Verbindung mit dem zweiten Stockwerke.

Wenn man auch annimmt, daß die Ueberlieferungen, auf welche Clavigero seine Schlüsse baut, unbestimmt und ungewiß sind, so beweisen doch die noch vorhandenen Trümmer, daß jene Gegenden einst von einem weit gebildeteren Volke bewohnt wurden, als man jetzt unter den Eingeborenen findet. Von dieser Art sind die Trümmer des Pueblo Bonito, in der Richtung von Navajó, an den Gränzen der Cordilleras. Die Häuser sind meist von feinkörnigem Sandsteine gebaut, der bei Bauwerken im Norden jetzt gar nicht vorkommt. Einige dieser Gebäude sind zwar sehr stark und geräumig, aber meist in kleine unregelmäßige Gemächer getheilt, deren viele noch ganz unversehrt stehen, da sie noch mit den Querbalken bedeckt sind, die sich unter den Azoteas von Erde gesund erhalten, und doch sind sie von so hohem Alter, daß keine Ueberlieferung etwas von ihrem Ursprunge erzählt. Man findet keine Bilder, kein Bildwerk irgend einer Art darin. Außer diesen Trümmern sieht man noch viele andere, doch nicht so gut erhaltene, die in den Ebenen und in den Gebirgen zerstreut sind. Merkwürdig ist, daß einige derselben in großer Entfernung vom Wasser liegen und die Bewohner daher nur auf

Regen rechnen mußten, wie es noch bis auf diesen Tag im Pueblo Acoma der Fall ist. Die Trümmer im Pueblo Bonito sowohl, als die noch vorhandenen Gebäude in Moqui in derselben gebirgigen Gegend und anderen Pueblos in Neu-Mejico, sind den Casas grandes so ähnlich, daß wir zu dem Schlusse kommen müssen, die Urheber dieser Bauwerke für Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Die jetzige Verschiedenheit zwischen den Sprachen jener Völker und der Indianer in Mejico kann schwerlich einen Einwurf gegen diese Voraussetzung bilden, wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte seit ihrer Trennung verflossen sind.

Die angesehensten wilden Stämme, die in dem Gebiete von Neu-Mejico wohnen oder ihre Einfälle oder Wanderungen dahin ausdehnen, sind die Navajos, die Apaches, die Jutas, die Caiguas oder Kiawas und die Comanches. Die ersten zwei Stämme sind von gleicher Abstammung, und man findet in ihren Sprachen selbst jetzt nur eine unbedeutende Verschiedenheit. Die Apaches theilen sich in zahlreiche kleine Stämme, und ein abgetrennter elender Ueberrest von einem derselben, die Jicarillas, wohnt im Gebirge nördlich von Taos.

Die Navajos werden auf 10,000 Seelen geschätzt, und wiewohl nicht der zahlreichste, sind sie doch, wenigstens in geschichtlicher Beziehung, der bedeutendste von allen nördlichen Stämmen in Mejico. Sie wohnen in dem Hauptzweige der Cordilleras, 150 bis 200 Meilen westlich von Santa Fe, am Rio Colorado von Californien, nicht weit von der Gegend, aus welcher die Azteken nach Mejico gewandert sein sollen. Man kann sie aus vielen Gründen für unmittelbare Abkömmlinge eines Ueberrestes jenes berühmten Stammes der Vorzeit halten. Sie wohnen zwar in rohen Hütten, die den Wigwams der Pawnie-Indianer gleichen, aber seit undenklichen Zeiten haben sie alle übrigen Stämme in ihren Manufakturen übertroffen. Sie sind, wie die Moquis, noch immer in einigen Baumwollengeweben ausgezeichnet und zeigen große Geschicklichkeit in der alterthümlichen

Kunst, Thierhäute mit Stickereien von Federn zu zieren. Auch verfertigen sie jetzt eine eigene Art von Deckenzeuch, von so dichtem Gewebe, daß es oft so wasserdicht als die mit Federharz bereiteten Stoffe ist und daher zu Regenmänteln viel gebraucht wird. Einige der feineren Arten werden an die Mejicaner oft zu funfzig bis sechzig Dollars das Stück verkauft.

Die Navajos führen zwar jetzt ein räuberisches und etwas unstetes Leben, bauen aber alle Körnerfrüchte und Gemüse, die man in Neu-Mejico findet. Auch besitzen sie ansehnliche Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Schafen und Ziegen von eigener Zucht, die für weit besser gehalten werden als die mejicanischen, was ohne Zweifel daher rührt, daß sie mehr Aufmerksamkeit auf die Veredelung ihres Viehstandes wenden.

Alexander von Humboldt sagt uns zwar, daß vor den Metzeleien im Jahre 1680 einige Missionare unter diesem Stamme gelebt haben, aber es sind seitdem nur wenige Versuche gemacht worden, diese Indianer zum Christenthume zu erziehen. Sie leben jetzt als Heiden, nicht nur unabhängig von den Mejicanern, sondern auch ihre furchtbarsten Feinde.

Nach der Gründung der Unabhängigkeit erbitterte die Regierung von Neu-Mejico ihre wilden Nachbarn, besonders die Navajos, durch wiederholte Grausamkeiten und Treulosigkeiten, die wohl zu Feindseligkeiten reizen mußten. Einst versammelten sich, auf die Einladung der Regierung, mehre Häuptlinge und Krieger der Navajos in dem Pueblo Cochiti, um einen Friedensvertrag zu bevestigen. Die Neu-Mejicaner, ohne Zweifel erbittert durch die Erinnerung an früher empfangene Beleidigungen, überfielen unversehens die Indianer und metzelten alle nieder. Als um dieselbe Zeit, erzählt man, drei Indiauer von den nördlichen Gebirgen als Gefangene nach Taos gebracht wurden, forderten die Jicarillas die Auslieferung dieser ihrer bittersten Feinde. Die mejicanischen Behörden, die diesen Stamm zu erzürnen fürchteten, gewährten ruhig das grausame Verlangen, und die Gefangenen wurden kaltblütig vor ihren Augen niedergemetzelt.

Kein Wunder, daß die Neu-Mejicaner so allgemein von ihren wilden Nachbarn bekriegt werden.

Vor ungefähr funfzehn Jahren wurden die Navajos durch die kräftigen Maßregeln des Obersten Vizcarra besiegt, dem es gelang, sie einige Zeit in der Unterwerfung zu halten; aber seit seiner Abreise aus Neu-Mejico gab es keinen Mann, der fähig gewesen wäre, diesen verwegenen Indianern Ehrerbietung oder Furcht einzuflößen, und sie haben seit zehn Jahren ungestraft das Land überzogen und gemordet und zerstört, wie es ihre Laune ihnen eingab. Bei der Annäherung des Frühlings werden den Machthabern zu Santa Fe gewöhnlich Friedensanträge gemacht, die man bereitwillig annimmt. Diese freundschaftliche Ausgleichung setzt die schlauen Indianer in Stand, ihre Saaten ungestört zu bestellen und die Güter, die sie den Mejicanern auf ihren Raubzügen gestohlen haben, mit Vortheil zu verkaufen; sobald aber ihre Ackerbauarbeiten zu Ende sind, erneuern sie die Feindseligkeiten, und das Spiel des Raubes und der Zerstörung beginnt wieder.

Gegen Ende des Jahres 1835 ward eine Schaar von Freiwilligen aufgeboten, welcher die meisten angesehenen Männer in Neu-Mejico sich anschlossen, um den Krieg in das Gebiet der Navajos zu spielen. Als die Indianer von der Annäherung ihrer Feinde hörten, mochten sie wünschen, ihnen eine so lange Reise zu ersparen, und sammelten einen Haufen erlesener Krieger, die hinauszogen, um dem Feinde in einem Gebirgpasse einen Hinterhalt zu legen. Der tapfere Heerhaufen, der den ihm bereiteten Empfang nicht ahnete, schlenderte in zerstreuten Gruppen und überließ sich einer lärmenden Lustigkeit, als das laute gellende Kriegsgeschrei, von mehren Schüssen begleitet, Alle in stumme Bestürzung versetzte. Einige stürzten erschrocken von ihren Pferden, andere feuerten blindlings ihre Gewehre ab, und es vergingen einige Minuten, ehe sie sich von ihrem Schrecken so weit erholt hatten, daß sie die Flucht ergreifen konnten. Einige Leute wurden in diesem lächerlichen Kampfe getödtet, unter welchen der

Hauptmann Hinófos, der die Linientruppen befehligte, der angesehenste war. Eine merkwürdige, aber durchaus beglaubigte Anekdote, die diesen Mann betrifft, mag hier eine passende Stelle finden. Als er einst zu einem Kriegszuge aufbrechen wollte, befahl er seinem Sergeanten, eine Pulverflasche aus einer unangebohrten kleinen Tonne zu füllen, die fünfundzwanzig Pfund hielt. Der Sergeant bohrte mit einem Zwickbohrer ein Loch, als aber das Pulver zu langsam herauskam, suchte er ein passendes Werkzeug, um die Oeffnung zu vergrößern. Seine Blicke fielen auf ein Schüreisen, das neben dem Herde lag. Das Eisen glühend machen und in das Loch der Tonne stecken, war das Werk einer Minute, als augenblicklich die Tonne sich entzündete und der obere Theil des Gebäudes in die Luft gesprengt wurde. So wunderbar die Rettung erscheinen mag, der Sergeant sowohl als der Hauptmann, der Zeuge des ganzen Vorgangs war, kamen mit dem Schrecken davon, wiewohl beide schwer verletzt wurden. Der sinnreiche Sergeant wurde Staatssecretär unter dem Gouverneur Gonzalez und ist seitdem immer im Staatsdienste angestellt gewesen, später aber Hauptmann geworden.

Die Apaches sind der zahlreichste und mächtigste der wilden Stämme, die im Inneren des nördlichen Mejico wohnen, aber der unstetestе von allen. Man schätzt sie zu 15,000 Seelen, welche aber in mehre kleine Rotten zerfallen, auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut. Diejenigen, die ostwärts vom Rio del Norte wohnen, werden gewöhnlich Mezcaleros genannt, nach einem bei ihnen sehr beliebten Nahrungsmittel, das Mezcal*) heißt; aber der weit zahlreichere Theil des Stammes wohnt in den westlichen Gegenden und ist unter dem Spottnamen Coyoteros bekannt, angeblich weil diese Indianer den Coyote oder Prairieenwolf essen. Die Apaches lieben das Wanderleben mehr als irgend ein anderer Stamm in Mejico. Sie bauen nie Häuser,

*) Die gebackene Wurzel der Maguey und einer anderen ähnlichen Pflanze.

sondern wohnen in Wigwams oder Zelten von Häuten und Decken. Sie machen keine Manufakturarbeiten, bauen nichts an, gehen selten auf die Jagd, da ihr Gebiet ohne Wild ist, und ihre große Volksmenge, unter welcher wenigstens zweitausend Krieger sind, scheint bloß von dem Ertrage ihrer Plünderungen zu leben.

Die Nahrung der Apaches besteht hauptsächlich in dem Fleische der Rinder und Schafe, die sie aus den Ranchos und Meiereien der Mejicaner stehlen, doch soll, wie man sagt, Maulthierfleisch ihre Lieblingspeise sein. Ich habe oft um ihre eben verlassenen Lagerplätze die Ueberreste geschlachteter Maulthiere gesehen. Einmal aber sah ich ihre Fährte auf viele Meilen weit buchstäblich mit Ueberresten von Maulthieren bestreut, die sie offenbar nicht in der Absicht getödtet hatten, sie zu verzehren. Es ist, wie man mir erzählt hat, die Gewohnheit der Häuptlinge dieses Stammes, so oft unter ihren Kriegern ein Streit über das Eigenthum an einem Maulthiere entsteht, das Thier sogleich zu tödten, um allen Zank abzuschneiden. Man konnte aus der großen Anzahl todter Maulthiere, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, den Schluß ziehen, daß nicht eben große Eintracht unter den Gliedern des Stammes geherrscht haben konnte, wenigstens nicht auf jener Wanderung. Wie die meisten wilden Stämme in Nord-Amerika, sind die Apaches geistigen Getränken leidenschaftlich ergeben, und oft sieht man sie in Friedenszeiten völlig berauscht um die mejicanischen Dörfer taumeln.

Dieser Stamm erstreckt seine Züge über einige Theile von Californien, über den größten Theil von Sonora, die Gränzen von Durango, und in gewissen Jahrzeiten streift er sogar bis Coahuila. Jede Gegend dieser einst blühenden Landschaft hat durch ihre Einbrüche gelitten. Die örtlichen Behörden sind so einfältig, daß die Indianer, um über ihren Raub ohne die mindeste Belästigung zu verfügen, oft mit einem Departement Frieden schließen, während sie fortfahren, gegen die benachbarten einen vertilgenden Krieg zu führen. Dieß verschafft ihnen einen

stets offenen Markt für den Absatz ihrer Beute und für den Ankauf von Kriegsbedarf, um ihre Verheerungen fortzusetzen. Im Jahre 1840 sah ich von Santa Fe eine ansehnliche Handelsgesellschaft abgehen, die den Apaches Waffen und eine große Menge Branntwein zuführen wollte, um Maulthiere und andere Beute einzutauschen, welche die Indianer aus den südlichen Gegenden weggeführt hatten. Dieser Handel wurde von den Behörden nicht nur geduldet, sondern offen begünstigt, da die höchsten Beamten, den Gouverneur nicht ausgenommen, bei dem Erfolge betheiligt waren.

Die Apaches bieten den Behörden in Chihuahua dann und wann einen Waffenstillstand an, der gewöhnlich unter den von ihnen gemachten Bedingungen angenommen wird. Bei einer solchen Gelegenheit ward einmal festgesetzt, daß den Räubern ein redlich erworbenes Recht auf all ihr gestohlenes Gut beigelegt werden sollte. Es wurde von der Regierung verordnet, einer großen Anzahl von Maulthieren und Pferden, welche die Indianer den Bürgern abgenommen hatten, das Venta- oder Verkaufzeichen aufzubrennen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Waffenstillstände von den schlauen Wilden gewöhnlich nur so lange gehalten wurden, als sie Zeit brauchten, ihren Raub abzusetzen. Brauchten sie mehr Maulthiere zum Dienste oder zum Handel, mehr Rinder für ihre Küche, mehr Schädelhäute zum Kriegstanze, so gingen sie unfehlbar wieder zu Raub und Mord über.

Die Räubereien der Apaches haben so lange gedauert, daß, außerhalb der nächsten Umgegend der Städte, das ganze Land von Neu-Mejico bis an die Gränzen von Durango fast entvölkert worden ist. Die Meiereien und Ranchos sind meist verlassen, und die Einwohner haben sich in die Städte zurückgezogen. Die Verwegenheit der Wilden ging so weit, daß drei oder vier Krieger sich am hellen Tage bis auf eine halbe Stunde der Stadt Chihuahua näherten, die Arbeiter auf dem Felde tödteten und ohne den mindesten Widerstand ganze Heerden von Maulthieren und

Pferden wegtrieben. Zuweilen läßt man die Räuber von Soldaten verfolgen, aber wie es scheint, nur in der Absicht, die Schwäche dieser Kriegsleute darzuthun, da sie sich fast immer eilig zurückziehen, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben. Und doch kann man immer in den Spalten der zu Chihuahua erscheinenden Wochenschrift glühende Schilderungen von den tapferen Waffenthaten der „Operations-Armee" gegen die „bárbaros" lesen, die da erzählen, wie man den Feind mit dem größten Muthe verfolgt', wie das Kriegsvolk die größte Tapferkeit und ein unbezwingliches Verlangen gezeigt habe, die Feigen einzuholen, und wie man durch eine außerordentliche Vereinigung ungünstiger Umstände genöthigt worden sei, die Verfolgung aufzugeben. Es würde in der That schwer sein, ein muthigeres Volk zu finden, als die Chihuahueños oder Chihuahuenses sich auf dem Papier darzustellen wissen. Als die Nachricht von dem berühmten Gefechte gegen die Franzosen bei Vera Cruz *), in welchem Santa Ana den Ruhm erwarb, ein Bein zu verlieren, nach Chihuahua kam, wurde das Ereigniß mit gebührenden Freudenbezeigungen gefeiert. Das nächste Stück des „Noticioso" enthielt eine tapfere Prahlerei, welche der Welt die erstaunliche Thatsache verkündete, daß ein Mejicaner es mit vier französischen Soldaten in der Schlacht aufnehmen könnte, und schloß mit einer „cancion patriotica," in welcher folgende köstliche Verse den Kehrreim bildeten:

Chihuahuenses, la patria gloriosa
Otro timbre á su lustre ha añadido;
Pues la invicta, la Galia indomable
Al valor Mejicano ha cedido.

Das ist wörtlich:

Chihuahuaner, unser glorreich Land
Fügt' einen andern Strahl zu seinem Glanz,
Das unbesiegte unzähmbare Gallien
Erlag dem Muth der Mejicaner.

---

*) Im December 1838.

Durch die umgekehrten Buchstaben in den Worten invicta, la Galia indomable der dritten Zeile giebt der Dichter der Welt zu verstehen, daß im Reiche der Gallier endlich durch die glorreichen Thaten des „valor Mejicano„ das Oberste zu unterst gekehrt worden sei.

Nach den Erzählungen von den durch die Apaches angerichteten Verheerungen möchte man sie für ein ungemein tapferes Volk halten, aber die Mejicaner selber nennen sie Memmen den Comanches gegenüber, und in den Vereinigten Staaten ist man gewohnt, diese als vollkommene Muster von Feigheit zu betrachten, wenn sie mit den Shawnee- und Delaware-Indianern und anderen Gränzstämmen in Kampf gerathen.

Es war einst ein berühmter Häuptling, Namens Juan José, an der Spitze der Apaches, der durch seine außerordentliche Schlauheit und Verwegenheit seinen Stamm im ganzen Lande furchtbar machte. Was besonders dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feinde zu machen, war der Umstand, daß er in Chihuahua eine gute Erziehung erhalten hatte, die ihn in Stand setzte, nach der Rückkehr zu seinem Stamme seine Verfolger zu überlisten. Er erhielt durch Beraubung der Briefposten frühzeitig Nachricht von allen Unternehmungen, die gegen ihn ausgerüstet wurden. Eine Erzählung von der Metzelei, in welcher er umkam, möchte dem Leser nicht unwillkommen sein.

Die Regierung von Sonora, die den Räubereien der Apaches nachdrücklich zu begegnen wünschte, erließ eine Bekanntmachung, die jede den Wilden abgenommene Beute für das rechtmäßige Eigenthum der Erbeuter erklärte. Im Frühling 1837 bildete sich eine, meist aus Fremden bestehende Schaar von etwas mehr als zwanzig Mann, die von Gewinnsucht getrieben ward und nicht zweifelte, daß die Indianer nach so vieljährigen glücklichen Räubereien im Besitze großer Reichthümer sein müßten. Unter der Anführung eines Amerikaners, der lange im Lande gewohnt hatte, zogen sie aus. Nach einigen Tagen erreichten sie einen Haufen von ungefähr funfzig Kriegern nebst ihren Familien,

unter welchen auch der berühmte Juan José und drei andere angesehene Häuptlinge sich befanden. Als Juan José die Amerikaner anrücken sah, deutete er ihnen an, daß, wenn sie kämpfen wollten, es zum Kampfe kommen sollte; der Anführer aber gab ihm die Versicherung, daß er mit seinen Gefährten bloß eine Handelsreise unternehmen wollte, und es begann alsbald ein freundlicher Verkehr zwischen beiden Parteien. Der amerikanische Hauptmann aber war entschlossen, diese gefährlichen Häuptlinge unter allen Umständen dem Tode zu weihen, und ließ ein kleines Feldstück, das er vor den Indianern verborgen hatte, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und bereit halten. Die Krieger wurden dann in das Lager eingeladen, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, welches in die Schußweite der Kanone gelegt ward. Als nun die Indianer beschäftigt waren, den Inhalt des Mehlsacks zu theilen, ward auf sie gefeuert und eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf der Stelle getödtet. Die Uebrigen wurden mit Kleingewehr angegriffen und gegen zwanzig fielen, und mit ihnen Juan José und die anderen Häuptlinge. Die Krieger, welche entkamen, rächten sich später an anderen Amerikanern, die nicht weit von dem Kampfplatze am Ufer des Rio Gila Jagdthiere fingen. Die wüthenden Wilden überfielen sie, metzelten Alle nieder, funfzehn an der Zahl, mit Einschluß einiger Mejicaner. Die Apaches hatten bis zu jenem Ereignisse nur selten Fremde beraubt, sei es aus Furcht oder aus Achtung. Man ließ kleine Haufen von Fremden ungekränkt durch die Wildniß ziehen, während zahlreiche Karawanen von Mejicanern häufige Angriffe erlitten. Diese anscheinende Parteilichkeit gab Anlaß zu ungegründeter Eifersucht, und die Amerikaner wurden offen beschuldigt, daß sie heimlich mit dem Feinde verbündet wären und ihm sogar Waffen und Kriegsbedarf zuführten. Es mag zwar zuweilen ein Fremder sich in solchen heimlichen und unerlaubten Verkehr eingelassen haben, aber die Mejicaner selber gingen darin viel weiter, wie ich bereits angedeutet habe.

Der Urheber des erzählten treulosen Anschlags gegen die Apaches mochte glauben, daß Verrätherei gegen einen verrätherischen Feind gerechtfertigt werden könnte. Ohne Zweifel war er auch in der Meinung, daß seine Handlung den höchsten Beifall bei den Mejicanern finden würde, die durch die Räubereien jener Häuptlinge so viel gelitten hatten. In dieser Erwartung aber fand er sich höchlich betrogen und ward allgemein getadelt, obgleich die Mejicaner ähnlicher Handlungen schuldig waren. Ich will ein Beispiel davon erzählen.

Im Sommer 1839 saßen einige gefangene Apaches, unter ihnen die Frau eines angesehenen Häuptlings, im Calabozo in der Stadt Paso del Norte. Als der Häuptling von diesem Mißgeschicke Nachricht erhielt, sammelte er gegen sechzig Krieger, drang kühn in die Stadt und forderte die Freilassung seiner Frau und seiner Freunde. Der Befehlshaber der Stadt, der Zeit gewinnen wollte, beschied sie auf den folgenden Tag und versprach, ihr Verlangen zu erfüllen. Während der Nacht wurde die bewaffnete Mannschaft des Bezirks gesammelt, die man aber, als die Apaches zurückkehrten, verborgen hielt. Der Befehlshaber lockte die Indianer ins Gefängniß, unter dem Vorwande, ihnen ihre Freunde zu überliefern. Der arglose Häuptling und ungefähr zwanzig seiner Begleiter gingen in die Falle und wurden mit kaltem Blute niedergemetzelt, doch nicht ohne Verlust der Mejicaner, welche vier bis fünf Krieger in dem Kampfe verloren. Unter diesen war der Befehlshaber selber, der kaum die Worte ausgesprochen hatte: „**Maten á los carajos!**“ (tödtet die Schurken!) als der Häuptling erwiderte: „**Entonces moriras tu primero, carajo!**“ (dann sollst Du zuerst sterben, Schurke) und ihm den Dolch in's Herz stieß.

Neu-Mejico ist zu entfernt von den gewöhnlichen Raubwegen der Apaches, und seine spärlichen Ranchos bieten kein so fruchtbares Feld für ihre Unternehmungen dar als die zahlreichen Meiereien im Südlande, und die Räubereien dieses Stammes haben daher jene Landschaft nur wenig betroffen. Ich weiß nur

von einem einzigen ernstlichen Angriffe, der vor ungefähr zehn Jahren geschah. Eine Schaar von Kriegern rückte kühn gegen die Stadt Socorro an der südlichen Gränze. Es kam zum Kampfe zwischen ihnen und der mejicanischen Streitmacht, die aus einer Kompagnie Linientruppen und der gesammten Miliz des Ortes bestand. Die Mejicaner wurden bald gänzlich zerstreut und in die Straßen ihrer Stadt gejagt, wobei sie einen bedeutenden Verlust erlitten. Die Wilden nahmen ihre Todten mit, doch sollen sie nur sechs bis sieben Mann verloren haben. Ich war am Tage nach diesem Unglücke in der Nachbarschaft. Es herrschte allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern, die stündlich einen neuen Einfall der Wilden erwarteten.

Man hat von Zeit zu Zeit, besonders in Chihuahua, verschiedene Plane entworfen, den Verheerungen der Indianer zu steuern, aber meist ohne Erfolg. Der bedeutendste war das sogenannte „proyecto de guerra" im Jahre 1837. Es wurden verschiedene Belohnungen ausgesetzt, die von einer zu diesem Zwecke aufgebrachten Summe bezahlt werden sollten. Für die Schädelhäute eines erwachsenen Mannes, einer Frau und jedes Kindes wurden 100, 50 und 25 Dollars versprochen. Zur Ehre der Republik war jedoch dieser barbarische Plan nur einige Wochen in Wirksamkeit und erhielt nie die Zustimmung der Gesammtregierung, wiewohl einige der einsichtigsten Bürger von Chihuahua ihn eifrig vertheidigten. So lange die Sache bestand, hielt man sich streng daran. Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken, deren Anführer eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze trug, die er im Jubel über seinen Sieg hoch in der Luft schwang. Das nächste Stück der Zeitung enthielt einen amtlichen Bericht über den Vorfall. Die Soldaten verfolgten einen Schwarm Apaches, als sie auf eine Indianerin stießen, die zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind in Sicherheit zu bringen. Die Mutter ward ohne Erbarmen niedergemetzelt und ihr die Schädelhaut abgelöst, eben die auf die Lanze gesteckte. Der Offizier schloß seinen Bericht mit

der Nachricht, daß das Kind bald nach seiner Gefangennehmung gestorben wäre.

Die Jutas sind einer der verbreitetsten Stämme des westlichen Landes, und vom Norden Neu-Mejicos bis zum Schlangenflusse und Rio Colorado zerstreut. Sie zählen wenigstens 10,000 Seelen und führen durchaus ein Wanderleben. Eine Abtheilung von ungefähr tausend Seelen bringt den Winter meist in den Gebirgthälern nördlich von Taos zu, den Sommer aber gewöhnlich in den östlichen ebenen Prairieen auf der Büffeljagd. Ihre Sprache soll in entfernter Verwandtschaft mit der Sprache der Navajos stehen, doch schien sie mir weit mehr Kehllaute zu haben und hat einen tiefen Ton wie bei Bauchrednern. Diese Indianer leben zwar dem Namen nach in Frieden mit der Regierung von Neu-Mejico, doch bedenken sie sich nicht, den Jägern und Handelsleuten, die unter ihre streifenden Schaaren fallen, schwere Brandschatzungen aufzulegen, und zuweilen haben sie sich sogar persönliche Gewaltthätigkeiten erlaubt. Ein angesehener mejicanischer Offizier wurde vor nicht langer Zeit von einem Haufen dieser Indianer gegeißelt, und doch wagte es die Regierung nie, die Beleidigung zu rächen.

Im Sommer 1837 stießen fünf bis sechs Shawnee-Indianer, nicht weit von der östlichen Gränze des Felsengebirges, südlich vom Arkansas, auf einen zahlreichen Haufen von Jutas. Sie wurden anfänglich mit großen Freundschaftbezeigungen empfangen, die geringe Zahl ihrer Gäste aber mochte die Jutas zu dem Entschlusse ermuthigen, sie ihrer überflüssigen Güter zu berauben. Die Shawnees hatten zu nicht geringem Erstaunen der Jutas nicht Lust, ihr Eigenthum ruhig zu übergeben, und rüsteten sich zur Gegenwehr. Es kam zu einem Gefechte, das den Jutas mehre Leute und einen geachteten Häuptling kostete, während ihre Gegner ohne Verlust ihre östliche Heimat erreichten.

Einige Tage nach diesem Ereignisse, während die Jutas noch den Verlust ihrer Leute betrauerten, kam ich mit einer kleinen Karawane von ungefähr fünfunddreißig Mann in die Nähe ihrer

zeitweiligen Niederlassung. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sie uns in großer Anzahl, Männer, Weiber und Kinder, umschwärmten; die Krieger aber waren mürrisch und zurückhaltend und murmelten nur zuweilen eine Verwünschung der Amerikaner, unmuthig über die von den Shawnees erfahrene Behandlung, die sie für Mischlinge und unsere Verbündeten hielten. Plötzlich faßte ein junger Krieger ein köstliches Pferd, das einem meiner Gefährten gehörte, schwang sich hinauf und sprengte davon. Wir waren überzeugt, daß wir durch ruhige Ertragung dieser Beleidigung sie nur zu neuen ermuthigen würden, und faßten sogleich den Entschluß, das gestohlene Pferd von ihrem Häuptlinge entschieden zurückzufordern. Als unser Verlangen mit Verachtung behandelt wurde, schickten wir ihnen eine Kriegserklärung zu und rüsteten uns zum Angriffe. Das Kriegsgeschrei erscholl augenblicklich in allen Richtungen, und da die Jutas wegen ihrer Tapferkeit und Waffengeschicklichkeit berühmt sind, so setzte die Bereitwilligkeit, womit sie unsere Herausforderung anzunehmen schienen, unsere Gesellschaft in nicht geringe Unruhe. Wir hatten sie bloß aus Prahlerei zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, ohne im mindesten zu erwarten, daß sie sich unsertwegen so viel Beschwerde machen würden. Aber es war zu spät, aus der Klemme zu kommen.

Kaum war das Lärmzeichen gegeben, als sich die Niederlassung der Indianer in ein Kriegslager verwandelte. Während die berittenen Krieger ihre Pferde tummelten, flohen die Weiber und Kinder, wie verscheuchte Rebhühner, zu den Klippen und Schluchten einer nahen Felsenhöhe. Ein Dritttheil unserer Gesellschaft bestand aus Mejicanern, und der erste Schritt der Indianer war, ihnen Sicherheit zu versprechen, in der Hoffnung, unseren schon so schwachen Haufen zu vermindern. Ein junger Krieger ritt kühn auf uns zu und sprach in gutem Spanisch: „Meine mejicanischen Freunde, wir wollen Euch nicht kränken. Ueberlaßt uns diese Amerikaner, es soll nicht einer von ihnen mit dem Leben davon kommen.“ Die Mejicaner waren ziemlich

muthige Rancheros und antworteten bloß: „Ak diablo, wir haben nicht vergessen, wie Ihr uns behandelt, wann Ihr uns allein findet. Jetzt sind wir bei Amerikanern, die ihre Rechte vertheidigen wollen, und Ihr könnt reichliche Vergeltung für alle empfangenen Beleidigungen erwarten." In der That, die Mejicaner schienen am meisten den Beginn des Kampfes zu wünschen; ein merkwürdiger Beweis, wie wirksam das Vertrauen auf Gefährten ist.

Eine Entscheidung war nun nahe. Zwei Drehbassen, die wir bei uns führten, wurden gerichtet, mit Zündkraut versehen und die Lunten angezündet. Jedermann war mit seinem Gewehre auf seinem Posten, Jedermann von dem Wunsche beseelt, sich gut zu halten, was auch der Erfolg sein möchte, als die Indianer, die uns entschlossen sahen, den Kampf zu bestehen, Unterhandlungen anknüpften. Eine alte Indianerin, die Mutter eines angesehenen Häuptlings, wie man sagte, ritt heran und rief: „Meine Söhne, die Amerikaner und die Jutas sind seither Freunde gewesen und unsere alten Männer wünschen es zu bleiben; nur einige ungestüme und halsstarrige junge Leute wollen fechten." Das gestohlene Pferd wurde bald nach dieser Anrede zurückgegeben; der Friede ward in beiden Lagern freudig verkündet und die Anführer bestätigten ihn bei einer geselligen Tabakpfeife.

Sechszehnter Abschnitt.

Rückreise von Santa Fe. — Heimkehrende Karawanen. — Begräbniß in der Wüste. — Unerwarteter Angriff. — Independence. — Die Mormon-Secte.

Ich will den Leser mit einer Beschreibung meiner Reisen zwischen Mejico und den Vereinigten Staaten während der sieben Jahre nach meiner ersten Ankunft in Santa Fe nicht aufhalten, und hier nur bemerken, daß ich in den Herbstmonaten 1833 und 1836 durch die Ebenen nach den Vereinigten Staaten zog und in jedem folgenden Frühling mit Waaren nach Santa Fe zurückkehrte. Im Jahr 1838 erledigte ich meine Angelegenheiten in Nord-Mejico und bereitete mich, Abschied von dem Lande zu nehmen, daß ich nicht wieder zu sehen glaubte. Die Folge wird zeigen, daß ich mich darin irrte.

Die Karawanen kehren gewöhnlich im Herbste nach den Vereinigten Staaten zurück, und seit dem Beginn des Handels ist nicht ein Herbst vergangen, ohne daß Karawanen heimgekehrt wären. Zuweilen haben auch wohl im Frühlinge einige die Rückreise angetreten, doch nicht regelmäßig und meist nur in sehr kleinen Zügen. Auch die Herbstgesellschaften sind klein, wenn man sie mit den nach Santa Fe ziehenden Karawanen vergleicht, denn außer den Kaufleuten, die fortdauernd im Lande bleiben, reisen viele von denjenigen, die in den südlichen Landschaften Handel treiben, über Matamoros oder einen anderen südlichen Hafen nach den Vereinigten Staaten zurück. Die heimkehrenden Herbstgesellschaften sind daher nur zwischen funfzig und hundert

Mann stark. Sie verlassen Santa Fe vier bis fünf Wochen nach ihrer Ankunft, gewöhnlich gegen den ersten September. Diese Gesellschaften haben selten über dreißig bis vierzig Wagen, da viele von denjenigen, welche die jährlichen Karawanen mitbringen, im Lande verkauft werden.

Einige der Kaufleute, die im Frühlinge ausziehen, kehren im nächsten Herbste zurück, weil sie das Glück haben, ihre Waaren schnell und mit Gewinn abzusetzen, andere aber sind genöthigt, im Herbste zurückzukehren, um ihren Kredit zu retten, ja um ihr Besitzthum in der Heimath zu erhalten, das sie, besonders in früheren Zeiten, zuweilen verpfändet hatten, um die Bezahlung der Waaren zu sichern, die sie mitnahmen. In solchen Fällen mußten sie ihre Waaren nicht selten mit großen Opfern verkaufen, um den Strafen zu entgehen, welchen sie sich durch Verletzung ihrer Verpflichtungen in der Heimath aussetzten. Junge Händler werden auch wohl entmuthigt durch eine nicht erwartete Flauheit des Handels, und verkaufen nicht selten im Ganzen um jeden Preis, wiewohl oft mit ansehnlichem Verluste. Diejenigen aber, welche diesen Handel regelmäßig treiben, rechnen gewöhnlich darauf, eine Jahreszeit, vielleicht auch ein ganzes Jahr, zu verwenden, um ihre Unternehmung abzuschließen, ihre Waaren zu verkaufen und Rückfracht zu erhalten.

Die Wagen einer heimkehrenden Karawane sind gewöhnlich nur leicht beladen, und die Rückfracht eines einzelnen Wagens beträgt in der Regel 1000 bis 2000 Pfund; denn die Zugthiere sind nicht nur unfähig, schwere Lasten zu ziehen, wegen des Mangels an Weide in jener Jahreszeit, sondern die Annäherung des Winters nöthigt auch die Händler, schneller zu reisen, so daß die Rückreise gewöhnlich in ungefähr vierzig Tagen gemacht wird. Der Betrag der Fracht nach der Heimath ist verhältnißmäßig gering. Die Zahlungen werden, wie bereits erwähnt, hauptsächlich in baarem Gelde oder ungemünztem Gold und Silber gemacht. Das Gold ist meist Goldstaub aus den Minen bei Santa Fe, das Silber aus den südlichen Bergwerken, be-

sonders aus der Umgegend von Chihuahua. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Maulthieren und Eseln, nehmen die heimkehrenden Karawanen auch einige Büffelhäute, Pelzwerk und Wolle mit, wiewohl diese letzte kaum die Fracht für Wagen bezahlt, die sonst leer gehen müßten.

Am 4ten April 1838 verließen wir Santa Fe. Unsere Reisegesellschaft bestand aus drei und zwanzig Amerikanern und zwölf mejicanischen Dienern. Wir hatten sieben Wagen, zwei kleine Feldstücke und eine große Menge kleiner Waffen. Die bedeutendsten Eigenthümer führten gegen 150,000 Dollars in Baarschaft und ungemünztem Gold und Silber bei sich, die meist der Ertrag der Handelsunternehmungen des verflossenen Jahres waren. Wir zogen rasch und munter vorwärts, bis wir das Flüßchen Ocaté, einen Nebenfluß des Colorado erreichten, wo einer unserer geachtetsten Handelseigenthümer uns plötzlich durch den Tod entrissen ward. Es fehlte uns an Mitteln, ihn anständig zu begraben, und wir mußten den Leichnam in eine Decke wickeln. Es ward auf einer Anhöhe am nördlichen Ufer des Flusses ein Grab gemacht, und am Morgen des 13ten Aprils, ehe die Sonne aufgegangen war, übergaben wir die sterblichen Ueberreste eines würdigen und geachteten Freundes dem Schooße der Erde.

Nach dem Begräbnisse setzten wir unsere Reise fort. Wir zogen mehre Tage weiter, ohne daß uns ein wichtiger Vorfall oder ein Abenteuer begegnete, bis wir am 19ten unser Lager im Thale des Cimarron aufschlugen. Der Anblick dieser öden Gegend, wo die wildesten Indianerstämme hausen, war allein hinlänglich, unsere Gesellschaft zu entmuthigen, da wir aber noch keinem Indianer begegnet waren, so hegten wir keine Besorgnisse. Unsere Maulthiere und Pferde wurden wie gewöhnlich rings um die Wagen angebunden, und Jedermann, außer den Wächtern, wickelte sich in seine Decke, in der Hoffnung auf eine gute Nachtruhe. Die Mitternachtstunde ging vorüber, und wir hatten nichts gehört als die Tritte der Wache und das eigenthümliche Zähneknirschen der Maulthiere, während sie das kurze Gras im Thale

abweideten. Bald aber sah eine unserer Schildwachen einen Gegenstand, der sich verstohlen bewegte, und als sie ihre Augen anstrengte, um die Natur der Erscheinung auszumitteln, enthüllte ein lauter Indianer-Schrei das Geheimniß. Es folgte schnell der Knall von Feuergewehren und der gellende Ton des Pfeifens der Pawnee-Indianer, der uns sogleich ankündigte, was für einen Besuch wir zu erwarten hatten. Wie gewöhnlich herrschte die größte Verwirrung in unserem Lager. Aus dem Lande der Träume aufgestört, rannten Einige mit den Köpfen an die Wagen und Andere riefen nach ihren Gewehren, die sie in den Händen hielten. Während Verwirrung und Lärm auf's höchste gestiegen waren, sah man einen mexicanischen Diener, der sich mit dem Rücken an einen Wagen lehnte, sein Gewehr empor hielt, unablässig den Hahn spannte und losdrückte und bei jedem Schlage rief: „Carajo, no sirve" (verflucht, es taugt nichts!)

Das Feuern dauerte fort, das Geschrei wurde wilder und häufiger, und Alles verkündete einen furchtbaren Kampf. Mehre Leute waren mittlerweile beschäftigt, die angepflöckten Maulthiere und Pferde zu sichern, und in wenigen Minuten waren alle, über hundert Stück, in eine von den sieben Wagen gebildete Hürde eingeschlossen. Als aber die Feinde ihren Hauptzweck, unsere Thiere aufzuscheuchen, vereitelt sahen, fingen sie bald an, sich zurückzuziehen, und in wenigen Minuten war nichts mehr von ihnen zu hören. Am nächsten Morgen sahen wir, daß keiner von unseren Leuten verletzt und kein Thier verloren war. Die Pawnee-Indianer gehören zu den furchtbarsten und treulosesten Feinden der nach Santa Fe handelnden Kaufleute, wiewohl auch sie von den Karawanen gelitten haben. Im Jahre 1832 näherte sich einer Handelsgesellschaft ein einzelner Häuptling der Pawnee-Indianer, der eine Besprechung begann, als er von einem Pueblo-Indianer, der zufällig bei der Karawane war, niedergeschossen wurde. Diese grausame That wurde zwar von allen Händ-

lern entschieden gemißbilligt, aber natürlich hielten die Indianer sie dafür verantwortlich.

Als wir durch den Prairieen-Ozean zogen, der vor uns lag, liefen wir nicht Gefahr, in der Irre herumzuschweifen, da nun auf unserem ganzen Wege vom Cimarron bis zum Ufer des Arkansas eine deutliche Wagenspur gezogen war. Dieser Weg, der seitdem unverändert geblieben ist, ward im Jahr 1834 angelegt. Bei den beständigen Regengüssen, die während des Karawanenzuges in jenem Jahre fielen, ward in dem erweichten Boden, in gerader Richtung durch die dürre Wildniß, eine Spur eingeschnitten, die ungefähr zwanzig Meilen oberhalb der Caches *) den Arkansas verläßt. Dieß ist seitdem der regelmäßige Karawanenweg gewesen, und so ist einer Wiederholung der Bedrängnisse durch Wassermangel, worunter die Reisenden früher in jener unwirthlichen Einöde leiden mußten, vorgebeugt worden.

Wir kamen ohne Schwierigkeit über den Arkansas und verfolgten ruhig unsere Reise nach der Gränze von Missouri. Nur zuweilen störte uns in der Nacht das scheußliche Geheul der Wölfe, von welchen ein Rudel sich zu einer Art von Ehrenwache bestellte und uns mehre hundert Meilen weit, ja bis an die Gränzen der Ansiedelungen begleitete. Sie wurden anfänglich ohne Zweifel durch die Ueberreste der Büffel angelockt, die wir auf den Hochebenen getödtet hatten, und später durch ein ermüdetes Thier, das wir hinter uns lassen mußten, und durch die Knochen und Speisereste, die sie in der Nähe unserer Lagerplätze auflasen, aber nicht wenige mußten ihre Verwegenheit mit dem Leben büßen.

Wären wir nicht zum Glück früher mit einem hinlänglichen Vorrathe von Fleisch und anderen Bedürfnissen versehen worden, so hätten wir Hunger leiden können, ehe wir die Gränzniederlassungen erreichten, da wir nach dem Uebergange über den Arkansas keine Büffel mehr sahen. Die Büffel kommen allerdings

---

*) Siehe Seite 37.

selten im Herbste so weit östlich als während des Frühlings, da sie das lange dürre Gras in den östlichen Prairieen nicht gern fressen, aber ich sah sie früher nie so selten in jener Gegend. In allen Jahreszeiten sind sie in der Regel sehr häufig so weit östlich bis zu der Stelle, wo wir den Arkansas verließen.

Als wir die Ansiedelungen an den Gränzen der Vereinigten Staaten erreichten, hatte ich eine Gelegenheit, eine Täuschung zu erfahren, die früher manchem Reisenden nach der Rückkehr aus den Prairieen begegnet war. Gewohnt, seit einigen Monaten unsere kleinen Maulthiere und die eben so kleinen mejicanischen Klepper zu sehen, waren unsere Blicke mit den körperlichen Verhältnissen dieser Thiere so bekannt geworden, daß die gemeinsten Miethpferde an den Gränzen der Vereinigten Staaten uns fast wie Ungeheuer erschienen. Oft hörte ich neue Ankömmlinge ausrufen: „Wie weit man in Missouri in der Verbesserung der Pferdezucht vorgeschritten ist! Was für ein ungeheuerer Wallach!" Die Gränzbewohner wissen diese Täuschung oft zu benutzen, um den Reisenden ihre schlechtesten Pferde zu ungeheueren Preisen aufzuschwatzen.

Am 11ten Mai kamen wir nach einer glücklichen Reise von nicht mehr als acht und dreißig Tagen in Independence an. Wir fanden die Stadt in einem blühenden Zustande, obgleich sie einige Jahre vorher durch die Mormon-Secte, die diesen Theil des Landes zum Sitze ihres neuen Jerusalem ausersehen hatte, beinahe verwüstet worden war. Die Secte verrieth in dieser Wahl mehr Geschmack und Verstand, als man ihr gewöhnlich zuschreibt; denn die reiche und schöne Umgegend von Independence kann mit Recht der Garten des fernen Westlandes genannt werden. Ihr Hauptbeweggrund aber, das Gränzland vorzuziehen, mochte der Wunsch sein, in der Nähe der Indianer zu leben, da die Bekehrung der „verlorenen Stämme Israels" zu ihrem angeblichen Berufe gehörte.

Vor dem Jahre 1833 hatte die Mormon-Secte, die zu jener Zeit in großen Schwärmen nach jener gesegneten Gegend

strömte, beträchtliche Ankäufe von Ländereien in Independence und der nächsten Umgegend gemacht. Es ward eine allgemeine Niederlage gegründet, die man „Gottes Vorrathskammer" nannte, welche die Gläubigen mit Waaren zu mäßigen Preisen versah, während man von denjenigen, die überflüssiges Eigenthum besaßen, erwartete, daß sie es zum Vortheile der Gesammtheit darin aufbewahren lassen würden. Die Secte ward anfänglich mit Freundlichkeit von den gutmüthigen Einwohnern aufgenommen, welche in den neuen Ansiedlern einen Haufen von unschädlichen Schwärmern sahen, die sich zu guten und redlichen Bürgern umbilden lassen würden. Dieses Vertrauen aber sollte nicht lange sich erhalten, denn sie fanden bald, daß das Korn in ihren Maisscheuern wie Schnee vor der Sonne schmolz und ihre Schweine, ihre Kühe geheimnißvoll verschwanden. Die neuen Ankömmlinge hatten sich überdieß großen Tadel zugezogen wegen ihres unsittlichen Wandels und ihrer Mißachtung der kirchlichen Ehegebräuche.

Sie fuhren indeß fort, sich nicht durch Bekehrung, sondern durch Einwanderung bis zu einem beunruhigenden Grade auszubreiten und zu vermehren, und je mehr ihre Zahl wuchs, desto drängender und kühner wurden sie in ihren Ansprüchen. In einem zu Independence unter ihrer unmittelbaren Aufsicht gedruckten kleinen Blatte ward Alles gesagt, was Feindschaft zwischen den „Heiligen" und ihren „weltlich gesinnten" Nachbarn hervorrufen konnte, bis sie endlich durch Ungestraftheit so dreist wurden, daß sie sich offen ihres Entschlusses rühmten, die einzigen Eigenthümer des „Landes Zion" zu werden, da ihr Prophet eine Offenbarung darüber erhalten hätte.

Die Einwohner sahen nun ein, daß die Eindringlinge bei ihrer raschen Zunahme bald im Stande sein würden, über eine Stimmenmehrheit in der Grafschaft zu gebieten, und daher die ganze Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände fallen müßte. Es lag am Tage, daß eine der beiden Parteien sich endlich genöthigt sehen würde, das Land zu verlassen, denn

die alten Ansiedler konnten nicht daran denken, ihre Familien mitten in dem verderbten gesellschaftlichen Zustande zu erziehen, den die Mormon-Secte einführte. Das Uebel wurde jedoch geduldig ertragen und ohne irgend einen Versuch, Vergeltung zu üben, bis die „Heiligen“ die Drohung aussprachen, ihre Widersacher mit offener Gewalt zu verdrängen. Dieser unverschämte Streich regte auf einmal den schlummernden Muth der ehrlichen Hinterwäldler auf, deren einige zu den ersten Ansiedlern in Missouri gehört und in den furchtbaren Kämpfen mit den wilden Indianern Gefahren kennen gelernt hatten. Sie waren daher keineswegs geneigt, aufzugeben, was sie als ihre Rechte betrachteten. Es wurden öffentliche Versammlungen gehalten, um Mittel zur Abhilfe aufzufinden, wodurch aber die Unverschämtheit der Secte nur noch mehr gesteigert ward. Endlich ward ein Pöbelhaufen aufgeboten, welcher alsbald die verhaßte Druckerpresse der Mormons zertrümmerte und Alles zerstörte, was ihm in die Hände fiel. Einige Häupter der Secte, die in die Gewalt des Volkes geriethen, wurden mit Theer und Federn bekleidet und sonst hart gezüchtigt. Der „Prophet Joseph“ aber war zu jener Zeit nicht in Independence. Er hatte die Gewitterwolken bemerkt, die sich am Horizonte zusammenzogen, und war weislich in Ohio geblieben, wo er seine flammenden Befehle ausgehen ließ.

Dieß ereignete sich im October 1833, und ich kam von Santa Fe nach Independence, als die Aufregung aufs höchste gestiegen war. Die Mormon-Secte hatte sich ungefähr zehn Meilen westlich von der Stadt zusammengezogen, wo ihre vestesten Ansiedelungen lagen. Man erwartete stündlich den Ausbruch von Feindseligkeiten, und es kam auch bald nachher zu einem Scharmützel, worin ein achtbarer Rechtsgelehrter in Independence, der sich durch seine eifrige Thätigkeit gegen die Mormons ausgezeichnet hatte, seinen Tod fand. Das ganze Land war in furchtbarer Gährung.

Am frühen Morgen nach jenem Scharmützel verbreitete sich in Independence die Nachricht, daß die Mormons gegen die Stadt im Anzuge wären, um sie zu plündern und zu verbrennen. Ich hatte oft das Geschrei „Indianer!" gehört, das die Annäherung feindlicher Wilden ankündigte, aber ich erinnere mich nicht, je eine solche Bestürzung gesehen zu haben, als bei jener denkwürdigen Gelegenheit in der Stadt herrschte. Der Lärmruf erscholl fern und nahe, und Bewaffnete stürzten kampflustig von allen Seiten herbei. Offiziere wurden ohne Rücksicht auf Rang oder Stand erwählt, die Töne der ermuthigenden Trommel und der „ohrdurchdringenden Pfeife" erfüllten die Luft, und in sehr kurzer Zeit zog ein kleines Heer von so tapferen und entschlossenen Burschen, als je ein Schlachtfeld betraten, durch die Straßen. Nach einer kurzen Einübung rückten sie bis zu einem gewissen Punkte auf der Landstraße vor, wo sie die Mormons erwarten wollten. Die Feinde erschienen bald, aber überrascht, einen so furchtbaren Empfang zu finden, versuchten sie es nicht, ein Gewehr abzufeuern, sondern ergaben sich ohne Bedingung. Sie wurden sogleich entwaffnet und später unter der Bedingung freigelassen, das Land ohne Zögerung zu räumen.

Bald nach diesem Vorfalle, in der Nacht vom 12ten November, zeigte sich die viel besprochene Lufterscheinung eines meteorischen Regens. Diese außerordentliche Heimsuchung blieb nicht ohne Wirkung auf die abergläubigen Seelen einiger unwissenden Menschen, die sich fragten, ob nicht am Ende die Mormons doch recht haben möchten, und ob die Erscheinung nicht ein vom Himmel kommendes Zeichen der Mißbilligung ihrer gegen jene erwählte Secte begangenen Ungerechtigkeit wäre. Einige Zeit nachher ereignete sich ein furchtbares Unglück, das keineswegs geeignet war, die abergläubigen Besorgnisse der Unwissenden zu stillen. Acht bis zehn Bürger kehrten mit der Fähre zurück, auf welcher die letzten Mormons über den Fluß Missouri in die Grafschaft Clay gebracht wurden, die zu ihrer neuen Heimath be-

stimmt war. Die Fähre füllte sich mit Wasser und sank mitten im Strome, wodurch drei bis vier Menschen umkamen. Vielleicht war das Fahrzeug gebrechlich, aber einige Leute argwöhnten, die Mormons hätten kurz vor ihrem Abschiede den Boden heimlich angebohrt, um es zu versenken.

Die „verfolgten Heiligen“ wurden in der Grafschaft Clay freundlich aufgenommen, aber nach einem Aufenthalte von einigen Monaten hatten sie sich den Bewohnern so verhaßt gemacht, daß sie genöthigt waren, nach einem neuen Sitze zu wandern. Sie suchten sich in der neu gegründeten Grafschaft Caldwell niederzulassen, wo sie eine Stadt anlegten und einige Jahre ziemlich friedlich lebten. Als die Grafschaft aber sich mit Ansiedlern füllte, brachen mehrmals Zwistigkeiten aus, bis die Mormons endlich im Jahre 1838 wieder in offenem Kriege mit ihren Nachbarn waren. Sie scheinen sich gegen die Staatsgesetze aufgelehnt und die Ruhe so sehr gestört zu haben, daß der Gouverneur sich genöthigt sah, eine Abtheilung der Miliz gegen sie abzusenden, die sie ohne Blutvergießen zum Gehorsam brachte. Seitdem hegten die Mormons eine tödtliche Feindschaft gegen den Gouverneur, und ein Mordversuch, den man später in Independence gegen ihn machte, ward allgemein ihnen zugeschrieben.

Noch einmal zur Auswanderung gezwungen, zogen sie nach Illinois, wo sie die Stadt Nauvoo gründeten. Wie es scheint, wurden sie in jenem Staate noch wohlwollender und nachsichtiger aufgenommen als irgendwo, da man sie allgemein für Opfer einer religiösen Verfolgung hielt, aber manche Umstände deuten an, daß die Bewohner von Illinois seitdem ihrer eben so müde geworden sind als ihre früheren Nachbarn. So viel möchte klar sein, daß schwärmerische Bethörung nicht die einzige Sünde ist, die dem Betragen dieser Menschen so vielen Tadel zugezogen hat, sonst würden sie doch irgendwo beständige Freunde gefunden haben, wogegen es bekannt ist, daß sie überall, wo sie sich aufhielten, Gegenstände des allgemeinen Widerwillens geworden sind.

Ich füge noch hinzu, daß sie standhaft den Verkauf irgend einer in Missouri erworbenen Besitzung verweigert und den festen Entschluß ausgesprochen haben, ihr verlorenes Eigenthum wiederzuerobern. Ein ansehnlicher Theil dieser Besitzungen, der auf einer Anhöhe zu Independence liegt und der „Tempeltheil“ heißt, weil der Tempel Zion dort erbaut werden sollte, ist neulich durch Anbau entweiht und in ein Kornfeld verwandelt worden.

Druck von C. C. Meinhold und Söhnen in Dresden.

JNDIANER-GEBIET, NORD-TEJAS UND NEU-MEJICO.





Lagerplatz.

Karawanenzüge

durch die

westlichen Prairieen

und

Wanderungen in Nord-Mejico.

Nach dem Tagebuche des Amerikaners

Josias Gregg

bearbeitet

von

M. B. Lindau.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Seite

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Funfzehnter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

Rückkehr zum Prairieen-Leben. — Aufbruch von Van Buren. — Das Bankerott-Gesetz der Cherokees. — Tschuli, der Creek-Indianer. — Holmes-Lager. — Tabba Quina. — Zug durch unbesuchte Gegenden. — Spring Valley. — Büffeljagd.

Eine unbezwingliche Neigung, zu dem Prairieen-Leben zurückzukehren, bewog mich, bei einer neuen Unternehmung mich zu betheiligen. Die Einschließung der mejicanischen Häfen durch die Franzosen gab im Frühjahr 1839 mächtige Anreizungen zu einer solchen Handelsreise, da sich mit Grund voraussetzen ließ, daß in Chihuahua, welches seine Zufuhr hauptsächlich aus den Seehäfen erhält, großer Waarenmangel herrschen mußte. Wir wünschten, den Markt vor der Wiedereröffnung der Häfen des Meerbusens von Mejico zu erreichen, und hielten es daher für angemessen, statt des gewöhnlichen Weges von Missouri aus einen anderen noch nie versuchten vom Ufer des Arkansas zu wählen, wo das Weidegras beinahe vier Wochen früher erscheint. Es war allerdings ein großes Wagniß, mit schwer beladenen Wagen durch ein unbesuchtes Land zu ziehen, da ich aber die allgemeine Beschaffenheit der nördlich angränzenden Ebenen kannte, so erwartete ich kaum andere ernstliche Schwierigkeiten, außer denjenigen, die in sandigen Gegenden überhaupt vorkommen. Man hat es befremdend gefunden, daß wir nicht den geraden Weg nach Chihuahua wählten, wohin unser Handel hauptsächlich gerichtet war, sondern den Umweg über Santa Fe nahmen.

Wir fürchteten jedoch eine Reise durch die südlichen Prairieen, weil das Land in dieser Richtung als sehr dürr verrufen ist, und ich hatte keine Lust, den geraden Weg nach einem südlichen Hafen zu nehmen, da Ungewißheit über die Bedingungen der Zulassung obwaltete.

Nachdem wir die gehörigen Vorkehrungen gemacht und einen erlesenen Waarenvorrath von ungefähr 25,000 Dollars Werth in Van Buren am Arkansas eingeschifft hatten, traten wir am 21. April abends unsere Reise an. In den ersten acht Tagen machten wir jedoch nur geringe Fortschritte.

Am 28. April gingen wir über den Arkansas, einige Meilen oberhalb der Mündung des Canadian. Wir waren nur eine kurze Strecke weiter gezogen, als ein Händler vom Stamme der Cherokees zu uns stieß, um wegen einer Schuld einen freien Mulatten in Anspruch zu nehmen, den wir als Wagenführer gedungen hatten. Der arme Kerl hatte keine andere Wahl, als mit dem ungestümen Gläubiger umzukehren, der ihn sogleich vor den Richter stellte. Wir erfuhren später, daß man ihn verurtheilt hatte, sich dem Bankerott-Gesetze nach der Weise der Cherokees zu unterwerfen. Das Opfer wird entkleidet und an einen Baum gebunden. Jeder Gläubiger mit einer Peitsche von Rindsleder-Riemen oder Wallnußbaum-Zweigen in der Hand, zählt dem nackten Rücken den Betrag der Schuld auf. Ein Hieb für jeden schuldigen Dollar ist die gewöhnliche Art, den Schuldner weiß zu waschen, und da die Anwendung der Geißel mit allerlei Bemerkungen begleitet wird, so gewährt das Schauspiel den Anwesenden nicht wenig Belustigung. Ist das Urtheil vollzogen, so erklärt sich jeder Gläubiger für vollkommen befriedigt, und wie man sagt, lassen sie sich später nicht bewegen, auch nur einen Cent von der Schuld anzunehmen, selbst wenn der Schuldner sich dazu erbieten sollte. Der arme Mulatte, der auch uns schuldig war, mochte fürchten, daß wir in gleicher Münze Bezahlung fodern würden, und ließ sich nie wieder bei uns sehen.

Am 2. Mai gingen wir über die Nord-Gabel des Canadian, ungefähr eine Meile vor dem Zusammenflusse mit dem Hauptstrome. Ein wenig westwärts von dieser Furt findet man ein kleines Dorf der Creek-Indianer, und einige Verkaufbuden, die von amerikanischen Händlern gehalten werden. Ein Indianer, der sich mit seiner Frau entzweit hatte, kam herbei und erbot sich, uns zu begleiten, und zu unserer nicht geringen Ueberraschung führte er seinen Vorschlag aus. Am folgenden Morgen erschien seine reuige Frau in unserem Lager, weinend und heulend über den entflohenen Mann, der sich aber weder durch Thränen fangen, noch durch Drohungen besänftigen ließ, sondern seinen Entschluß vest hielt, fremde Länder zu sehen. Sein Name war Etschu-ileh-hadscho, d. i. närrischer Rehfuß, aber der Kürze wegen nannten wir ihn immer Tschuli. Er war fleißig und besaß mancherlei Geschicklichkeiten, wiewohl er sich stets zu Ungebührnissen hinreißen ließ, so oft er sich Branntwein verschaffen konnte, was zum Glück erst nach unserer Ankunft in Santa Fe geschah. Er war auf der Reise nützlich und willig, da er aber nicht Englisch sprach, so war unser Verkehr mit ihm etwas beschwerlich. Während unseres Aufenthaltes in Santa Fe kam er auf einen anderen Einfall und trat zu einer, meist aus Amerikanern bestehenden Schaar von Freiwilligen, die sich unter einem gewissen Kirker vereinigten, um gegen die Navajos und die Apaches zu kämpfen, da die Regierung zu Chihuahua ihnen den Besitz aller Kriegsbeute gewährleistet hatte. Unser Creek-Indianer fand unter diesem Haufen einige seiner rothen Brüder, die von den Gränzen des Staates Missouri so weit gewandert waren. Nachdem der kleine Heerhaufen sich aufgelöst hatte, kehrte Tschuli, wie ich gehört habe, mit einer Schaar, die von Chihuahua den geraden Weg durch die Prairieen nahm, in seine Heimat zurück.

Vor dem Uebergange über den Arkansas glaubten wir nicht eigentlich auf der Reise zu sein, und da unsere kleine Gesellschaft keine weiteren Veränderungen erlitt, so will ich sie dem

Leser vorführen. Sie bestand mit meinem Bruder und mir aus vier und dreißig Personen. Diese Leute waren sämmtlich von uns gedungen worden, drei ausgenommen, von welchen zwei aus dem östlichen Lande, ein Schneider und ein Goldschmied, gutmüthige und geschickte Burschen, die Absicht gehabt hatten, nach der Ankunft in Van Buren wieder davon zu laufen, aber nun geneigt genug waren, tausend Meilen weiter zu wandern, in der Hoffnung, den Spaniern, wie man die Mexicaner gewöhnlich im Westlande nennt, ihre überflüssige Baarschaft abzunehmen. Der Dritte war ein deutscher Tabuletkrämer, der auf der ganzen Reise immer nur von dem Werthe seiner Kurzwaaren schwatzte, womit er eine Menge spanischer Thaler zu erwerben gedachte. Eine Reise durch die Prairieen kostete diesen Leuten gar nichts, denn wir versahen sie mit allen Bedürfnissen, da sie unsere Gesellschaft verstärkten. Selten gab es wohl in einer so kleinen Gesellschaft so verschiedenartige Bestandtheile. Man sah hier die Vertreter von sieben Völkerstämmen, deren jeder seine Heimatsprache redete, was zuweilen ein Gemisch mißtönender Laute gab. Es war ein Franzose darunter, dessen Zungengeläufigkeit und wunderliche Gebärden stark abstachen gegen die Kälte zweier phlegmatischen Wanderer aus Deutschland, während die stille Schwärmerei zweier verbannten Polen, der unempfindliche Blick zweier Söhne der Wildniß, des erwähnten Creek-Indianers und eines Chickasaw, und die Gebärden einiger schwatzhaften Mexicaner nicht wenig beitrugen, die Wirkung des Bildes zu erhöhen. Die Amerikaner waren meist Hinterwäldler, die das Feuergewehr besser als die Peitsche handhaben konnten, doch dienten sie uns als Fuhrleute.

Wir hatten vierzehn Packwagen, eine Hälfte mit Maulthieren, die andere mit Ochsen bespannt, und zwei leichte Fuhrwerke. Auch führten wir zwei Drehbassen, die zwei Räder hatten, doch war eine derselben auf einem beweglichen Rollbret befestigt, so daß sie beim Anhalten auf die andere Seite der Wagen gebracht werden konnte. Eines dieser Geschütze hatte ein

langes Rohr mit einem Kaliber von nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ Zoll, doch stark genug, eine bleierne Kugel 5000 Fuß weit zu schießen. Die andere war von Eisen und etwas größer. Ueberdieß war unsere Gesellschaft mit Kleingewehr gut ausgerüstet. Die Amerikaner waren meist mit „Rifles" und mit Musketen versehen, die sie auf ihren Wagen führten, immer mit Kugeln und Rehposten geladen. Mein Bruder und ich waren mit Doppelgewehren und Doppelpistolen bewaffnet, so daß wir im Nothfall sechs und dreißig geladene Läufe bereit hatten, und wehrhafter waren, als es gewöhnlich in den Prairieen der Fall ist.

Wir hatten vor unserem Aufbruche von der Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten das Versprechen erhalten, daß eine Dragoner-Abtheilung uns bis an die Gränze von Mejico geleiten sollte; als wir aber eine Botschaft an den Befehlhaber des Forts Gibson schickten, erhielten wir zur Antwort, daß es wegen neuerlich ausgebrochener Unruhen unter den Cherokees zweifelhaft wäre, ob man die Mannschaft entbehren könnte. Dieß war eine nicht wenig unangenehme Nachricht, da das Geleite uns sehr nützlich gewesen sein würde, uns einen Weg durch die unbesuchte Wildniß suchen zu helfen, die wir durchziehen sollten. Es war jedoch zu spät, umzukehren, und so entschlossen wir uns, die Reise auf jede Gefahr fortzusetzen.

Wir waren über die entlegensten Ansiedelungen der Creeks und Seminoles hinaus, und an einem heiteren lieblichen Abend hatten wir unser Lager am Rande einer anmuthigen Prairie aufgeschlagen, als einige junge Leute, die auf eine Jagdbeute rechneten, ihre Gewehre über die Schultern warfen und in ein dichtes Gehölz gingen, das an unseren Lagerplatz gränzte. Unter ihnen befand sich einer der Burschen aus dem östlichen Lande, der weit bekannter mit dem Inneren einer Stadt als einer Waldwildniß war. Die Schatten des Abends verdunkelten sich, und alle Jäger waren zurückgekehrt bis auf ihn. Es wurden mehre Gewehre und selbst unsere kleinen Geschütze abgefeuert, aber ohne Erfolg. Die Nacht verging und der Morgen dämmerte,

doch der junge Mann ließ sich nicht sehen. Das Feuern wurde wiederholt, und bald nachher sahen wir ihn sehr grämlich und niedergeschlagen herankommen. Wir erriethen, daß er eine Geschichte von gefährlichen Abenteuern und mühsamen Rettungen auf den Lippen hatte, und dieß besänftigte ein wenig den Spott, womit er anfänglich bestürmt wurde. Wie es schien, hatte er unser Feuern am vorigen Abend zwar gehört, aber in seiner Bestürzung sich über die Richtung getäuscht. In diesem Irrthum und aus Furcht vor den Indianern, von welchen nach seiner Meinung das Feuern herrührte, setzte er seine Wanderung durch die unwegsame Gegend bis zu Anbruche der Dunkelheit fort, als er, von einem Panther angefallen, in eine noch bedenklichere Lage kam. Es gelang ihm, den Feind mit dem Kolben seines Gewehres abzuhalten, und er kletterte dann auf den Wipfel eines Baumes, wo er den übrigen Theil der Nacht zubrachte. Der starke Geruch, der dem zersplitterten Gewehrkolben noch immer anhaftete, erweckte jedoch einen großen Verdacht, daß der gefürchtete Panther einem Iltiß nahe verwandt gewesen war.

Wir hatten eben den äußersten Saum der berühmten, weit ausgedehnten Waldung Croſſ Timbers erreicht, als wir durch die Ankunft von vierzig Dragonern erfreut wurden, die Befehl hatten, uns bis an die vermeinte Gränze der Vereinigten Staaten zu geleiten. An demselben Abend hatten wir das Vergnügen, an einer Stelle, Holmes-Lager genannt, einem wild romantischen Orte unter 35° 5′ der Breite, nur eine Meile nördlich vom Canadian, unser Lager aufzuschlagen. In der Nähe war eine schöne Quelle, wo im Jahre 1835 eine Truppenabtheilung der Vereinigten Staaten mit einem Haufen von Comanche- und Witschita-Indianern zusammenstieß, aber zu einer friedlichen Einigung kam, und in derselben Gegend hatte nicht lange nachher der Oberst Chouteau eine Verpfählung als ein kleines Fort angelegt, wo später ein bedeutender Handel mit den Comanche-Indianern und anderen Stämmen in den süd-

westlichen Prairieen getrieben wurde. Seit dem verflossenen Winter war jedoch diese Niederlassung aufgegeben worden.

Vom Arkansas bis zu Chouteau's Fort ging unser Weg ununterbrochen durch grasreiche Ebenen und fruchtbare Lichtungen, hier und da von waldigen Streifen und zahlreichen Bächen durchschnitten, die aber, außer der Regenzeit, gewöhnlich trocken sind. Bis zu Holmes-Lager hatten wir einen fahrbaren Wagenweg, der bei Gelegenheit des oben erwähnten Vergleiches mit den Indianern eröffnet und später von den Händlern offen erhalten wurde, wiewohl diese, von unwegsamen Päffen, sumpfigen Hohlwegen und schroffen Steigungen durchschnittene Strecke uns beschwerlicher ward als die ganze übrige Reise.

Wir waren nicht lange im Fort gewesen, als mehre Comanche-Indianer uns besuchten, die von unserer Ankunft unterrichtet, uns bewillkommen wollten, in der Meinung, daß ihr Freund Chouteau mit frischen Waaren nach dem Fort zurückkehrt. Die Nachricht, daß ihr Liebling im vorigen Winter im Fort Gibson gestorben war, versetzte sie in große Betrübniß. Als wir ihre Hütten besuchten und uns nach ihrem Capitan *) erkundigten, wurden wir zu einem wohlbeleibten, schielaugigen alten Mann geführt, dessen Aeußeres keineswegs Rang oder Würde andeutete. Es war Tabba-Quina, d. h. der dicke Adler, ein Name, der allen mit den Comanche-Indianern verkehrenden Händlern bekannt ist. Wir hatten oft gehört, daß er geläufig Spanisch redete, und machten uns auf eine gesellige Unterhaltung gefaßt, als wir ihn aber in jener Sprache anredeten und ihn fragten, ob er Spanisch sprechen könnte, antwortete er bloß: „Poquito" — wobei er den Zeigefinger an's Ohr legte, um anzudeuten, daß er nur ein wenig verstände. So war es auch, und unsere Unterredung wurde meist durch Zeichen geführt. Wir

*) Die meisten Prairie-Indianer scheinen dieses spanische Wort gelernt zu haben, womit sie ihre Häuptlinge bezeichnen, wenn sie mit Weißen sprechen.

waren nun im Begriff, eine unbekannte Gegend zu betreten; unser Weg ging durch jene unbesuchte Wildniß, von welcher ich so oft gesprochen habe, und wir hatten auf einer Strecke von beinahe 500 Meilen keinen Führer, keine leitende Spur. Wir mußten uns ganz auf unsere Kenntniß von der geographischen Lage des Landes verlassen, nach welchem unser Weg ging, und auf die Nachweisung, die ein Compaß und ein Sextant uns gaben. Dieß war im eigentlichen Sinne eine Vorläufer-Reise, eine Reise, wie sie vielleicht nie vorher unternommen ward, in der Absicht, schwer beladene Wagen durch ein Land zu führen, das der Fuß gesitteter Menschen fast gar nicht betreten hatte und das uns wenigstens unbekannt war. Es lag uns daher sehr viel daran, die Mittheilungen zu erhalten, die unsere Gäste uns geben konnten; aber Tabba-Quina, der sich keineswegs auf Wagenbewegungen verstand, konnte uns nur durch Gebärden, die mit elendem Spanisch vermischt waren, zu verstehen geben, daß die Reise aufwärts am Canadian nach seiner Reiseart keine Schwierigkeiten hätte. Er schien jedoch mit der ganzen Gränze Mejicos von Santa Fe bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prairieen sehr gut bekannt zu sein. Während der Besprechung schien er zuweilen die Meinung anderer Häuptlinge, die sich um ihn gesammelt hatten, zu befragen. Endlich gaben wir ihm einen Bogen Papier und einen Bleistift und baten ihn, uns eine Karte der Prairieen zu zeichnen. Er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserem Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehen und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße von Missouri nach Santa Fe und der verschiedenen mejicanischen Ansiedelungen, als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden findet.

Tabba-Quina's Gesellschaft bestand aus ungefähr sechzig Personen, mit Einschluß mehrer Weiber und Kinder, und einigen Häuptlingen und Kriegern der Kiawa-Indianer, die zwar ein

ganz verschiedener Stamm sind, aber häufig unter den Comanches sich ansiedeln. Als wir unser Lager verlassen wollten, machten sich Alle auf den Weg nach dem Fort Gibson, um den Capitan Grande zu besuchen, wie sie uns sagten. Viele Prairieen-Stämme bedienen sich dieses spanischen Ausdruckes, und bei ihren verwirrten Begriffen von Rang und Macht bezeichnen sie damit nicht nur den Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst, sondern auch den Sitz der Regierung, den sie auch wohl mit dem Fort Gibson und dem dort befehligenden Offizier verwechseln.

Am 18. Mai verließen wir Chouteau's Fort. Von hier zogen unsere Wagen in zwei Reihen und wurden in jedem Lager so gestellt, daß sie eine Veste und zugleich eine Hürde für die Zugthiere bildeten, ganz anders, als es bei großen Karawanen üblich ist. Die beiden vorderen Wagen werden neben einander gestellt, mit ihrem hinteren Ende ein wenig auswärts. Ungefähr die Hälfte der übrigen Wagen stellt man dann auf gleiche Weise, doch bleibt das Vorderrad von dem Hinterrade des nächsten vorstehenden Wagens ein wenig entfernt. Die übrigen werden eben so aufgefahren, aber hinten nach der inneren Seite gekehrt, so daß sie sich am Ende der Hürde beinahe schließen und nur eine Oeffnung lassen, durch welche das Vieh eingetrieben wird. So erhält die Hürde eine eirunde Gestalt, und nach einiger Uebung wissen die Führer diese Aufstellung in sehr kurzer Zeit zu vollenden.

Am folgenden Tage erhielten wir wieder einen Besuch von dem alten Tabba-Quina und einem anderen Häuptlinge der Comanches, und mit ihnen kamen fünf bis sechs Krieger und eben so viele Weiber, mit Einschluß von Tabba-Quina's Frau und kleinem Sohne. Während wir am Nachmittage fortschlenderten, hielt ich mit dem schielaugigen Häuptling in unserer halb stummen Sprache ein langes Gespräch. Er gab mir zu verstehen, so gut er konnte, daß seine Gefährten ihre Reise fortgesetzt hätten, um den Capitan Grande zu besuchen, er aber

wäre umgekehrt, um bessere Pferde zu holen. Er prahlte nicht wenig mit seiner Freundschaft gegen die Amerikaner und versprach uns, seinen Einfluß zu benutzen, um die unruhigen Geister unter seinem Stamme abzuhalten, uns zu belästigen, doch verhehlte er nicht seine Besorgnisse, daß die Pawni= und Osage=Indianer in der Nacht unser Vieh stehlen würden. Als ich ihm aber sagte, daß wir eine scharfe Nachtwache hätten, hielt er unsere Sicherheit weniger gefährdet. Diese freundlichen Indianer lagerten sich neben uns in der nächsten Nacht. Am folgenden Morgen sagte mir der alte Häuptling, einige seiner Gefährten hätten Maulthiere zu verhandeln. Wir kauften einige mit Vortheil, da unsere Gespanne schon ziemlich geschwächt waren. Tabba=Quina und seine Gefährten verließen uns dann, um zu ihrem Stamme zurückzukehren, welcher, wie man uns sagte, am falschen Waspita seinen Sitz hatte, und wir sahen sie nie wieder.

Als wir das Fort verlassen hatten, hielten wir uns meist zwischen dem Canadian und seiner Nord=Gabel und setzten abwechselnd über die beiden Strömen zufließenden Nebenflüsse. Auf diese Weise legten wir gegen achtzig Meilen zurück, als wir in eines der anmuthigsten Prairieen=Thäler traten, das ich je gesehen habe. In unserer Begeisterung nannten wir es „Spring Valley“ (Quellenthal), weil wir nach allen Richtungen zahlreiche Quellen und Bächlein rieseln sahen, in deren klarem Wasser Forellen und Barsche sorglos spielten. Ein großer Theil der Gegend, die wir durchzogen hatten, war von ähnlicher Art, doch nirgend so schön. Ich muß jedoch bemerken, daß westlich von diesem Thale nur die unmittelbar an den Strom gränzenden Thäler angebaut werden können, da die Hochebenen zu trocken und sandig sind. Hier aber war der Boden dunkel und mürbe, und der reiche Pflanzenwuchs, der ihn bedeckte, sprach für seine Fruchtbarkeit. Spring Valley neigte sich ein wenig gegen die Nord=Gabel des Canadian, die ungefähr fünf Meilen von unserem Wege entfernt war. Die Landschaft ist mit Streifen

von Gehölze reizend durchzogen, während kleine Büffelheerden in malerischen Gruppen sie belebten.

Drei Tage vorher waren wir zuerst diesem Prairieen-Vieh begegnet. Nur sehr wenige unserer Reisegefährten hatten je einen Büffel im wilden Zustande gesehen, und der erste Anblick dieser schönen Thiere erweckte die lebhafteste Aufregung. Einige unserer Dragoner hatten in ihrer Jagdlust eine kleine Heerde verscheucht, die ruhig in geringer Entfernung weidete, ehe unsere Schleichjäger, die den Büffeln entgegen gekrochen waren, die Schußweite gewonnen hatten. Kaum waren die Bewegungen unserer berittenen Gefährten sichtbar geworden, als die ganze Gegend, so weit das Auge reichte, von lebendigen Wesen wimmelte, die nach allen Richtungen flohen. Aus den angränzenden Thälern sprangen zahlreiche Heerden hervor, die wir früher nicht bemerkt hatten, und viele kamen auf ihrer wilden Flucht unseren Wagen so nahe, daß die Fuhrleute, von der Jagdlust angesteckt, ihr Gespann verließen und den Büffeln nachfeuerten.

Als die Büffel am folgenden Tage noch zahlreicher sich zeigten, wurde die Jagd mit größerem Eifer erneuert. Mitten in dem allgemeinen Wirrwar sahen wir drei Männer in weiter Entfernung erst eine, dann eine andere Büffelheerde jagend, bis sie endlich völlig verschwanden. Es waren unsere beiden Köche, einer mit einer Pistole, der andere mit einer Muskete bewaffnet, und von dem Creek-Indianer Tschuli begleitet, der zum Glück eine Büchse hatte. Wir zogen mehre Meilen weiter, ohne sie wiederzusehen. Endlich, als wir sie beinahe verloren gegeben hatten, schleppte sich der französische Koch Franc heran, und sein klägliches Gesicht verkündete, daß er eine traurige Geschichte zu erzählen hatte. Den ganzen Tag hatte er gejagt und geschossen, aber nichts erlegt, bis er endlich über ein verwundetes Büffelkalb strauchelte. Er griff es kühn an, wie er erzählte, aber das kleine Thier setzte sich ihm zur Wehre und zerkratzte ihn, doch wollte er es am Ende noch erlegt haben. Tschuli und der andere Koch kamen bald nachher eben so niedergeschla-

gen zurück, da dieser nicht nur unglücklich auf der Jagd gewesen war, sondern sich auch verirrt hatte. Der Indianer hatte wahrscheinlich den Büffel mit seiner Büchse erlegt, war aber nicht geneigt, in seiner Zeichensprache mittheilend zu sein, und so erfuhren wir nichts von seinen Abenteuern.

In der Nacht nach der ersten Büffeljagd lagerten wir uns in einer holzlosen Schlucht und waren genöthigt, trockenen Büffelmist zur Feuerung zu gebrauchen. Es ist lustig, das Gewühl bei der Sammlung dieses Unrathes zu sehen. Bei trockenem Wetter ist der Mist ein vortrefflicher Ersatz für Holz und giebt sogar ein heißeres Feuer, aber vom Regen benetzt, dampft der Haufen stundenlang, ehe er in Flamme geräth, wenn es überhaupt geschieht. Das Büffelfleisch, das der Jäger über diesem Feuer brät oder röstet, hält er für schmackhafter als die Fleischschnitte, die der feinste Koch im gesitteten Leben bereitet.

Zweiter Abschnitt.

Die Büffelmücke. — Der Kiawa. — Prairie-Brand. — Die Comanches. — Die Hundestadt. — Der indianische Bogenschütze. — Die Häuptlinge der Comanches. — Rückkehr der Dragoner. — Wieder ein Indianer-Besuch. — Freiwillige Gefangenschaft unter den Indianern.

Es ergab sich nun, daß wir bei der nördlichen Krümmung des Canadian uns weiter nördlich gewendet hatten, als es ursprünglich unsere Absicht gewesen war, und wir bemühten uns, auf der Südseite durch ein Gehölz zu dringen, was uns nach großer Anstrengung auch gelang. Wir fanden hier viele klare Bäche auf kiesigem Boden, überall mit stattlichen Eichen, schwarzen Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen und anderen ähnlichen Gewächsen besetzt, die uns vortreffliches Holz zur Ausbesserung der Wagen gaben, welches auf der Straße von Missouri, über Council Grove hinaus, gänzlich fehlt.

Westlich von Spring-Valley fanden wir zwar den Büffel sehr selten, aber es war doch kein Mangel an Wild, denn in jedem Winkel und jeder Lichtung wimmelte es von Rehen und wilden Truthühnern, Rebhühnern und Haselhühnern. Wir hatten auch Gelegenheit, mit einer anderen Art von Prairie-Bewohnern bekannt zu werden, deren Besuche gewöhnlich nichts weniger als angenehme Eindrücke zurückließen. Ich meine das kleine schwarze Insect, das den Wanderern in den Prairieen unter dem Namen der Büffelmücke bekannt ist. Sie greift nicht

nur Gesicht und Hände an, sondern sucht sich auch in Theile einzudrängen, die man am sorgfältigsten dagegen zu schützen sucht. Hier setzt sie sich vest und schwelgt, bis sie gesättigt ist. Der Stich des Insects ist so giftig, daß Gesicht, Hals und Hände, oder irgend ein Theil des Körpers, wo es gestochen hat, das Ansehen einer eiternden Blatter erhält. Die Büffelmücke ist in der That ein weit lästigeres Insect als die Moskito-Fliege, und auch weit häufiger in den Prairieen.

Wir verfolgten nun unsere Reise zwischen dem Canadian und dem Waldstreifen mit sehr geringen Schwierigkeiten. Als wir in einem angränzenden Thale anhielten, um Mittagruhe zu halten, sahen wir mit großer Ueberraschung einen Indianer erscheinen, der keinen anderen Schutz als seine Frau hatte. So viel wir aus ihren Gebärden abnehmen konnten, waren sie durch eine Liebelei in Verlegenheit gerathen. Der Bursche, der zu dem Kiawa-Stamme gehörte, hatte nach seiner eigenen Angabe die Frau eines Anderen geraubt und war in die Wildniß geflohen, wo er ein abgeschiedenes Leben führen wollte, in der Hoffnung, der Rache seines Vorgängers zu entrinnen. So glaublich jedoch die Geschichte des Indianers klang, wir hatten einen starken Argwohn, daß seine Stammgenossen nicht weit entfernt sein möchten, und daß er mit seiner Gefährtin nur umhergeschlichen war, um sein Diebgelüste auf unsere Kosten zu befriedigen, und als sie sich entdeckt sahen, es für den klügsten Ausweg gehalten hatten, sich uns furchtlos zu nähern. Dieser seltsame Besuch gab uns einen Beweis von der Zuversicht, welche die Gesittung selbst den rohesten Wilden einflößt.

Bald nach der Ankunft unserer Gäste wurden wir durch einen plötzlichen Prairie-Brand furchtbar erschreckt. Das alte Gras in dem Thale, wo wir uns gelagert hatten, war nicht niedergebrannt worden, und da einer unserer Köche unabsichtlich ein Feuer anzündete, so verbreitete sich die Flamme mit wunderbarer Schnelligkeit, und von einem frischen Winde getrieben, zog sie sich durch das ganze Thal, trotz all unseren Bemüh-

ungen, sie aufzuhalten. Zu unserem Glücke war der Brand auf der von dem Winde abgekehrten Seite unserer Wagen ausgebrochen und that uns daher keinen Schaden, aber der Zufall selbst zeigte uns, wie gefährlich es war, mitten unter dürrem Grase ein Lager aufzuschlagen, und welche Vortheile feindselige Wilde aus einer solchen Oertlichkeit ziehen könnten.

Als das Feuer einige Stunden lang heftig gewüthet hatte. wurde der Himmel plötzlich von einer Wolke verdunkelt, worauf fast augenblicklich ein erfrischender Regen sich ergoß, eine Erscheinung, die man oft in den Prairieen nach einem ausgedehnten Brande sieht, und die Espy's viel besprochene Theorie von künstlichen Regenschauern erläutert.

Wir setzten nun unsere Reise ohne weitere Störung fort, außer daß wir durch die nördliche Krümmung des Canadian noch immer genöthigt wurden, von der uns vorgesetzten Richtung abzuweichen. Am 30. Mai aber gelang es uns, die Ecke der großen nördlichen Krümmung zu umgehen. Als wir wieder die das Gelände scheidende Anhöhe erstiegen, die dort ganz von Holz entblößt war, erfreute unser Auge eine weit gedehnte Prairie. An jenem und dem folgenden Tage ging unser Weg durch eine Gegend, die reich an Gyps war, von der feinsten bis zu der gewöhnlichen Art. Einen Nebenfluß der Nord-Gabel des Canadian, der von vielen Gypslagern umgeben war und wo wir am 31. Mai unser Nachtlager nahmen, nannten wir „Gypsbach". Wir mußten die Breitengrade nach der Mittagshöhe des Mondes, der Planeten und der Fixsterne berechnen, da die Sonne am Mittage jetzt zu hoch stand, als daß wir des künstlichen Horizontes uns hätten bedienen können, und wir fanden am Gypsbach, dem äußersten Punkt, den wir erreicht hatten, 36° 10′. Da wir nun ungefähr 30 Meilen*) nördlich von dem Parallel-Kreise von Santa Fe waren, so mußten wir einige Grade südwestlich uns wenden, um unsere gerade Richtung zu finden.

*) Englisch.

In der folgenden Nacht lagerten wir uns in einer mit Sandhügeln bedeckten Gegend, wo wir nicht einen Tropfen Wasser fanden. Eine unermeßliche Sandebene öffnete sich vor uns, die an einigen Stellen völlig von allem Pflanzenwuchse entblößt, an anderen aber mit einer sehr niedrigen Eichenart und eben so zwergartigen Pflaumensträuchern völlig bedeckt war. Diese sonderbaren Gewächse, die sich in der Entfernung von dem Prairie-Grase nicht unterscheiden ließen, waren mit Eicheln und Pflaumen beladen, welche im Zustande ihrer Reife eine ansehnliche Größe hatten, obgleich die Stämmchen selten dicker als Haferstengel und oft nicht einen Fuß hoch waren. Wir fanden diese Gewächse auch in anderen Gegenden der Prairieen.

Wasser aber, das unentbehrlichste Bedürfniß, war nirgend zu finden, und es verbreiteten sich Besorgnisse unter unserer Gesellschaft. Als wir zuletzt den Canadian und dessen Nord-Gabel gesehen hatten, trennten sich beide dem Anscheine nach fast in rechten Winkeln, und es war daher nicht möglich, zu bestimmen, in welcher Entfernung wir von beiden waren. Nachdem ich mit meinem Bruder den ganzen Morgen ohne Erfolg die Ebenen durchstrichen hatte, bemerkten wir endlich einen tiefen Hohlweg, der in der Richtung des Canadian lief, wo wir schönes Wasser fanden. Unsere Wagen nahmen frische Ladung ein, und alle Besorgnisse waren verschwunden.

Seit wir von Spring Valley aufgebrochen waren, hatten wir zwar nur sehr wenige Büffel gesehen, aber nun erschienen sie wieder, wiewohl nicht in zahlreichen Heerden, wie auch Rothwild und die flüchtige Antilope, die aber in dieser wilden Gegend der Prairieen weit zahmer sich zeigte, als ich sie anderswo gefunden hatte. Das schlanke und majestätische Mustang flog auch zuweilen über das nackte Gelände, oder sprang und hüpfte in der Nähe unserer kleinen Karawane. Nichts aber fesselte so sehr unsere Aufmerksamkeit als die kleinen Hunde-Ansiedelungen oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Hunde-Städte, deren die Reisenden in den Prairieen so oft erwähnen.

Als wir durch ihre Straßen zogen, sahen wir viele der kleinen Insassen unter den zahlreichen Hügelchen, welche ihre Wohnungen bildeten, wo sie umhersprangen oder vor den Eingängen saßen und zu unserer großen Belustigung trotzig kläfften, ohne auf die Gefahr zu achten, die ihnen oft die Gewehre unserer Gefährten drohten, da sie vielleicht noch nie eine solche tödtliche Waffe gesehen hatten.

Am 5. Junius kamen wir wieder in eine offene Prairie, ungefähr in der Gegend, die wir für die Gränze zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico hielten. *) Der Anführer unserer Dragoner, Lieutenant Bowman, sprach nun im Ernst davon, daß er nach seinen Weisungen an die Rückkehr denken müßte. Als die Wagen um Mittag Halt machten, ging ein kleiner Theil unserer Gesellschaft mit einigen Dragonern einige Meilen voran, um den Weg zu erforschen. Auf dem Gipfel einer Anhöhe, die wir erstiegen, sahen wir eine Büffelheerde und zwei bis drei Reiter, die sie lebhaft verfolgten. „Mejicanische Ciboleros!" riefen wir, da wir glaubten, nun in dem Gebiete der Büffeljäger aus Neu-Mejico zu sein. Wir spornten unsere Pferde und sprengten ihnen entgegen. Wie wir hätten erwarten können, scheuchte unsere plötzliche Annäherung sie hinweg, und wir verloren sie bald ganz aus dem Gesichte. Als wir die Stelle erreichten, wo wir sie zuletzt gesehen hatten, fanden wir ein Pferd und zwei gesattelte Maulthiere, alle an einen erlegten, zum Theil schon abgehäuteten Büffel gebunden. Wir durchsuchten sorgfältig einige Gebüsche von niedrigem Strauchholz und die angränzenden Schluchten, ohne weitere Spuren der Flüchtlinge zu entdecken; daß sie jedoch nicht Mejicaner waren, verrieth uns die indianische Anschirrung der Thiere.

Wir wollten sie verfolgen, als auf einer Anhöhe, ungefähr in der Entfernung einer Meile ein einzelner Indianer zu Pferde sich zeigte.

---

*) Aus späteren Beobachtungen ergab sich, daß dieser Punkt einige Meilen westlich von 100° der Länge (Greenwich) lag.

Ich ritt mit meinem Bruder ihm entgegen, aber als er uns heran-kommen sah, verrieth er Furcht, und mein Bruder ritt allein auf ihn zu. Als er nahe genug war, rief er: „Amigo!“ worauf der Indianer erwiderte: „Comanz!“ Er schlug sich dabei auf die Brust, und mit einer geschickten Wendung sprengte er auf uns zu und reichte uns die Hand zum Zeichen der Freundschaft. Er ließ sich aber durchaus nicht bewegen, mit uns zu seinen Thieren zurückzukehren, wo unsere Gefährten geblieben waren. Er fürchtete offenbar Verrath und Treulosigkeit. Wir kehrten zu unseren Wagen zurück und ließen das Eigenthum des Indianers, wie wir es gefunden hatten, doch ergab es sich später, daß es nach unserem Aufbruche weggeschafft worden war.

In den Nachmittagstunden erschienen fünf Indianer, unter welchen sich eine Frau befand, und als wir sie durch freundschaftliche Zeichen bewogen hatten, sich uns zu nähern, brachten sie die Nacht in unserem Lager zu. Am nächsten Morgen verriethen wir den Wunsch, zu dem nächsten Orte unserer Reiselinie geführt zu werden, wo wir gute Weide und Wasser finden könnten. Ein munterer junger Häuptling, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, übernahm es, während seine Gefährten mit unserer Gesellschaft weiter zogen. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir uns mitten in einer anderen großen Hundestadt befanden.

Wilkins Kendall hat die geselligen und häuslichen Gewohnheiten dieser merkwürdigen kleinen Thiere so lebendig und anziehend beschrieben, daß es überflüssig sein würde, wenn ich eine andere Schilderung versuchte, und ich kann meinen Lesern keinen angenehmeren Dienst leisten, als daß ich ihnen die Scene mittheile, die er beschreibt. „In ihren Gewohnheiten sind sie enge verbunden, gesellig und ungemein munter. Nie leben sie allein, wie andere Thiere, sondern man findet sie immer in Dörfern oder großen Ansiedelungen beisammen. Sie sind ein wildes, lustiges, tolles Völkchen, wenn sie nicht gestört werden, unstät und immer in Bewegung, und sie scheinen besonders Gefallen

daran zu finden, ihre Zeit zu verplaudern, von Höhle zu Höhle Besuche zu machen und über ihre Angelegenheiten zu schwatzen, so könnte man wenigstens aus ihren Handlungen schließen. — Bei mehren Gelegenheiten schlich ich mich dicht an ihre Dörfer, ohne bemerkt zu werden, um ihre Bewegungen zu beobachten. Genau in der Mitte einer Ansiedelung bemerkte ich einen sehr großen Hund, der vor der Thüre oder dem Eingange seiner Höhle saß, und seine Handlungen und das Benehmen seiner Nachbarn schienen ihn als den Häuptling zu bezeichnen. Ich beobachtete wenigstens eine Stunde heimlich die Bewegungen der Hundegemeinde. Während dieser Zeit erhielt der große Hund wenigstens zwölf Besuche von seinen Genossen, die einige Minuten mit ihm schwatzten und dann wieder in ihre Wohnungen eilten. Er verließ mittlerweile nicht auf einen Augenblick seinen Posten, und ich glaubte, einen Ernst in seinem Benehmen zu entdecken, den ich bei seinen Umgebungen nicht fand. Es fällt mir nicht ein, zu sagen, daß die Besuche, die er empfing, Geschäfte betrafen oder mit der Leitung der Angelegenheiten des Dorfes irgend etwas zu thun hatten, aber es sah in der That so aus. Hat irgend ein Thier ein System von Gesetzen zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, so ist es gewiß der Prairie-Hund."

Als wir auf unseren Pferden sitzend, nach diesen Dorfverhandlungen sahen, schoß unser Führer, der Comanche, einen Pfeil ab, um die Lebensbahn eines kleinen Bürgers abzukürzen, der in der Oeffnung seiner Höhle, ungefähr funfzig Schritte entfernt, sehr mürrisch bellte. Das Thier war fast ganz versteckt hinter dem Hügel, der den Eingang seiner Höhle umgab, so daß der Pfeil ihn nicht in gerader Linie treffen konnte; aber der Indianer half sich damit, daß er den Pfeil in einer Curve herabsteigen ließ, der dann auch augenblicklich in dem Leibe des armen Thieres zitterte. Der Indianer lächelte nur über sein Kunststück, das uns in das höchste Erstaunen setzte. Es ist nicht zu verwundern, daß der Schütze mit seinem guten Gewehre sein

Ziel trifft, aber es ist fast unbegreiflich, wie diese Wilden es lernen, ihre gefiederten Geschosse, ohne scharf zu zielen, mit solcher Genauigkeit abzuschießen. Ich hatte zu gleicher Zeit eine Doppelpistole hervorgezogen, um einen anderen Hund zu treffen, und als ich sah, daß der junge Häuptling neugierig war, that ich einige Schüsse schnell nach einander, um ihm die Wirksamkeit der Waffe zu zeigen. Er schien das Geheimniß augenblicklich zu begreifen, und seinen Bogen fassend, schoß er mehre Pfeile eben so schnell ab, zum Beweise, daß er mit seinem Geschosse eben so viel ausrichten konnte, als wir mit unseren Feuergewehren.

Bald nachher erreichten wir ein frisches Wasser, einen Nebenfluß der Nord-Gabel, der sich still durch ein malerisches Thal wand, umgeben von anmuthigen Hügeln und felsigen Höhen. Als wir unser Lager hier aufschlugen, entfernten sich drei unserer Gäste, um alle Capitanes ihres Stammes zu holen, die angeblich nicht weit von uns gelagert waren.

Unser Lagerplatz, den wir „Comanche-Lager" nannten, war nur fünf bis sechs Meilen von der Nord-Gabel, während südlich der Canadian nicht viel weiter entfernt war. Wir warteten lange vergebens auf die Ankunft der Häuptlinge, bis unsere Geduld fast erschöpft war. Ich stieg mit dem jüngeren der beiden Häuptlinge, die bei uns geblieben waren, auf eine Anhöhe, um auszuspähen, ob wir etwas entdecken könnten. Der Indianer deutete bald eifrig nach Nordwest, wo er einige seiner Stammgenossen erspähte, doch in so großer Entfernung, daß ich sie nicht sogleich erkennen konnte. Wie scharf sehen diese Wilden! Gewöhnt, über offene Ebenen zu schweifen und wie der Adler aus unermeßlichen Fernen auf ihre Beute zu schauen, haben sie fast ein so scharfes Gesicht als der König der Vögel.

Nachdem die Wilden näher gekommen waren, sammelten sie sich auf einer Anhöhe, als ob sie erst hätten Kundschaft einziehen wollen, unser Häuptling aber ließ seine weiße Decke wehen, was zu sagen schien: Kommt weiter vor! Sie näherten sich langsam und

bedächtig, ganz gegen die Gewohnheit aller Stämme in den Prairieen. Der Haufen bestand aus ungefähr sechzig Kriegern. An ihrer Spitze ritt ein Indianer von kleinem Wuchse und angenehmen Zügen, der gegen funfzig Jahre alt war. Er hatte die gewöhnliche Comanche-Tracht, aber statt der Mocassins ein paar lange weiße baumwollene Strumpfhosen, während eine lange rothe Feder auf seinem nackten Kopfe ihn als einen vornehmen Häuptling bezeichnete. Wir redeten sie Spanisch an und fragten, ob sie einen Dolmetsch mitgebracht hätten, worauf ein schmalbäckiger mürrischer Indianer sich bereit erklärte, diesen Dienst zu versehen. „Sprecht Ihr Spanisch, Freund?" „„Ja,"" erwiderte er finster. „Wo sind Eure Leute?" — „„Oben an jenem Bache gelagert."" — „Wie viele sind dort von Euch?" — „„O sehr viele, fast der ganze Stamm der Comanches, wir sind da **en junta**, um mit den Pawnis zu kämpfen."" — „Gut, und könnt Ihr uns sagen, wie weit wir bis Santa Fe haben?" — Der grämliche Wilde schnitt meine Frage mit den Worten ab: „**Ahi platicaremos despues** — davon sprechen wir nachher."

Wir zeigten ihnen eine Stelle nicht weit von unserem Lager, wo sie sich lagern konnten, ohne daß ihre Thiere sich mit den unsrigen vermischten. Wir luden dann alle Capitanes in unser Lager zu einer geselligen Unterhaltung. In kurzer Zeit saßen zehn Häuptlinge in einem Kreise in unserem Zelte. Die Pfeife, das Friedenszeichen der Indianer, wurde herbeigeholt, aber sie wollten anfänglich nicht rauchen, da sie vielleicht die Aufrichtigkeit unserer Betheuerungen bezweifelten. Der Dolmetsch bemerkte zur Entschuldigung ihres Benehmens, es wäre gegen ihre Gewohnheit, zu rauchen, ehe sie Geschenke erhalten hätten; als jedoch einige mejicanische Cigarritos gereicht wurden, thaten die meisten Indianer einen Zug, als hätten sie geglaubt, Cigarren zu rauchen, wäre keine Freundschaftverpflichtung.

Der Anführer der Dragoner bat uns, die Rede auf Friede und Freundschaft zwischen den Comanches und den Amerikanern zu bringen, und sie einzuladen, den Capitan Grande in

Washington zu besuchen und einen ewigen Friedensvertrag einzugehen. Die Indianer wollten nicht davon reden. „Sind wir nicht im Kriege?" fragte der Dolmetsch. „Wie können wir den Capitan Grande besuchen?" Wir wußten, daß sie im Kriege mit Mejico und Tejas zu sein glaubten, und sie hielten uns wahrscheinlich für Tejaner, was ohne Zweifel den Dolmetsch bewogen hatte, so nachdrücklich von ihrer unermeßlichen Anzahl zu sprechen. Wir erklärten ihnen, daß die Vereinigten Staaten zu einer verschiedenen Regierung gehörten und mit den Comauches in Frieden wären. Als ein Pfand unserer freundschaftlichen Gesinnung zeigten wir ihnen etwas Scharlachtuch, Kochenille, Tabak und Glaskügelchen, welche unter sie vertheilt wurden. Sie waren darauf bald gelassen und zufrieden. Man wird finden, daß bei den wilden Indianern Geschenke immer der Eckstein der Freundschaft sind. „Wir freuen uns," sprach endlich der ältere Häuptling mit feierlichem Wesen, „und unsere Herzen sind froh, daß Ihr zu uns gekommen seid. Unsere Augen lachen, wenn wir Amerikaner in unserem Lande wandeln sehen. Wir wollen es unseren alten und jungen Leuten, unseren Knaben und Mädchen, unseren Weibern und unseren Kindern sagen, daß sie kommen können, mit Euch Handel zu treiben. Wir hoffen, Ihr werdet gut von uns mit euerem Volke sprechen, daß mehre von Euch den Weg zu unserem Lande suchen, denn wir handeln gern mit dem weißen Manne." Dieß ward in der Comanche-Sprache gesagt, aber Spanisch von dem Dolmetsch wiederholt, der zwar ein geborener Indianer war, doch mehre Jahre unter den Mejicanern gelebt hatte und der Sprache ziemlich mächtig war. Unser Gespräch dauerte mehre Stunden, worauf die Indianer ihr Nachtlager suchten. Als sie am folgenden Morgen ihre Freundschaftbetheuerungen wiederholt hatten, brachen sie auf, und der vornehmste Häuptling sprach zu uns: „Sagt dem Capitan Grande, daß wir Alle bereit sind, ihn zu besuchen, so bald es ihm gefällt, uns zu rufen."

Man hat den Plan, einige Häuptlinge der wilden Prairie-Indianer nach Washington zu bringen, zwar gehegt, aber nie ausgeführt. Die wenigen Indianer, die bis nach Fort Gibson oder vielleicht zu einem Gränzdorfe vorgedrungen sind, mögen mit ungünstigeren Meinungen weggegangen sein, als sie gekommen waren. Sie hielten das Fort für unsere große Hauptstadt und die unbedeutendsten Dörfer für unsere größten Städte, und mußten zu dem Schlusse kommen, daß sie uns in Volkszahl und Macht, wo nicht in Reichthum und Größe überträfen. Ich zweifle nicht, daß die Häuptlinge der Comanches und anderer Prairie-Indianer, bei gehöriger Behandlung, sich bewegen lassen würden, unseren wirklichen Capitan Grande und unsere großen Städte zu besuchen, was gewiß eine weit bessere Wirkung haben würde als alle Friedensverträge, die in einem Jahrhundert mit ihnen geschlossen werden könnten. Sie würden dann mit ihren eigenen Augen sehen, mit ihren eigenen Ohren hören die Größe und Macht der Weißen, was ihnen Ehrerbietung und Furcht einflößen würde.

Am 7. Junius nahm der Lieutenant Bowman mit seinen Dragonern endlich Abschied von uns, und wir setzten gleichzeitig unsere Reise fort. Diese Trennung war uns schmerzlich, nicht sowohl weil wir den durch die Soldaten uns gewährten Schutz verlieren sollten, der uns nun noch nothwendiger war als früher, sondern vorzüglich, weil wir von einem Freunde scheiden mußten, der uns Allen durch seine Leutseligkeit, seine angenehme Geselligkeit, seine Umgänglichkeit theuer geworden war. Wie wenig dachten wir daran, daß wir ihn nie wieder sehen sollten! Er kam glücklich nach Fort Gibson zurück, ward aber einige Wochen später das Opfer einer Krankheit.

Es gab vielleicht einige furchtsame Herzen, die gern mit den Dragonern heimgekehrt wären, und mancher gedankenvolle Blick folgte ihnen, bis sie in der Ferne verschwanden. Der Gedanke, daß vier und dreißig Menschen ohne Wegweiser und Beschützer durch eine öde Wildniß ziehen sollten, wo Tausende

von Wilden schwärmten, die sich eben so leicht feindlich als freundlich zeigen konnten, war in der That nicht geeignet, angenehme Empfindungen zu erwecken. Kaum aber war das Geleit uns aus dem Gesichte, als die furchtsamen Gemüther wieder Zuversicht gewannen, und die ganze Gesellschaft durch ein vesteres Band als vorher verbunden zu sein schien. Wir fürchteten nur Hinterhalte und Ueberfälle, gegen welche nur verdoppelte Wachsamkeit uns Schutz geben konnte.

Als wir am folgenden Tage in einer Schlucht am Canadian Mittagruhe hielten, erschienen mehre Indianerhaufen, die sich zusammen auf dreihundert Seelen beliefen, Weiber und Kinder eingeschlossen. Sie gehörten zu derselben Abtheilung der Comanches, mit welcher wir einen so angenehmen Verkehr gehabt hatten, und sie brachten mehre Maulthiere mit, die sie uns zu verkaufen gedachten. Die Weiber und Kinder waren so neugierig und gaben bald so auffallend ihren Hang zu Dieberеien zu erkennen, daß wir auf die Bitte der Häuptlinge unsere Waaren in einiger Entfernung auslegten, wo ein Handel eröffnet ward, in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit anzuziehen. Eine Frau, die noch immer unter den Wagen zurückblieb, hatte so eigenthümliche Züge, daß ich sie nicht für eine Indianerin halten konnte. Ich redete sie Spanisch an, und meine Vermuthung wurde bald bestätigt. Sie war aus der Gegend von Matamoros und hatte sich während ihrer Gefangenschaft mit einem Comanche verheirathet. Sie zeigte nicht die geringste Lust, zu ihren Landsleuten zurückzukehren.

Aehnliche Beispiele freiwilliger Gefangenschaft sind oft vorgekommen. In einem Berichte an die Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten wurde 1805 ein rührender Fall erzählt, der beweist, wie eine gefühlvolle Frau oft lieber unter ihren Gebietern bleiben, als sich der furchtbaren Prüfung liebloser Bemerkungen aussetzen will, die sie unvermeidlich treffen würde, wenn sie wieder in das gesittete Leben zurückkehrte. Die Comanches hatten zwanzig Jahre früher die Tochter des Gouver-

neurs von Chihuahua geraubt, der tausend Dollars schickte, um sie auszulösen. Dieß geschah ohne Schwierigkeit, aber zum Erstaunen aller Betheiligten weigerte sich die Unglückliche, die Indianer zu verlassen. Sie ließ ihrem Vater sagen, daß man sie durch Tättowiren entstellt hätte, daß sie verheirathet und vielleicht schwanger wäre und daß sie weit unglücklicher sein würde, wenn sie unter solchen Umständen zu ihrem Vater zurückkehrte, als bliebe, wo sie wäre.

Meine Aufmerksamkeit heftete sich dann auf einen munteren, ungefähr zwölfjährigen Knaben, dessen volkthümliche Züge sich unter der Indianertracht kaum entdecken ließen. Aber obgleich ganz zum Indianer geworden, war er doch ungemein höflich. Ich fragte ihn auf Spanisch: „Bist Du nicht ein Mejicaner?" — „„Ja, ich war es sonst."" — „Wie ist Dein Name?" — „„Benardino Saenz, Euch zu dienen, edler Herr."" — „Wann und wo hat man Dich gefangen?" — „„Vor vier Jahren in der Hacienda de las Animas bei Parral."" — „Sollen wir Dich loskaufen und zu Deinen Landsleuten zurückbringen? Wir gehen dahin." — Der Knabe schwieg eine Weile und antwortete dann mit rührendem Tone: „„No Señor, ya soy demasiado bruto para vivir entre los cristianos — Nein, Herr, ich bin jetzt zu roh, als daß ich unter Christen leben könnte."" Er setzte hinzu, sein Herr wäre abwesend, und der Indianer, unter dessen Obhut er stände, würde ihn nicht verkaufen.

Die Hacienda de las Animas liegt im Gebiet von Chihuahua, etwa funfzehn Meilen von der Stadt Parral, die weit größer ist als Santa Fe. Dreihundert Comanches machten deßungeachtet einen kühnen Angriff auf die Ansiedelungen, verheerten die Meierei, tödteten und raubten viele Menschen und verweilten mehre Tage in der Umgegend, wo sie Gewaltthätigkeiten aller Art verübten. Dieß geschah im Jahre 1835. Ich war zu jener Zeit in Chihuahua und erinnere mich sehr wohl der herrschenden Unruhe und Bestürzung. Es wurden tausend

Freiwillige aufgeboten, von dem Gouverneur selbst befehligt, welche den langsam sich zurückziehenden Feind hitzig verfolgten, aber mit dem gewöhnlichen Berichte zurückkehrten: „Wir konnten sie nicht einholen."

Unter einem halben Dutzend gefangener Mexicaner, die sich bei unseren Gästen befanden, trafen wir nur einen, der eine leise Neigung verrieth, das Indianer-Leben zu verlassen. Es war ein einfältiger Bursche von funfzehn Jahren, den man wahrscheinlich wegen seiner Trägheit scharf behandelt hatte. Wir bezahlten seinem Herrn ungefähr den Preis eines Maulthieres für den jungen Auswürfling, den ich nach unserer Ankunft in Chihuahua seinen Angehörigen zuschickte. Trotz seiner Dummheit, war mein Schützling sehr dankbar für den kleinen Dienst, den ich ihm geleistet hatte.

Wir kauften mehre Maulthiere, die uns zehn bis zwanzig Dollars in Waaren kosteten. Die Hauptschwierigkeit in dem Handel mit den Comanches besteht darin, den Preis für das erste Thier festzusetzen. Ist dieß durch die Häuptlinge geschehen, so wird oft ein Maulthier nach dem anderen vorgeführt und der Preis ohne weiteren Streit angenommen. Jeder Eigenthümer will sich gewöhnlich mit Waaren aller Art versehen, und daher besteht der Preis in verschiedenen Dingen, z. B. einer weißen Decke, einem Spiegel, einer Ahle, einem Feuersteine, ein wenig Tabak, Kochenille, Glaskügelchen.

Als unser Handel mit den Comanches geschlossen war, entfernten sie sich, wie sie gekommen waren, in kleinen Haufen, ohne Abschied zu nehmen oder uns auch nur ihre Absicht anzukündigen, da es Sitte unter den Indianern ist, ohne Umstände und so still als möglich aufzubrechen.

Die nach Santa Fe ziehenden Karawanen haben es in der Regel vermieden, sich mit den wilden Indianerstämmen in irgend einen Handel einzulassen, weil sie fürchteten, in dem freundschaftlichen Verkehr, der nothwendig die Folge davon sein muß,

verrätherisch behandelt zu werden. Ich bin überzeugt, daß dieß eine irrige Meinung ist, denn ich habe immer gefunden, daß die Wilden weit weniger feindselig gegen diejenigen sind, mit welchen sie handeln, als gegen andere Leute. Sie haben ungemein viel Lust zum Handel, und da sie die Weißen gern aufmuntern wollen, zu ihnen zu kommen, so berauben sie diejenigen nicht, mit welchen sie Handel treiben, sondern sind stets bereit, sie gegen jeden Feind zu schützen.

Dritter Abschnitt.

Büffelwälzungen. — Das romantische Thal des Canadian. — Trauriges Schicksal einer Handelsgesellschaft. — Ankunft einer Schaar von Comancheros und ihre Wandergeschichten. — Ihr Handel. — Entdeckung eines neuen Reiseweges. — Ankunft in Santa Fe. — Der Gouverneur Armijo.

Als die Comanches aufgebrochen waren, machten wir uns wieder auf den Weg und kamen in eine Ebene, die eine der einförmigsten war, die ich je gesehen hatte, da sich nirgend ein Hügel oder ein Thal oder auch nur ein Strauch zeigte, der die Aussicht gehemmt hätte. Der einzige Umstand, der uns bewog, von der geraden Richtung abzuweichen, die der Kompaß uns zeigte, war die große Anzahl von Teichen, welche die Ebene bedeckten und uns wenigstens gut mit Wasser versorgten. Viele dieser Teiche scheinen aus Büffelwälzungen entstanden zu sein, wie man in den Prairieen die Vertiefungen nennt, welche die Büffel mit den Füßen aufkratzen, um eine glatte, staubige Fläche zu erhalten, worauf sie sich wälzen können.

Nach drei bis vier Tagen einer beschwerlichen Reise über diese Ebene zeigte sich uns wieder das malerische Thal des Canadian und gewährte uns einen der prächtigsten Anblicke, die ich je gehabt hatte. Hier erhob sich majestätisch eine senkrechte Klippe in der Einöde, dort sprang eine andere hervor, als hätte sie das Gleichgewicht verlieren und sich in das Thal hinabstürzen wollen. Ein wenig weiter ragte eine Säule empor mit Spalten

und mit Karniesßen, so sorgfältig geformt, daß man sie für ein Werk der Kunst hätte halten können. Tausend andere Gegenstände, seltsam zusammengestellt, und alle im Schatten der blauen wellenförmigen Oberfläche der Ebene, weit hinaus über den Canadian, bildeten ein Chaos, worin die Natur ihren wildesten Launen gefolgt zu sein schien. Es war eine solche Verwirrung von Erhöhungen des Bodens und ungeheueren Höhlungen, daß es ganz unmöglich war, zu bestimmen, wo das Bett des Canadian seinen Weg nahm.

Wie es scheint, haben sich diese Ebenen meist bis unmittelbar an das Ufer erstreckt und eine Kluft gelassen, durch welche der Strom seinen Lauf nahm, wie es noch an einigen anderen Stellen der Fall ist. Da die Grundlage der Ebene nicht vest genug war, der Gewalt des Wassers zu widerstehen, so hat dieses die Uferränder in all die Gestalten ausgewaschen, die sie jetzt zeigen. Die Büffel und andere Thiere haben ohne Zweifel auch zu diesen Umwandlungen beigetragen, und die tief getretenen Pfade derselben auf der Ebene bilden Rinnsale für den herabströmenden Regen, die alsbald zu Schluchten und selbst zu ansehnlichen Bächen umgestaltet werden. Diese Betten werden fortwährend ausgespült, bis Adern von dauerndem Wasser geöffnet und beständig fließende Ströme gebildet werden. Man sah längs den Ufern jener Ströme zahlreiche Bach-Embryonen, die sich auf diese Weise bildeten. Die häufig vorkommenden einzelnen Bänke und Erhöhungen, deren tafelförmige Gipfel in gleicher Höhe mit den angränzenden Ebenen liegen und von ganz gleichartiger Formation zu sein scheinen, deuten an, daß die zwischenliegende Erde weggewaschen oder durch irgend eine andere Naturwirkung weggeschafft worden ist.

Nicht weit von dieser Gegend ward eine kleine Reisegesellschaft von Amerikanern im Winter 1832—1833 auf ihrem Heimwege von einer furchtbaren Trübsal heimgesucht, und da dieser Vorfall die auffallendsten Züge des Charakters der Indianer in's Licht stellt, so will ich mir eine kleine Abschweifung

erlauben. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Personen, die meist Bürger des Staates Missouri waren. Ihr Gepäck und ungefähr zehntausend Dollars in baarem Gelde hatte sie auf Maulthiere geladen. Sie nahm ihren Weg längs dem Canadian, da sie sich in jener Jahreszeit nicht in die nördlichen Prairieen wagen wollte. Die Gesellschaft hatte Santa Fe im December verlassen und war ohne Unfälle bis in jene Gegend gekommen, als sie einen zahlreichen Haufen von Comanches und Kiawas anrücken sah. Bekannt mit dem verrätherischen und feigen Charakter jener Stämme, rüsteten sich die Amerikaner zur Gegenwehr, als aber die Wilden in einiger Entfernung Halt gemacht hatten, näherten sie sich einzeln oder in kleinen Haufen unter lebhaften Freundschaftbezeigungen, bis die meisten sich auf der Stelle gesammelt hatten. Von allen Seiten umringt, bewegten sich die Amerikaner vorwärts, in der Hoffnung, dem Feinde zu entrinnen, aber die Indianer waren gleichfalls bereit, und ihre Pferde besteigend, trabten sie in gleicher Richtung. Die erste von den Indianern verübte Feindseligkeit kostete einem Amerikaner das Leben, der zwei Maulthiere, die sich von den übrigen getrennt hatten, in Sicherheit bringen wollte. Die Gefährten des Getödteten stiegen alsbald ab und feuerten auf die Indianer, die ebenfalls schossen, wodurch ein anderer Amerikaner niedergestreckt ward. Um diese Zeit hatten die Händler ihr Gepäck abgeladen und ringsum aufgehäuft, um sich zu schützen. Sie arbeiteten mit ihren Händen und hatten bald einen Graben aufgeworfen, der tief genug war, sie gegen die Schüsse des Feindes zu schirmen. Die Indianer machten mehre heftige Angriffe, aber sie schienen so besorgt für ihre eigene Sicherheit zu sein, daß sie, trotz ihrer ungeheueren Uebermacht, es nicht wagten, den Gewehren der Amerikaner zu nahe zu kommen. In einigen Stunden waren alle Thiere der Amerikaner getödtet oder verwundet, aber die übrigen zehn Personen hatten keinen Schaden erlitten, außer daß einer von ihnen eine gefahrlos scheinende Schenkelwunde erhalten hatte. Während der Belagerung waren die

Amerikaner in großer Gefahr, vor Durst umzukommen, da die Indianer alle umliegenden Gewässer in ihrer Gewalt hatten. Vor dem Verhungern hatten sie sich nicht so sehr zu fürchten, weil sie im Nothfalle von dem Fleische der getödteten Thiere sich nähren konnten, deren einige um sie her zerstreut lagen. Nachdem sie sechs und dreißig Stunden in dieser furchtbaren Grube zugebracht hatten, während sie nur selten wagten, über den Rand hinauszublicken, ohne daß auf sie geschossen wurde, faßten sie den Entschluß, in der Nacht einen kühnen Ausfall zu machen, da jeder Tod dem Schicksale vorzuziehen war, das sie dort erwartete. Kein einziges Maulthier war in dem Zustande, die Reise fortsetzen zu können, und die Eigenthümer des Geldes gaben Allen die Erlaubniß, so viel davon zu nehmen und sich zuzueignen, als jeder fortschaffen könnte. Auf diese Weise wurden einige hundert Dollars hinausgebracht, wovon aber nur wenig nach den Vereinigten Staaten kam. Das übrige Geld wurde tief in den Sand vergraben, in der Hoffnung, daß es der Habgier der Wilden entgehen würde, aber ohne Erfolg, da später einige mejicanische Kaufleute viel baares Geld bei den Indianern sahen, das ohne Zweifel aus diesem unglücklichen Versteck genommen war. Bei aller Aussicht, entdeckt, eingeholt und niedergemetzelt zu werden, aber entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, kamen sie endlich aus ihrem Versteck hervor und gingen schweigend und langsam vorwärts, bis sie über die Gränze der Indianer-Lager hinaus waren. Oft blickten sie rückwärts nach der Gegend, wo drei bis fünfhundert Indianer ihre Bewegungen beobachten mochten, aber zu ihrem Erstaunen wurden sie gar nicht verfolgt. Die Indianer mochten glauben, daß das Eigenthum der Amerikaner ohnehin in ihre Hände fallen würde, und da sie nicht darauf erpicht waren, Schädelhäute zu nehmen, auf die Gefahr, ihre eigenen zu verlieren, schienen sie die geplünderten Kaufleute gern ohne weitere Belästigung fortziehen zu lassen. Als die hilflosen Wanderer keine Vorräthe mehr hatten und aus Mangel an Schießbedarf

nicht mehr im Stande waren, von Jagdbeute zu leben, sahen sie sich sehr bald dahin gebracht, sich von Wurzeln und zarten Baumrinden zu nähren. In diesem trostlosen Zustande waren sie mehre Tage gewandert, mit verwundeten Füßen und gänzlich niedergebeugt an Leib und Seele, als sie sich über die Richtung entzweiten, die sie zu nehmen hätten, und sich endlich in zwei Haufen trennten. Fünf dieser unglücklichen Leute zogen in westlicher Richtung, und nach vielen fast unglaublichen Leiden und Entbehrungen erreichten sie die Niederlassungen der Creek-Indianer, in der Nähe des Arkansas-Stromes, wo sie sehr liebreich und gastfreundlich aufgenommen wurden. Die Uebrigen wanderten unter großen Drangsalen umher, und nur zwei von ihnen waren so glücklich, aus der Wildniß zu entkommen.

Kehren wir zu unserer Reise zurück. Während wir längs dem Canadian zogen, waren wir einige Tage lang in unruhiger Erwartung gewesen, eine Stelle zu erreichen, wo ein von den Ciboleros gebahnter Wagenweg nach Santa Fe begann; aber stets in dieser Hoffnung getäuscht, überließen sich mehre unserer Reisegefährten der Besorgniß, daß wir uns gänzlich verirrt hätten. In dieser Bedrängniß behauptete einer unserer Mexicaner, der klüger als die übrigen sein wollte, daß wir einer falschen Richtung folgten und uns mit jedem Tagmarsche weiter von Santa Fe entfernten. Diese Behauptung schien, da der Mann die Gegend genau kennen wollte, so glaublich zu sein, daß viele unserer Leute fast aufrührisch wurden und meinen Bruder und mir den Oberbefehl nehmen wollten, um uns südwärts nach dem Rio Colorado oder Canadian und in das furchtbare Llano Estacado zu führen, wo wir wahrscheinlich umgekommen wären. Die Beobachtungen der Breite, die wir sehr oft anstellten, und der Weg, den wir verfolgten, waren durchaus in Widerspruch mit den Versicherungen des weisen Mexicaners. Einige Tage nachher wurden wir von einer Gesellschaft mexicanischer Kaufleute, die mit den Comanches Handel trieben, soge-

nannten Comancheros, eingeholt und erfuhren zu unserem Vergnügen, daß wir auf dem rechten Wege waren.

Diese Leute hatten mit jenen Comanches Handel getrieben, mit welchen wir kurz vorher zusammengekommen waren, und auf die von diesen erhaltene Nachricht von unserer Reise, waren sie uns eilig nachgezogen, um unseren Schutz gegen die Wilden zu erhalten, die nach dem Verkaufe ihrer Thiere an die Mejicaner sehr oft sie mit Gewalt ihnen wieder abnehmen, ehe die Käufer ihre Heimat erreichen können. Diese Comancheros bestehen gewöhnlich aus dürftigen und rohen Bewohnern der Gränzdörfer, die sich jährlich mehrmal versammeln und in die Ebenen hinausziehen mit Flitterkram und Plunder aller Art, wozu vielleicht ein Sack mit Brot und ein anderer mit Pinole kommt, wofür sie Pferde und Maulthiere eintauschen. Der ganze Waarenvorrath eines solchen Händlers ist selten mehr als zwanzig Dollars werth, womit er gern mehre Monate wandert und sich freut, wenn er mit einigen Maulthieren als dem Ertrage seines Handels heimkehrt.

Diese Mejicaner hatten uns viel von den Comanches zu erzählen. Sie sagten uns, dieser Volkstamm wäre vier- bis fünftausend Seelen stark, mit vielleicht tausend Kriegern, und die hitzigen jungen Leute wären einmal entschlossen gewesen, uns zu verfolgen und anzugreifen, die Häuptlinge aber und Weisen hätten sie davon abgeschreckt und ihnen gesagt, daß unsere Geschütze auf viele Meilen weit tödten, durch Berge und Felsen schießen und Alles zerstören können, was in ihrem Bereiche liegt. Die Hauptabsicht unserer Besucher schien zu sein, sich durch Uebertreibung der Gefahren, welchen wir entgangen wären, wichtig zu machen. Es ließ sich gar nicht bezweifeln, daß sie sich sehr gefährdet geglaubt hatten, da sie in ihrer Ungeduld uns einzuholen, nahe daran gewesen waren, ihre Thiere zu tödten.

Am nächsten Tage brachten wir den Nachmittag in einer Schlucht zu, wo wir Wasser in Ueberfluß fanden, das aber zu unserer großen Ueberraschung die Thiere nicht trinken wollten.

Als wir das Wasser kosteten, fanden wir es ekelhaft und bitter. Der salzige Bestandtheil, der dem Wasser diesen Geschmack giebt, findet sich häufig in der Nähe der Ströme auf den Ebenen Neu-Mejicos und wird von den Eingeborenen „salitre*)“ genannt. Wir waren so glücklich, in dem Thale einige Vertiefungen mit kurz vorher gefallenem Regenwasser zu finden, und der Mangel an frischem Wasser machte uns daher keine große Unbequemlichkeit. Für unsere persönlichen Bedürfnisse war reichlich gesorgt, da es bei uns als unverbrüchliche Regel galt, auf jedem Wagen eine stets mit Wasser gefüllte Tonne von fünf Gallonen zu führen, um uns gegen jene furchtbaren Zufälle zu sichern, die so oft in den Prairieen vorkommen.

Am 20. Junius lagerten wir uns am nördlichen Ufer des Canadian unter 35° 24′ der Breite. Am folgenden Tage verließ ich die Karawane, begleitet von drei Comancheros, und zog schneller nach Santa Fe voran. Dieß war eine ziemlich gefährliche Reise, da wir noch immer im Bereiche der Kriegerbanden der Pawni- und Comanche-Indianer waren, und meine Begleiter nur als Wegweiser Vertrauen verdienten, weil ich vest überzeugt war, daß sie bei einem feindlichen Ueberfalle mich verlassen oder ausliefern würden, wie es ihrem Interesse und ihrer Sicherheit am förderlichsten sein möchte. Ich konnte mich nur auf mein Feuergewehr verlassen, das einen für mich günstigen Eindruck machen mußte, da ich mit sechs und dreißig Patronen von Colt's Erfindung versehen war, von welchen ich leicht zwölf in einer Minute abfeuern konnte. Ich glaube nicht, daß eine Schaar dieser furchtsamen Wilden in den westlichen Prairieen es wagen würde, sich auch nur einem einzelnen Weißen unter solchen Umständen zu nähern. Wenn nach einer, unter den Gränzbewohnern umlaufenden alten Geschichte ein Indianer, um sich die Wirkung einer Doppelpistole zu erklären,

---

*) Wörtlich Salpeter. Aber das salitre der Neu-Mejicaner besteht aus manchen anderen Salzen außer Salpeter.

auf die Meinung kam, daß ein Weißer mit seinem Tomahawk und Skalpirmesser feuern könnte, so würden sechs und dreißig Schüsse, schnell nach einander abgefeuert, die Wilden gewiß erschrecken.

Als wir lustig weiter schlenderten, suchte ich zum Zeitvertreibe meine drei Gefährten über die Topographie der wilden Gegend zu befragen, die wir durchzogen, aber ich fand bald, daß diese unwissenden Rancheros, wie die Indianer, keinen Begriff von Entfernungen haben, außer wenn sie dieselben mit Zeit oder mit irgend einer anderen Entfernung vergleichen. Sie sagen uns, daß wir an einem gewissen Orte in der Zeit ankommen werden, wann die Sonne einen gewissen Punkt erreicht, fragt man aber, ob es nur eine halbe Meile oder eine halbe Tagreise bis zu einem angegebenen Orte sei, so werden sie „está cerquita“ (es ist ganz nahe) oder „está lejos“ (es ist weit entfernt) auf den einen oder den anderen Ort anwenden und je nach dem, bei einer Vergleichung mit einem anderen, mehr oder weniger entfernten Orte auf irgend eine Meinung kommen. Für fremde Reisende ist dieß oft sehr unangenehm, wie ich vor meiner Ankunft zu erfahren Gelegenheit hatte. Wenn diese Leute, und überhaupt die untern Volksklassen in Mejico, Nachweisungen geben, so machen sie dabei sehr seltsame, ihnen ganz eigene Gebärden. Statt mit Händen und Fingern zu zeigen, bedienen sie sich des Mondes, indem sie die Lippen nach der Richtung des Punktes oder Gegenstandes vorstrecken, nach welchem gefragt wird, und dazu sagen: „aqui“ oder „alli está“. Diese Gewohnheit, Lippengebärden statt der gewöhnlichen andeutenden Zeichen anzuwenden, ist aus dem Gebrauche des Sarape entstanden, das ihre Hände und Arme stets einhüllt.

Von dem Orte, wo wir die Wagen verließen, bis wir die Angostura (die Enge) erreichten, eine Entfernung von sechzig Meilen, folgten wir einem ebenen Karrenwege, der überall für Wagen fahrbar zu sein schien. Hier aber fanden wir die Spitze einer Ebene, die schroff gegen den Fluß vorsprang, so daß Wagen

nicht ohne große Gefahr hätten fahren können. Die ungeheueren Felsenmassen, die hier vorkommen, und die schroffen Klippen des Tafellandes, die über ihnen emporragen, wurden, wie es scheint, von einer Abtheilung des gegen Santa Fe bestimmten tejanischen Heerhaufens fälschlich für Ausläufer des Felsengebirges gehalten, ein Irrthum, der leicht zu entschuldigen war, da sie nicht selten bis zu 2000 Fuß über das Thal ansteigen und oft so felsig und schroff sind als die rauhesten Massen von Trappgestein. Ersteigt man die Hauptgipfel dieser klippigen Vorgebirge, so sieht man den östlichen Rücken des wahren Felsengebirges noch sehr weit entfernt am westlichen Himmelsrande, mit einem weit gedehnten und anscheinend ebenen Tafellande, das sich in jeder Richtung erstreckt, so weit das Auge reicht; denn selbst die tief eingeschnittenen Betten der durchbrechenden Flüsse sind kaum sichtbar, außer auf ihrem äußersten Rande.

Als ich die Besorgniß äußerte, daß es unseren Wagen nicht möglich sein würde, sicher durch die Angostura zu kommen, sagten meine Gefährten, es gäbe dort einen trefflichen Weg, von welchem früher nicht die Rede gewesen war, in der Nähe des Cerro de Tucumcari, einer abgerundeten, südwärts deutlich sichtbaren Anhöhe. Vergebens bemühte ich mich lange, einige meiner Gefährten zu bewegen, meinem Bruder eine Botschaft zu bringen und die Karawane über die Tucumcari-Straße zu begleiten, bis endlich einer von ihnen sich bereit erklärte, den Auftrag auszurichten, wenn er ein Geschenk von zehn Dollars und überdieß einen ansehnlichen Lohn bis an die Gränze erhielte. Als seine Bedingungen angenommen waren, machte er sich nach dem Frühstücke auf den Weg, nachdem er sich zuvor der Jungfrau von Guadalupe und allen Heiligen des Kalenders empfohlen und uns gebeten hatte, in unserem Gebete seiner zu gedenken. Trotz seinen Besorgnissen kam er glücklich an, und ich erfuhr später mit Vergnügen, daß mein Bruder den neuen Weg seinen Wünschen vollkommen genügend gefunden hatte.

Mit meinen beiden übrigen Gefährten zog ich westwärts weiter, da sie aber mit Wechselpferden versehen waren, so verließen sie mich sehr bald, um die Reise allein fortzusetzen, obgleich wir in einer Gegend waren, die von feindseligen Wilden durchstreift ward. Als ich am folgenden Tage gegen Mittag einem Reitwege längs dem Rio Pecos unweit der Gränzansiedelungen folgte, begegnete ich einem Schäfer, den ich ungeduldig fragte, wie weit es nach San Miguel wäre. „O es ist ganz nahe," antwortete der Mann. „Seht Ihr nicht die Spitze der Ebene da? Es ist gleich dahinter." Diese willkommene Nachricht erfreute mich höchlich, da es mir bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft vorkam, als ob die Entfernung nicht über zwei bis drei Meilen sein könnte. „Está cerquita!" rief der Schäfer, als ich wegritt. „Ahora está V. allá — ganz nahe, bald werdet Ihr da sein."

Ich ritt so schnell, als ich es meinem abgematteten Pferde zumuthen konnte, in der Hoffnung, in San Miguel zu Mittag zu essen. Ich hielt jeden Hügelrücken, den ich umritt, für den letzten und schlenderte weiter, im Vorgenusse künftiger Erquickung, bis die Abendschatten sich ausbreiteten. Ich stieg in das Thal des Pecos hinab, das zwar enge, aber ungemein fruchtbar und reizend mit grünenden Feldern eingefaßt ist, zwischen welchen sehr viele Lehmhütten standen. Gegen acht Uhr hielt ich vor einer dieser Hütten an und fragte wieder: „Wie weit bis San Miguel?" Ein schwärzlicher Ranchero begrüßte mich wieder mit einem: „Está cerquita! Ahora está V. allá." Die Entfernung wurde genau mit denselben Worten angegeben, die der Schäfer acht Stunden vorher gebraucht hatte, aber ich hatte doch den tröstlichen Glauben, daß ich etwas näher gekommen wäre. Nachdem ich noch einige Meilen weit über eine holperige Straße gezogen war, erreichte ich endlich das lange gesuchte Dorf.

Am folgenden Tage miethete ich einen Mejicaner, um unseren Wagen Mehl zuführen zu lassen, da die Vorräthe unserer

Gesellschaft um jene Zeit abzunehmen begannen. Wir würden schon lange vorher einer Hungersnoth ausgesetzt gewesen sein, hätten nicht unsere Ochsen ausgeholfen, da wir seit dem Tage unseres ersten Zusammentreffens mit den Comanches keinen Büffel gesehen hatten. Einige unserer Ochsen waren in gutem Zustande, und da wir mehre unserer Gespanne entbehren konnten, so benutzten wir sie im Nothfalle zu Schlachtvieh, auch ein Vortheil, den Ochsengespanne auf diesen gefährlichen Reisen darbieten.

Am 25. Junius kam ich glücklich in Santa Fe an, ritt aber wieder zurück, um unseren Wagen entgegen zu gehen, die erst am 4. Julius die Hauptstadt erreichten. Wir wurden von dem Gouverneur Armijo nicht sehr günstig empfangen. Er hatte nicht lange vorher seine willkürliche Abgabe von 500 Dollars für jeden Wagen angeordnet, eine für uns sehr drückende Last, da wir viele grobe Waaren bei uns führten, die wir bloß in der Absicht, unsere Gesellschaft zu verstärken, mitgebracht hatten, um die Zahl unserer Wagen zu vermehren.

Diese kleinen Störungen im Geschäftverkehr vergaßen wir aber völlig in dem erfreulichen Gefühle, daß wir nach einer so langen und gefährlichen Reise glücklich angekommen waren. Bei der Beschaffenheit des Landes, das wir durchzogen hatten, und bei unserer Unkunde der örtlichen Verhältnisse waren wir ungemein glücklich gewesen. Es giebt gewiß wenig Beispiele, daß schwer beladene Wagen ohne Wegweiser durch eine unerforschte Wildniß geführt worden wären, und doch vollendeten wir die Reise ohne irgend ein bedeutendes Mißgeschick, ohne sehr schwierige Wege zu finden, ohne an Lebensmitteln oder Wasser Mangel zu leiden.

Wir hatten gehofft, daß uns nach unserer Ankunft wenigstens einige Tage zur Ruhe und Erholung vergönnt sein würden, da am Ende einer so langen Reise mit allen sie begleitenden Entbehrungen Erholung ein dringendes Bedürfniß war, aber es ward anders gefügt. Wir hatten kaum unsere Wohnungen

in der Stadt genommen, als ein gewaltiger Zwist zwischen dem Gouverneur Armijo und den Fremden *) in Santa Fe ausbrach, der auf kurze Zeit das Ansehen hatte, in offene Feindseligkeiten übergehen zu wollen. Ich will die Umstände mittheilen, die Anlaß dazu gaben. Im Winter 1837—1838 wurde ein wackerer junger Amerikaner von einigen Schurken in den Goldgruben ermordet, um ihn auszuplündern. Die Verbrecher wurden verhaftet und gestanden ihre Schuld, aber nach kurzer Zeit ließ man sie laufen, allen Grundsätzen der Gerechtigkeit oder Menschlichkeit zum Trotze. Um die Zeit unserer Ankunft aber wurden sie durch Vermittelung einiger Fremden wieder verhaftet, und auf die Bitte der Freunde des Ermordeten wurde von den Amerikanern in Santa Fe dem Gouverneur eine Schrift übergeben, worin die Ungerechtigkeit, die Mörder ihrer Landsleute straflos entkommen zu lassen, vorgestellt und gebeten wurde, die Verbrecher nach dem Gesetze zu behandeln. Der Gouverneur wollte die Sache als eine Verschwörung betrachten, und seine lumpige Miliz versammelnd, versuchte er die Bittsteller einzuschüchtern. Die Ausländer waren nun genöthigt, an ihre Vertheidigung zu denken, da sie sahen, daß Gerechtigkeit nicht zu erwarten war. Hätte Armijo bei seinem Vorsatze beharrt, so würde die Sache ernstliche Folgen gehabt haben, als er aber die Festigkeit der Verschwörer sah, ließ er sich entschuldigen, wollte ihre Beweggründe mißverstanden haben und versprach, die Gesetze gegen die Mörder gebührend vollziehen zu lassen.

Den Ausländern war an der Erfüllung dieses Versprechens nicht bloß aus Rücksichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit

---

*) Bei den Neu-Mejicanern sind die Ausdrücke Fremde und Amerikaner gleichbeutend, da die wenigen Bürger anderer Länder, die man dort antrifft, mit den Bürgern der Vereinigten Staaten zusammengestellt werden. Alle Ausländer sind dort als Amerikaner bekannt; südlich von Chihuahua aber heißen sie ohne Unterschied „Ingleses" (Engländer.)

viel gelegen. Erst einige Jahre vorher war ein anderer Amerikaner in derselben Gegend ermordet und beraubt worden, da aber die Behörden sich der Sache nicht annahmen, blieben die Thäter unentdeckt, und sollten diese Mörder nun der verdienten Strafe entgehen, so gab es in Zukunft keine Sicherheit für das Leben und Eigenthum der Amerikaner. Armijo's gebührende Vollziehung der Gesetze aber bestand darin, daß die Verbrecher einige Jahre in scheinbarer Haft waren, worauf sie ihre Freiheit wieder erhielten; aber sie waren während des größten Theiles jener Zeit nur die „criados sin sueldo“ (Diener ohne Lohn) des Gouverneurs, für welchen sie arbeiteten, als Vergeltung für das Geschenk ihres Lebens und ihrer Freiheit. Außer diesen waren auch andere Fremde in Neu-Mejico ermordet worden, und die Verbrecher ungestraft geblieben.

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Reise nach Chihuahua. — Zollamt=Plackereien. — Unsicherheit des Briefwechsels. — Städte ohne Häuser. — Die Todten=Tagereise. — Der Todten=See und die Todten=Quelle. — Sage der Maulthiertreiber. — Beschwerliche Furt. — Paso del Norte. — Anmuthiges Thal. — Der verschwindende Fluß. — Der Salz=See. — Ankunft in Chihuahua.

Nachdem wir die schweren Prüfungen des Zollamts bestanden und einige unserer Waaren in Dollars umgesetzt hatten, was uns mehre Wochen kostete, bereitete ich mich zum Aufbruch nach Chihuahua, wohin ein Theil unserer Waarenvorräthe bestimmt war. Ich mußte auf dieser Reise die Gesellschaft meines Bruders entbehren, der am Heimweh litt und zu seiner Familie zurückzukehren wünschte. „Wer Frau und Kinder hat," sagt Lord Bacon, „hat dem Schicksale Geißeln gegeben; denn sie sind Hindernisse großer Unternehmungen, sei es zum Guten oder zum Bösen." Menschen, die unter solchen Verpflichtungen liegen, passen gar nicht für das wechselvolle Leben eines Theilnehmers am Handel mit Santa Fe. Der häusliche Herd mit seinen heiligen und theueren Erinnerungen wird in der Stunde der Prüfung ihnen vorschweben, und fast bei jedem Schritte ihrer Reise werden wehmüthige Gedanken an häusliche Verhältnisse sie begleiten.

Ehe ich die neue Reise antrete, wird es angemessen sein, einige allgemeine Bemerkungen über die Eigenheiten des Handels

mit Chihuahua zu machen. Ich habe bereits gesagt, daß diejenigen, die nicht mit allen Verhältnissen bekannt sind, es auffallend gefunden haben, daß die Händler aus Missouri den Umweg über Santa Fe nehmen, statt gerade nach Chihuahua zu reisen, wohin doch der größte Theil ihrer Waaren bestimmt ist. Da aber das Departement Chihuahua erst in den letzten sechs bis acht Jahren einen Eingangshafen für ausländische Waaren erhielt, so wurde der Markt dieses Staatstheiles hauptsächlich von Santa Fe aus versorgt. Die Oeffnung der Häfen El Paso und Presidio del Norte hatte so wenig Einfluß auf das Handelsinteresse, daß der Verlust kaum fühlbar war, als Santa Ana's Verordnung sie wieder schloß.

Die Waaren werden aus den Häfen in das Innere des Landes auf eine ganz andere Art geschafft als in den Vereinigten Staaten. Es ist nicht genug, die langweilige Untersuchung in den Gränzzollämtern zu bestehen, wir müssen uns nicht nur einer Durchsuchung und wiederholten Bezahlung der Abgabe bei der Ankunft in dem Orte der Bestimmung unterwerfen, sondern unsere Ladung wird auch noch in jeder Stadt untersucht, die wir auf unserer Reise berühren müssen. Es würde nicht rathsam sein, von der Hauptstraße abzuweichen, um dieser tyrannischen Besteuerung zu entgehen, da nach den Landesgesetzen jede Ladung, die außerhalb des gewöhnlichen Straßenzuges, unvermeidliche Nothfälle abgerechnet, gefunden wird, der Einziehung unterliegt, selbst wenn sie mit den erfoderlichen Zollamtscheinen versehen ist.

Es giebt noch andere Gefahren und Zufälle, von welchen sich der unerfahrene Händler nichts träumen läßt. Vor seinem Aufbruche muß das Verzeichniß seiner sämmtlichen Waaren in's Spanische übersetzt werden, und von den in doppelten Exemplaren abgelieferten Uebersetzungen wird das eine im Zollamte aufbewahrt, während das andere, nebst der Guia, einer Art von Waarenpaß, von dem Händler mitgenommen wird. Der Händler kann in seiner Guia drei verschiedene Bestimmungorte angeben lassen und jeden derselben besuchen, aber keine anderen,

während in der Factur die größte Sorgfalt beobachtet werden muß, da das geringste Versehen, selbst ein zufälliger Schreibfehler, nach dem Buchstaben des Gesetzes die Einziehung der Waaren zur Folge haben kann. Die Guia ist nicht nur erfoderlich bei der Abreise aus den Hafenorten in das Innere des Landes, sondern auch unumgänglich nöthig für die sichere Fortschaffung von Waaren aus einem Departement der Republik in ein anderes, ja sogar die Ueberfahrt von Gütern aus einer Stadt in die andere, von einem Dorfe in das andere in demselben Departement, ist ganz gleichen Gefahren ausgesetzt und verlangt dieselbe ängstliche Genauigkeit in den auf die Sendung bezüglichen Urkunden. Selbst die Erzeugnisse der einheimischen Manufacturen sind diesen störenden Anordnungen unterworfen. Neu-Mejico hat keine innern Zollstätten und ist daher von diesen strengen Vorschriften frei, aber von Chihuahua südlich hat jedes Dorf seine Zollbeamten, so daß derselbe Waarenvorrath, ehe er vollständig verkauft ist, zuweilen wenigstens sechsmal den Binnenzoll bezahlt. Sich diese Guia zu verschaffen, welche so viel Beschwerlichkeit und Unruhe herbeiführt, ist keine leichte Sache. Ehe die Behörden eine Zeile auf das Papier schreiben, muß der Kaufmann sich einen Indossenten für die Tornaguia verschaffen, das heißt für ein Zeugniß von dem Zollamte, wohin die Ladung geht, daß die Waaren dort gehörig eingetragen sind. Wird diese Urkunde nicht binnen einer bestimmten Zeit eingeliefert, so ist der Indossent einer Strafe ausgesetzt, die dem Betrage der Abgabe gleich ist. Viele Unbequemlichkeiten und nicht wenig Gefahren werden auch durch die Unregelmäßigkeiten, ich möchte sagen, die Unsicherheit der Briefposten verursacht.

In Neu-Mejico giebt es keine Verkehrmittel der Art, außer auf dem Wege von Santa Fe nach Chihuahua, und diese sind sehr unregelmäßig und unsicher. Ehe die Indianer die Landstraßen in den Wildnissen so ganz in ihre Gewalt bekommen hatten, gingen die Briefposten zwischen jenen beiden Städten

von vierzehn zu vierzehn Tagen, jetzt aber gehen sie minder häufig und sind eigentlich nur Eilboten, die bei einer vorkommenden Gelegenheit abgesendet werden. Es giebt aber, außer der Furcht vor den plündernden Wilden, noch andere Ursachen, welche den Briefpostenverkehr in Neu-Mejico sehr unsicher machen, nämlich die Unredlichkeit der vorgesetzten Beamten. Personen, welchen die Postmeister oder die Machthaber abhold sind, müssen, wenn sie Briefe nach dem Süden absenden wollen, entweder auf eine Privatgelegenheit warten, oder ihre Briefe auf ein Postamt, das einzige außer Santa Fe in ganz Neu-Mejico, das über achtzig Meilen entfernt ist, abgehen lassen, um eine Untersuchung ihres Briefwechsels in der Hauptstadt zu vermeiden. Da überdieß der Postbote oft den Schlüssel des Brieffelleisens bei sich führt, weil es auf den zwischenliegenden Postämtern an gehörigen Einrichtungen fehlt, so erlaubt er nicht selten Jedem gegen ein kleines Geschenk, die Briefe zu untersuchen. Ich war einst Zeuge eines solchen Falles auf der Jornada del Muerto, wo ein ganzes Brieffelleisen auf dem Grase ausgeschüttet war, um von einem Neugierigen durchstöbert zu werden, der für diesen Genuß dem Postboten nicht mehr als einen Dollar bezahlte.

Die Verbrauchsteuer (**derecho de consumo**) ersetzt eine directe Steuer zur Erhaltung der Departements-Regierung und ist ohne Zweifel das lästigste, wo nicht drückendste Steuersystem, das zur Bestreitung von Verwaltungbedürfnissen ersonnen ward. Es hindert nicht nur die Handelswohlfahrt des Landes, sondern ist auch ein mächtiger Reiz zu Betrügereien. Die Landleute besonders nehmen ihre Zuflucht zu jeder heimlichen Verbindung, um dieser drückenden Last zu entgehen; denn alle Lebensmittel, die sie zu Markte bringen, Fische, Fleisch, Geflügel, wie Obst und Gemüse, sind mehr oder weniger besteuert, während eine andere Abgabe von den Waaren erhoben wird, die sie für den Ertrag ihres Verkaufes sich verschaffen. Diese mit Bestechungen so schön verbundene Einrichtung wird

aus dem Grunde beibehalten, weil man sie als Ersatz einer directen Besteuerung betrachtet, die für ein Uebel gilt, dem sich das „freie und unabhängige“ Volk Mejicos nie unterwerfen würde. Außer den kleinen Plackereien, die mit der Schlaffheit des Zollamtseinrichtungen verbunden sind, kann Niemand ohne Paß durch das Land reisen, was für den freigeborenen Amerikaner eine wahrhaft unerträgliche Beschwerde ist.

Als wir endlich mit all diesen quälenden Vorbereitungen fertig waren, machten wir uns am 22. August auf den Weg nach Chihuahua. Ich selber hatte nur sechs Wagen für diese Unternehmung geladen, da ich mich aber mit mehren anderen Handelsleuten in Verbindung setzte, so bestand unsere kleine Karawane aus vierzehn Wagen mit ungefähr vierzig Mann. Obgleich unser Weg durch das Innere von Nord-Mejico ging, so war es doch wegen der feindlichen Indianer, die den größten Theil der Gegend, durch welche wir ziehen mußten, unsicher machten, durchaus nöthig, in starken Karawanen zu reisen und keine der Sicherheitvorkehrungen zu ersparen, die in den Prairieen erfoderlich sind.

Die Straße, die wir zogen, ging die ersten hundert und dreißig Meilen durch die Ansiedelungen am östlichen Ufer des Rio del Norte.*) Wir mußten uns mit sehr einfachen Bequemlichkeiten begnügen, da auf dieser ganzen Strecke kein Wirthshaus irgend einer Art zu finden war. Vor unserer Abreise hatten wir uns mit Decken und Büffelhäuten zum Nachtlager versorgt, und waren darauf eingerichtet, selbst in den Dörfern unter freiem Himmel zu schlafen, denn in dieser trockenen und gesunden Luft geben die Reisenden sich selten die Mühe, Zelte aufzuschlagen.**) Wann ich aber allein oder nur mit

---

*) S. die Karte zum ersten Bande.

**) Wie dürftig aber auch unsere Nachtlager waren, unsere mejicanischen Maulthiertreiber waren noch weit schlechter versorgt. Es ist in der That überraschend, wie viel diese abgehärteten Menschen

einem oder zwei Gefährten reisete, habe ich stets viel Gastfreundschaft bei den Rancheros und Landleuten gefunden. Was für Sünden diese unwissenden Menschen auch zu verantworten haben mögen, zwei glänzende Tugenden müssen wir ihnen beilegen, Dankbarkeit und Gastfreiheit. Ich hatte nur, wie Andere, über eine sehr unangenehme Gewohnheit mich zu beklagen, die unter ihnen herrschend ist. Statt den Preis für die Dienste zu bestimmen, die sie dem Reisenden leisten, pflegen sie zu antworten: „Lo que guste," oder „Lo que le dé la gana" (was Euch beliebt, oder was Ihr geben wollet), da sie ohne Zweifel erwarten, daß der freigebige Reisende mehr spenden werde, als sie mit gutem Gewissen fodern könnten.

In ungefähr zehn Tagen erreichten wir die südlichsten Ansiedelungen der Neu-Mejicaner, und zwanzig bis dreißig Meilen weiter abwärts am Flusse kamen wir zu den Trümmern von Valverde. Dieses Dorf wurde vor etwa zwanzig Jahren in einem der fruchtbarsten Thäler des Rio del Norte angelegt. Es nahm schnell an Bevölkerung zu, bis ein Einfall der Navajos die Einwohner zwang, den Ort nach einem ansehnlichen Verluste an ihrer Habe zu verlassen, und das Dorf ist seitdem verödet. Das Flachland des Thales, das an vielen Stellen aus einem fruchtbaren angeschwemmten Lehme besteht, hat seit jener Zeit brach gelegen und wird wahrscheinlich vernachlässigt werden, bis der Geist der Gesittung seine wohlthätigen Einflüsse über diese Gegend verbreitet hat. Dieser Boden ist um so lohnender für den Anbau, da der Fluß die Bewässerung erleichtert, während es nur zu häufig geschieht, daß die besten Ländereien der Ansiedelungen aus Mangel an Wasser unfruchtbar bleiben.

Unser nächster erwähnenswerther Lagerplatz war Fray Cristóbal, der, wie viele andere längs der Straße, weder

---

ertragen können. Selbst im kältesten Winterwetter haben sie selten mehr als eine einzige Decke, das Sarape, das bei Tage als Mantel dient und in der Nacht ihr einziges Bett und Bettzeuch ist.

ein Flecken, noch ein Dorf, sondern nichts als eine einzelne Stelle am Ufer, eine Lagerstätte ist. Wir waren früher schon zu anderen gekommen und hörten unterwegs von Aleman, Robledo und einem Dutzend solcher Plätze sprechen, was den Fremdling zu der Meinung verleitet, die Straße sei mit blühenden Dörfern besetzt. Der Maulthiertreiber mahnt zur Eile. „Wir müssen San Diego vor Schlafenszeit erreichen.“ Wir reiten vielleicht mit verdoppeltem Eifer, in der Hoffnung, unser Nachtlager in einer Stadt zu halten, aber siehe! bei der Ankunft finden wir nur einen Platz, wo wir Wasser einnehmen und nicht Raum genug zur Weide für unsere Thiere sehen. So hat jeder Platz längs der Straße durch diese Wildniß, der als Lagerstätte dient, einen besonderen Namen erhalten, den jeder Maulthiertreiber kennt, welcher diesen Weg bereiset. Viele dieser Plätze, ohne die mindeste Spur von menschlichem Anbau, glänzen auf den gewöhnlichen Karten als Städte und Dörfer; aber es giebt von den früher erwähnten Ansiedelungen bis in die Nähe von El Paso, auf einer Strecke von beinahe zweihundert Meilen, nicht eine einzige, ausgenommen die in neuester Zeit angelegten.

Wir erreichten Fray Cristóbal am Abend, aber da wir hier an der Schwelle des berüchtigten Todtenweges (jornada del muerto) waren, so hielten wir es für rathsam, unsere Thiere bis zum folgenden Nachmittage ausruhen zu lassen. Die Straße, welche wir seither gezogen waren, geht zwar zuweilen über Hügelrücken und wellenförmiges Gelände, läuft aber meist am Ufer des Flusses und im eigentlichen Thalgrunde; bei Fray Cristóbal verläßt sie jedoch den Fluß und zieht sich gegen achtzig Meilen über ein hochliegendes Flachland an der Ostseite einer kleinen Bergkuppe hin, deren westlichen Fuß der gekrümmte Lauf des Rio del Norte umfängt. Die Felsenklippen, die von jenem Gebirge vorspringen, machen das östliche Ufer des Flusses fast ganz unzugänglich. Die gerade Straße über die Ebenen ist ganz ohne Wasser, und wir brauchten daher die Vorsicht,

unsere Tonnen in Fray Cristóbal zu füllen, das wir in den späteren Nachmittagstunden verließen. Es ist sehr vortheilhaft, durch diesen dürren Landstrich in den kühlen Abendstunden zu ziehen, da die Maulthiere weniger von Durst leiden und munterer gehen, besonders in der warmen Jahreszeit.

Früh am nächsten Tage erreichten wir den Todten-See (**Laguna del muerto**), wo wir auch nicht eine Spur von Wasser sahen. Dieser See ist nichts als eine Vertiefung in der Ebene von einigen Ruthen im Durchmesser, und nur in der Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Sümpfe, die nach einigen Geschichtschreibern in der Nähe sein sollen, sind nirgend zu finden, und in allen Richtungen sieht man nichts als das veste und trockenste Flachland. Es war oft, um den durstigen Thieren Wasser zu verschaffen, nothwendig, Halt zu machen und sie zur Todten-Quelle (**ojo del muerto**) zu treiben, fünf bis sechs Meilen westlich, mitten im Schooße des Gebirges, das zwischen uns und dem Flusse lag. Die Gegend ist einer der Lieblingsplätze der Apaches, wo mancher arme Maulthiertreiber einen frühen Tod gefunden hat. Der Weg zu der Quelle läuft zwei bis drei Meilen durch eine enge Schlucht, die auf beiden Seiten von schroffen Felsen eingefaßt ist, während die Klippen, die ihre finsteren Stirnen über den Abgrund vorstrecken, den mordgierigen Wilden zu blutigen Gräuelthaten einzuladen scheinen.

Nach einer unter den Maulthiertreibern umlaufenden Sage scheint die einzige in alten Zeiten bekannte Straße in der Gegend der Jornada sich in einer Krümmung auf dem westlichen Ufer des Flusses hingezogen zu haben. Um die Entfernung abzukürzen, unternahm es ein unerschrockener Reisender, diesen öden Landstrich in einem Tage zu durchwandern, weil er aber bei dem Versuche umgekommen war, hat die Straße den Namen „**La jornada del muerto**,“ des Todten Reise, oder genauer des Todten Tagreise, erhalten. So viel möchte gewiß sein, daß dieser gefährliche Paß vielen Reisenden in früheren Zeiten das Leben gekostet hat, und als wir Robledo, einen Lagerplatz

am Flusse erreicht hatten, wo wir Holz und Wasser in Ueberfluß fanden, waren wir höchlich erfreut, daß die öde Jornada für unsere Gesellschaft nicht ernstlichere Nachtheile gehabt hatte. Wir waren nun im Departement Chihuahua, da die Gränze zwischen demselben und Neu-Mejico nicht weit von Robledo läuft.

Noch immer waren wir mehr als sechzig Meilen oberhalb Paso del Norte, aber die Straße senkte sich nun in das Stromthal oder über die das Ufer begränzenden niedrigen Hügel hinab. Auf unserer Reise von hier bis El Paso kamen wir an den Trümmern mehrer Ansiedelungen vorbei, die, einst blühend und reich, durch die räuberischen Einfälle der Apaches verödet worden waren.

Am 12. September kamen wir zu der gewöhnlichen Furt des Rio del Norte, sechs Meilen oberhalb El Paso, da aber der Strom angeschwollen war, fänden wir es unmöglich, mit unseren Wagen überzusetzen. Der Leser wird ohne Zweifel mit Erstaunen hören, daß es nicht eine einzige Fähre auf diesem großen Flusse bis in die Nähe seiner Mündung giebt. Aber wie kommt man denn hinüber? Nun, neun Monate im Jahre ist er überall zu durchwaten, und bei Ueberschwemmungen bleibt Jedermann auf seinem Ufer oder schwimmt, denn selbst Boote sind sehr selten. Da wir aber unsere Wagen und Waaren nicht schwimmend hinüberschaffen, noch auch füglich auf das Fallen der Flut warten konnten, so hatten wir keine andere Wahl, als unsere Wagen abzuladen und die Waaren in einem kleinen Kahne hinüberzuschaffen, der gegen dreißig Fuß lang und zwei Fuß breit war. Wir waren so glücklich eine Stelle zu finden, die so seicht war, daß wir unsere leeren Wagen hinüber bringen konnten, aber ohne diesen glücklichen Zufall würden wir genöthigt gewesen sein, die Wagen aus einander zu nehmen, wie ich es früher gethan hatte, und sie in dem kleinen Kahne über den Strom zu bringen. Ein halber Wagen kann auf diese Weise auf einmal hinüber gebracht werden, wenn man ihn sorgfältig

auf dem Kahne in's Gleichgewicht stellt, aber man ist allerdings der Gefahr ausgesetzt, auf der Ueberfahrt umzuwerfen.

Dieser Strom macht, selbst wenn er durchwatet werden kann, oft große Beschwerden, da er, wie der Arkansas, viel Triebsand führt. Es giebt Stellen, wo ein Wagen, der am Ufer stehen bleibt, in einem Augenblicke tief einsinkt. Man hat sich wohl genöthigt gesehen, die Maulthiere bei den Ohren herauszuziehen und die Waarenballen, einen nach dem anderen, und die Wagen stückweise aus dem Schlamme heraufzuholen.

Am 14. September erreichten wir die Stadt El Paso del Norte*), die nördlichste Ansiedelung im Departement Chihuahua. Hier ward unsere Ladung von einem finsteren und mürrischen Beamten untersucht, und wir mußten fürchten, daß er bei dem geringsten Anscheine einer Unregelmäßigkeit in unseren Papieren unsere Güter mit Beschlag belegen werde, aber trotz unseren bangen Ahnungen bestanden wir die Probe ohne Schwierigkeit.

Das Thal El Paso soll gegen 4000 Einwohner haben, die an dem westlichen Ufer auf einer Strecke von zehn bis zwölf Meilen zerstreut sind. Diese Ansiedelungen sind so dicht mit Weingärten, Obstgärten und Getreidefelder untermischt, daß sie mehr das Ansehen einer Pflanzung als einer Stadt haben, und eigentlich verdient nur ein kleiner Theil am oberen Ende des Thales, wo die „plaza publica" (Marktplatz) und die Pfarrkirche sich befinden, diesen Namen. Zwei bis drei Meilen oberhalb der Plaza zieht sich ein Damm von Steinen und Reisholz durch den Fluß, um die Strömung in einen Kanal zu leiten, der bei

---

*) Die Amerikaner nennen den Ort oft **The pass.** Angeblich ist der Name daher entstanden, daß die Flüchtlinge bei der Metzelei im Jahre **1680** dahin gezogen sind; man leitet jedoch die Benennung wohl richtiger von dem Umstande ab, daß der Fluß gleich oberhalb der Stadt durch zwei vorspringende Bergspitzen sich zieht — **el paso del Rio del Norte.**

niedrigem Wasserstande fast die Hälfte des Wassers zum Zwecke der Bewässerung durch dieses gut angebaute Thal führt. Wir wurden hier mit den schönsten Früchten bewirthet, und besonders waren die Trauben von dem köstlichsten Geschmacke Die Einwohner bereiten daraus einen sehr angenehmen Wein, der dem Malaga ähnlich ist. Aus derselben Frucht wird auch ein Branntwein destillirt, der zwar schwach, aber von lieblichem Geschmack ist. Diese Getränke heißen bei den Amerikanern „pass wine" und „pass whiskey", und sie sind ein vortheilhafter Handelsartikel, der auf die Märkte von Chihuahua und Neu-Mejico geführt wird. *)

Wie ich bereits erwähnt habe, läuft die Straße von Santa Fe nach El Paso zum Theil längs dem Ufer des Rio del Norte, oder über die angränzenden Hügel und Ebenen, aber die Sierra, welche die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Rio Pecos bildet, war immer zu unserer Linken sichtbar. An einigen Stellen theilt sich dieses Gebirge in abgesonderte Rücken, deren einer „Sierra Blanca" (das weiße Gebirge) heißt, weil er bis spät in den Frühling mit Schnee bedeckt ist und ganz wie eine glänzende weiße Wolke aussieht. Weiter südlich erhebt sich eine malerische Höhe, „los organos" genannt, eine ungeheuere Klippe von Basaltsäulen, die einige Aehnlichkeit mit Orgelpfeifen haben, woher der Name kommt. Diese beiden Gebirge sind als Schlupfwinkel der gefürchteten Apaches berüchtigt.

Die Gebirge nördlich von El Paso sind meist mit Fichten, Cedern und einer zwerghaften Eichenart bedeckt. In den Thä-

---

*) In ganz Neu-Mejico wird sehr wenig eigentlicher Branntwein (aguardiente) bereitet. Es befand sich in der ganzen Provinz nicht eine einzige Brennerei, außer den von Amerikanern vor etwa zwanzig Jahren angelegten. Seitdem hat man viel Branntwein hier bereitet, besonders in der Gegend von Taos, und zwar meist von Weizen, als der wohlfeilsten einheimischen Körnerfrucht.

lern findet man den Baumwollenbaum und zuweilen den Mezquite, der aber selten höher hinauf als in den untern Ansiedelungen von Neu-Mejico vorkommt. In der unmittelbaren Nähe von El Paso giebt es eine Holzart „tornillo“ (Schraubenholz) genannt, von dem schraubenförmigen Samengehäuse, das zwar verschieden an Gestalt, der Fruchthülse des Mezquite aber an Geruch ähnlich ist. Die Ebenen und Hochlande haben meist den Charakter der Prairieen und sind nicht wesentlich verschieden von denjenigen in ganz Nord-Mejico, die fast überall von Holz entblößt sind.

Eine der nützlichsten Pflanzen für die Bewohner von El Paso ist die Lechuguilla, die auf den Hügeln und den Bergabhängen in der Nähe und in vielen anderen Gegenden weiter südlich häufig vorkommt. Sie hat Stengel, wie die Palmilla, welche zerdrückt, abgeschabt und gewaschen, sehr starke Fibern geben, wie das gewöhnliche Manilla-Seegras, und eben so gut zur Verfertigung von Stricken und zu anderen Zwecken gebraucht werden können.

Nachdem wir El Paso verlassen hatten, lief unser Weg westwärts vom Flusse, da die Stadt Chihuahua noch gegen hundert Meilen westlich lag. Ungefähr dreißig Meilen weiter erreichten wir Los Médanos, eine ungeheuere Reihe von Sandhügeln, durch welche der Weg gegen sechs Meilen weit geht. Wir mußten, da Gespanne nicht im Stande sind, beladene Wagen durch diese Sandgegend zu ziehen, Maulthiere in El Paso miethen, auf welchen wir unsere Waaren fortschafften. Auf diesen Sandhügeln findet man an vielen Stellen nicht eine Spur von Pflanzenwuchs. Die Straße windet sich durch die niedrigsten Schluchten zwischen den Hügeln. Dieser Theil des Weges wird noch unangenehmer und beschwerlicher durch großen Wassermangel. Wenn man El Paso verlassen hat, findet man in einer Entfernung von mehr als sechzig Meilen nichts als zwei stinkende Quellen oder Lachen, deren Wasser nur die

Noth erträglich machen kann. Ein wenig weiter hinaus fanden wir jedoch ganz unerwartet einen Ueberfluß von Wasser. Als wir eben an dem See Patos vorüberzogen, sahen wir mit Erstaunen, daß die Straße vor uns von einer ungeheueren, rasch strömenden Wassermasse überschwemmt war, als ob plötzlich ein großer Fluß durch Zauberkunst entstanden wäre. Es währte lange, ehe wir das Geheimniß erklären konnten. Endlich entdeckten wir, daß vor kurzer Zeit die Flüsse, die dem See Patos Wasser zuführen, ausgetreten waren. Wir mußten uns mehre Stunden durch den Schlamm arbeiten, ehe wir hinüber kamen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Acequia unterhalb Carrizal, ein kleines Dorf mit ungefähr vierhundert Einwohnern, das jedoch nicht unmerkwürdig als eine Veste (presidio) ist, in welcher eine Kompagnie Soldaten liegt, um das Land gegen die Räubereien der Apaches zu schützen, die aber deßungeachtet nicht aufhören, die Ranchos in der Umgegend zu verwüsten und selbst im Angesichte der Veste zu plündern.

Ungefähr zwölf Meilen südlich von Carrizal giebt es eine sehr angenehme warme Quelle, Ojo Caliente genannt, wo wir am nächsten Tage ankamen. Ein ungefähr dreißig Fuß langes und halb so breites Becken ist tief und warm genug, um in allen Jahreszeiten ein ungemein erquickendes Bad zu gewähren. Es scheint bei dieser Quelle eine bemerkenswerthe Naturerscheinung im Spiele zu sein. Ohne Zweifel kommt sie aus dem kleinen Flusse Cármen, der eine halbe Meile davon vorüberfließt und endlich in den See Patos fällt. Das gesammte Wasser dieses Flusses verschwindet mehre Meilen oberhalb der warmen Quelle im Sande, und es würde ein interessanter Gegenstand der Untersuchung für den Geologen sein, welche Erdarten ihm in seinem unterirdischen Laufe jenen hohen Wärmegrad geben, mit welchem er in jener Quelle hervorbricht.

Der Fluß Cármen hat gewöhnlich ein ganz wasserarmes Bett, war aber ein sehr heftiger Strom, als wir darüber setzten. Wir fanden keinen merkwürdigen Gegenstand, bis wir die Laguna de Encinillas erreichten. Dieser See ist zehn bis zwölf Meilen lang und ungefähr drei Meilen breit, und hat, wie es scheint, selbst bei den größten Ueberschwemmungen keinen Ausfluß, obgleich er durch mehre kleine, beständig fließende Flüsse von den umliegenden Bergen genährt wird. Das Wasser dieses Sees ist während der trockenen Jahreszeit so stark mit widrigen und bitteren Salzen geschwängert, daß es Menschen und Thieren ganz ungenießbar ist. Der vorherrschende dieser schädlichen Bestandtheile ist ein Laugensalz, das dort unter dem Namen Tequesquite bekannt ist. Auf dem hochliegenden Flachlande in ganz Nord-Mejico sieht man es oft auf der Oberfläche sumpfiger Gegenden hervorbrechen, wo es eine grauliche Kruste bildet, die häufig in den Seifensiedereien und zuweilen auch von den Bäckern gebraucht wird, um das Brot aufzutreiben. Wir hatten hier einen neuen Beweis von den ängstigenden Wirkungen der neuesten Ueberschwemmung, da die Straße mehre Meilen weit längs dem Ufer des Sees völlig überfluthet war. In der Stadt Chihuahua aber waren die Folgen der Fluth besonders verderblich gewesen. Einige geringere Gebäude von Lehmziegeln *) waren so sehr von der Feuchtigkeit durchnäßt, daß sie zusammenstürzten, wobei mehre Menschen umkamen.

Das Thal „Encinillas" ist sehr ausgedehnt und fruchtbar und enthält eines jener prächtigen Landgüter, die weiter südlich so häufig gefunden werden und unter dem Namen „Haciendas" bekannt sind. Es giebt hier viele vortreffliche Weiden und Rindvieh aller Art. In früheren Zeiten, ehe die Apaches das Land so ganz verwüstet hatten, glichen die in diesem schönen Thale weidenden Heerden den Büffeln in den Ebenen, da sie

---

*) Siehe Bd. I. S. 129.

fast eben so wild und meist auch von dunkler Farbe waren. Viele Eigenthümer dieser herrlichen Meiereien sind stolz darauf, einen Viehstand von gleicher Farbe zu halten; so haben einige schwarzes, andere rothes, andere weißes Vieh, oder von jeder anderen Schattirung, die dem Eigenthümer gefällt.

Als wir uns der Stadt Chihuahua näherten, glich unsere Gesellschaft mehr einem Leichenzuge als einem Haufen von unternehmunglustigen Männern, die dem vollen Genusse fröhlicher Hoffnungen und der Erfüllung goldner Träume entgegen gehen. Jedermann fürchtete sich vor der Behandlung, die wir von den Zollbeamten zu erwarten haben konnten. Ich selber hatte die Plackereien und Prüfungen nicht vergessen, die ich im Jahre 1837 bei einer ähnlichen Gelegenheit erfahren mußte. Zu unserem Erstaunen und unserer Freude aber wurden wir bei unserer Ankunft mit einer fast unbegreiflichen Milde behandelt. Wir fanden aber den Zauber, der zu unsern Gunsten wirkte, sehr einfach, so bald wir Aufschluß darüber erhielten. Im verflossenen Frühlinge war eine Karawane von Chihuahua auf geradem Wege nach den Vereinigten Staaten gezogen und wurde täglich zurückerwartet. Die Zollbeamten hatten sich bereits durch gewisse mächtige Gründe verpflichten lassen, die Eigenthümer der Karawane mit ausgezeichneter Gunst zu empfangen, und der Vorstand des Zollamtes erwartete ein Geschenk an Waaren. Hätte man uns mit der gewöhnlichen Strenge behandelt, so würde der Abstich gar zu grell gewesen seyn.

Wir erreichten Chihuahua nach einer Reise von vierzig Tagen am 1. October mit schwerer beladenen Wagen, als wir bei der Abreise aus den Vereinigten Staaten gehabt hatten. Die Entfernung von Santa Fe nach Chihuahua ist 550 Meilen, indem man 320 bis Paso del Norte und 230 von da bis Chihuahua rechnet. Der Weg von El Paso südlich ist meist vest und schön, mit Ausnahme der beschriebenen Sandhügel, und wird nur unangenehm durch die Seltenheit und

den zuweilen vorkommenden schlechten Geschmack des Wassers. Die Straße zieht sich über eine Hochebene zwischen vielen abgesonderten Rücken niedriger Berge, gleichsam Ausläufern des Hauptstocks der Cordilleras hin, die in beträchtlicher Entfernung westwärts liegen. Die meisten dieser ausgedehnten Ebenen haben zwar an vielen Stellen einen Boden von fruchtbarem Ansehen, können aber, wegen ihrer natürlichen Trockenheit und bei dem gänzlichen Mangel an Wasser zur Bewässerung, für den Ackerbau nicht gewonnen werden.

Fünfter Abschnitt.

Abstecher nach Aguascalientes. — Handel im Südlande und Jahrmärkte. — Hacienda de la Zarca. — Perennirende Baumwolle. — Abgaben für Wasser und Weide. — Das Kirchendorf. — Stadt Durango. — Scorpione. — Wachsendes Negerthum. — Räuberkünste. — Badescene in Aguascalientes. — Mejicanischer Maulthierbeschlag. — Ein Freund in der Noth. — Stadt Zacatecas. — Santa Ana's leichter Sieg. — Fehde unter den Machthabern in Durango. — Rückkehr nach Chihuahua. — Charakter des südlichen Landes. — Besuch der Bergwerk-Stadt Jesus-Maria. — Schwierige Straßen. — Grube Santa Juliana. — Merkwürdige Bergwerkarbeiten. — Barras de Plata — Der Silberhandel.

Ein kurzer Bericht von einer Reise nach Aguascalientes im Inneren des nördlichen Mejico, die ich im Jahre 1835 machte, möge hier einen Platz finden, da ich ihn früher in der chronologischen Ordnung nicht füglich mittheilen konnte. Der Handel nach den südlichen Gegenden ist ein sehr wichtiger Theil des einheimischen Verkehrs, bei welchem sowohl Ausländer als Eingeborene stets betheiligt sind. Die meisten Kaufleute in Chihuahua pflegen sich mit mejicanischen Fabrikwaaren aus den Manufacturen zu Leon, Aguascalientes und anderen Fabrikorten in den südlicheren Theilen der Republik zu versehen. Zu gewissen Zeiten im Jahre werden dort Ferias (Märkte) gehalten, welche Verkäufer und Käufer in großer Anzahl besuchen. Es giebt acht bis zehn solcher Jahrmärkte in der Republik, deren jeder gewöhnlich

eine Woche oder länger dauert. Ich ward eben so sehr durch den Wunsch, die sonnigen Gegenden des Südlandes zu sehen, als durch Handelszwecke bestimmt, die Reise zu unternehmen.

Ich verließ Chihuahua am 26. Februar 1835. Unsere Gesellschaft bestand aus vier Personen, und wir hatten zwei leere Wagen bei uns, so daß wir so wenig als unsere Baarschaft und unsere Silber-Barren, das einzige versendbare Landesgeld, gegen die Räuberbanden geschützt waren, die den Theil unseres Weges südlich von Durango zu allen Zeiten unsicher machen. Von Chihuahua bis zu jener Stadt wurde die Straße noch gefährlicher durch die beständigen Feindseligkeiten der Indianer.

Am 7. März erreichten wir jedoch ohne einen ungünstigen Zufall Cerro Gordo, die nördlichste Ansiedelung des Departements Durango, und am folgenden Tage La Zarca, das ansehnlichste Dorf einer der ausgedehntesten Haciendas in dem nördlichen Landestheile. Der Viehstand dieses Gutes ist so groß, daß einst, wie man sagt, der Eigenthümer die ganze Besitzung in der Art zum Verkauf ausbot, daß für jedes Stück Vieh nur funfzig Cents bezahlt werden sollten und doch niemand im Stande oder geneigt war, die erfoderlichen Geldmittel aufzubringen, um das Anerbieten anzunehmen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß, wenn je ein solches Anerbieten gemacht wurde, der Eigenthümer die Absicht hatte, sein gesammtes Vieh, Ratten und Mäuse, Gewürm und Insecten, kurz alles Kleinvieh auf seinem Gute, in die Foderung einzuschließen. Dieses Gut umfaßt ein Gebiet von vielleicht hundert Meilen Länge und enthält mehre blühende Dörfer.

Zwei Tage nachher kamen wir an den Rio Nazas, einen schönen kleinen Fluß, der sich in den See Cayman *) ergießt.

*) Die zahlreichen kleinen Seeen im Innern Mejicos, die keinen Ausfluß haben und doch beständig von Flüssen genährt werden, sind eine für die Bewohner feuchter Himmelsgegenden sonderbare Er-

Rio Nazas ist berühmt wegen seiner Baumwollenpflanzungen, die bei der Milde des Klimas zuweilen nur alle drei bis vier Jahre frisch angelegt werden. Die leichten Winterfröste zerstören gewöhnlich nur den oberen Theil des Stengels, so daß die Wurzel perennirend ist. — Ungefähr fünf und zwanzig Meilen weiter kamen wir zu dem Bergwerk-Dorfe La Noria, wo wir Wasser für unsere Maulthiere kaufen mußten, eine Ausgabe neuer Art für den reisenden Amerikaner, worüber er aber kaum klagen kann, da das Wasser mit großer Beschwerde aus Brunnen geschöpft werden muß. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß die Eigenthümer der Haciendas eine Vergütung für das Gras fodern, das die Maulthiere der Reisenden auf den offenen Ebenen gefressen haben, eine in Neu-Mejico ganz unerhörte Erpressung.

Unser nächster Lagerplatz war Cuencamé, das man das Kirchendorf nennen könnte, da es bei einer sehr schwachen Bevölkerung doch fünf bis sechs Kirchen hat. Ich hatte Geschäfte in Durango, das ungefähr funfzig Meilen westlich von der südlichen Landstraße liegt, und nahm den geraden Weg nach dieser Stadt, wo ich am 16. März ankam. Durango ist eine der schönsten Städte im nördlichen Mejico und hat gegen 20,000 Einwohner. Sie liegt in einer Ebene, auf allen Seiten von niedrigen Bergen eingeschlossen, und hat zwei bis drei hübsche Freiplätze mit vielen schönen Gebäuden und einigen wahrhaft prächtigen Kirchen. Die Stadt wird aus einem, einige Meilen entfernten Quell durch mehre offene Wasserleitungen mit Wasser zur Bewässerung der Gärten und zu anderen gewöhnlichen Zwecken versorgt; da diese aber durch hineingeworfene Abfälle verunreinigt werden, so nehmen die Einwohner, die es

---

scheinung. Aber in jenen hohen trockenen Gegenden geht so viel Wasser im Sande und noch mehr durch Verdünstung verloren, daß, außer bei ungewöhnlichen Ueberschwemmungen, kein bedeutendes Steigen des Wassers in den Seen vorkommt.

bezahlen können, ihr Wasser zum Trinken und Küchengebrauche von den Wasserverkäufern, die es gewöhnlich in großen Krügen auf Eseln aus dem Quelle holen und in die Stadt bringen.

Durango ist die erste nördliche Stadt, wo man jene mannigfaltigen tropischen Früchte findet, wegen welcher das südliche Mejico mit Recht berühmt ist. Es war zwar außer der eigentlichen Jahreszeit, aber der Markt angefüllt mit den köstlichsten und erlesensten Erzeugnissen dieser Art. Die Maguey, aus welcher man das beliebte Getränk Pulque *) bereitet, wird nicht nur häufig im Felde angebaut, sondern wächst auch wild überall in den Ebenen. Es war eben die eigentliche Pulque-Zeit, und man sah Hunderte von Karren mit Krügen und Bechern, die diesen beliebten Trank vom süßesten ungegohrenen Zustande bis zu einem ciderartigen Getränke enthielten. Das unablässige Geschrei: „Pulque! Pulque dulce! Pulque bueno!" mischte sich mit dem gellenden und mißtönenden Rufe der Fruchtverkäufer und verursachte einen so wilden Lärm, daß niemand sein eigenes Wort hören konnte.

Durango ist auch berühmt als das Hauptquartier der ganzen Scorpionen-Familie. Im Frühlinge besonders werden die Häuser so sehr von diesen giftigen Insecten heimgesucht, daß

---

*) Aus dem Pulque wird auch ein Branntwein, Mezcal genannt, destillirt. Die Maguey (Agave americana) wird auch häufig zu Hecken benutzt und giebt nicht nur wohlfeile Einfriedigungen, sondern wird auch durch den Ertrag an Pulque einträglich. Dient sie nicht mehr zu diesem Zwecke, so wird der Pulque-Stengel durch Rösten in ein angenehmes Nahrungmittel verwandelt, während die Fibern nach gehöriger Zubereitung zu Stricken, Beuteln und dergleichen verwendet werden, die den aus gewöhnlichem Seegrase verfertigten gleichen, wiewohl die Fibern feiner sind. Es giebt eine Maguey-Art, die aber keinen Pulque liefert, deren Fibern, unter dem Namen Pila bekannt, fast so fein als Hanf sind und gewöhnlich als Zwirn für Schuhe, Sattlerwerk und andere Arbeiten benutzt werden.

viele Leute sich mit einer Art von Moskito-Schirm helfen müssen, um ihre Betten während der Nacht dagegen zu schützen. In der Absicht, die Stadt von dieser furchtbaren Plage zu befreien, hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche eine Belohnung von einem Cuartillo (drei Cents) für jeden an sie abgelieferten Scorpion (alacran) bezahlt. Durch den Gewinn gelockt, stellen die müssigen Buben in der Stadt den Insecten immer nach, so daß jährlich eine unermeßliche Anzahl dieser öffentlichen Feinde gefangen und getödtet wird. Der Körper dieses Insects hat den Umfang einer mittelgroßen Spinne mit einem, etwa zwei Zoll großen Schwanze, an dessen Ende sich ein Stachel befindet, der so giftige Wunden macht, daß oft Kinder daran sterben und Erwachsene große Schmerzen erleiden. Die sonderbarste Eigenheit dieser Scorpione ist, daß sie weit gefahrloser in den nördlichen als in den südlichen Gegenden sind, und dieß erklärt zum Theil die von dem Kapitän Pike mitgetheilte Angabe, daß selbst die Scorpione von Durango viel von ihrem Gifte verlieren, so bald man sie einige Meilen von der Stadt entfernt.

Wir waren zwar sehr gut bewaffnet, man erzählte mir aber so viele furchtbare Geschichten von Räubereien, die fast täglich auf den südlichen Straßen vorkommen sollten, daß ich vor der Abreise von Durango mich entschloß, meiner Schutzwehr einen jener furchtbaren einheimischen Hunde beizufügen, die für Reisende in meiner Lage besonders nützlich sind. Als ich meinen Wunsch einem freien Neger aus den Vereinigten Staaten, Namens Georg, verrieth, empfahl er mir einen Zollbeamten, seinen ganz besonderen Freund, bei welchem ich den gewünschten Hund finden könnte. Ich ging mit dem Neger zu dem Manne, und wir wurden in ein hübsches Zimmer geführt, wo wir zwei bis drei wohl gebildete Frauen fanden, die sich mit Tagesgesprächen unterhielten. Eine von ihnen, die Gattin des Zollbeamten, wie es schien, und eine recht liebliche Frau, erhob sich sogleich, grüßte mit großer Höflichkeit den „Señor Don

Jorge" und lud ihn zum Niedersetzen ein, während ich in meiner stehenden Stellung gar nicht beachtet wurde. Georg schien sehr verlegen zu sein, da er die Gewohnheiten und Sitten seines Vaterlandes noch nicht ganz vergessen hatte und auch noch jetzt den Amerikanern nicht nur Ehrerbietung, sondern sogar Demuth zu bezeigen gewohnt war. Er lehnte daher die angebotene Auszeichnung ab und bemerkte, daß „el Señor" bloß in der Absicht gekommen wäre, ihren Hund zu kaufen. Die junge Frau zeigte auf eine Hundehütte in einer Ecke, und der erste Anblick des grimmigen Thieres sagte mir, daß ich den Begleiter gefunden hatte, den ich wünschte. Ich zahlte zehn Dollars, den bedungenen Kaufpreis, ging mit Verbeugungen hinaus und fühlte, wie unbedeutend ich diesen schönen Frauen in Vergleichung mit der Herrlichkeit meines schwarzen Begleiters vorkommen mochte. Die Reisenden aber wundern sich nicht mehr über die Beliebtheit der Neger im nördlichen Mejico. War ich erstaunt über die Aufmerksamkeit, womit Don Jorge von einer weißen Frau behandelt wurde, so erhielt ich bald nachher noch mehr Veranlassung zum Erstaunen. Als der Neger neben meinem Wagen schlenderte, näherte sich ein klug aussehender junger Bursche und übergab ihm eine Atlas-Halsbinde, indem er im Namen seiner Schwester, der Frau des Zollbeamten, die Hoffnung aussprach, Georg würde diese von ihrer eigenen Hand gearbeitete Kleinigkeit als ein Zeichen ihrer besonderen Achtung annehmen. Aber ungeachtet dieser Beweise von Auszeichnung — um nicht einen härteren Ausdruck anzuwenden — wünschte Georg eifrig, in meine Dienste zu treten, in welcher Art es auch immer sein möchte, da er gefunden hatte, daß solche Ehrenbezeigungen ihm keineswegs seinen Lebensunterhalt sichern konnten. Ich konnte seine Dienste nicht brauchen.

Am 22. März verließen wir Durango, und nach einigen Tagen waren wir wieder auf der Heerstraße, die von Chihuahua nach Zacatecas führt. Ich erinnerte mich nun all der furchtbaren Räubergeschichten, die ich gehört hatte, und betrachtete mit arg-

wöhnischen Blicken jeden Menschen, der mir auf der Straße begegnete. Alle Reisenden sind bewaffnet, und es ist unmöglich, sie von Räubern zu unterscheiden,*) so daß der argwohnlose Händler sehr oft von demselben Manne, mit welchem er in anscheinender Vertraulichkeit gereiset ist, angegriffen und entweder auf der Stelle ermordet oder mit dem Lazo vom Pferde gerissen und ausgeplündert wird.

Man hat mir versichert, daß es im ganzen Lande einen regelmäßigen Banditen-Verkehr giebt, bei welchem oft einige der angesehensten Staatsbeamten, besonders vom Richterstande, betheiligt sind. Es wird ein Kapital durch Actien aufgebracht, wie zu irgend einer anderen Unternehmung; Banditen werden ausgerüstet, an bestimmte Orte gewiesen, wo sie wirken sollen, und zu bestimmten Zeiten im Jahre wird den Actien-Inhabern eine regelmäßige Dividende ausgezahlt. Man kann sich daher nicht wundern, daß diese Herren fast überall im Lande Straflosigkeit genießen. Während meines Aufenthaltes in Durango kam ein wohl gekleideter Caballero oft in unsere Herberge, den mein Wirth mir als einen berüchtigten Räuber bezeichnete. „Hütet Euch vor ihm," sprach der ehrliche Mann, „er will Euere Angelegenheiten auskundschaften." Und so war's. Mein Maulthiertreiber sagte mir, der Kerl hätte versucht, ihm unsere Verhältnisse und Bestimmung zu entlocken. Und dieser Mensch durfte nicht nur ungehindert von den Behörden umherschleichen, sondern schien auch mit vielen angesehenen Beamten in der Stadt auf vertrautem Fuße zu stehen. Trotz allen unseren Besorgnissen erreichten wir den Ort unserer Bestimmung ohne irgend einen Zufall, der uns Stoff zu Klatschereien hätte geben können.

---

*) Reisende auf den Landstraßen sind nicht nur bis an die Zähne bewaffnet, sondern tragen auch ihre Waffen offen. Selbst meine Fuhrleute führten ihre Gewehre und Pistolen auf dem Sattelknopfe bei sich. In der Nacht, wo wir uns gewöhnlich im Freien lagerten, legten wir sie unter den Kopf oder an die Seite.

Die Stadt Aguascalientes liegt reizend in einer Ebene und scheint gegen 20,000 Einwohner zu enthalten, die sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Rebozos *) und anderen, meist baumwollenen Geweben beschäftigen. Sobald ich Muße genug hatte, besuchte ich die berühmte warme Quelle (ojo caliente) in der Vorstadt, von welcher die Stadt ihren wohllautenden Namen hat. Ich ging an der Acequia hinauf, die zur Quelle führt und aus einem vier bis fünf Fuß breiten Graben besteht, durch welchen ein drei bis vier Fuß tiefer Strom fließt. Das Wasser hatte jenen angenehmen Wärmegrad, der ein gutes Bad gewährt. Ich hatte die Absicht zu baden, aber überall stieß ich nach einigen Schritten auf Männer, Weiber und Kinder, die sich in den Graben getaucht hatten, und als ich bei dem Becken ankam, war es so voll von jungen Mädchen und erwachsenen Frauen, die unbefangen wie Enten plätscherten, daß ich mir die lange versprochene Erquickung versagen mußte.

Es war anfänglich meine Absicht gewesen, meine Reise bis Leon fortzusetzen, einer anderen Manufactur-Stadt, die siebzig bis achtzig Meilen von Aguascalientes entfernt ist; als ich aber erfuhr, daß Santa Ana mit einem starken Heerhaufen auf seinem Wege nach Zacatecas, wo er einen Aufstand dämpfen wollte, dort angekommen war, hatte ich wenig Lust, meine Wanderungen weiter zu erstrecken. Sobald ich in kurzer Zeit meine Einkäufe gemacht hatte, war ich nach einigen Tagen wieder bereit, nach dem Norden aufzubrechen.

Es war nothwendig, meine Maulthiere beschlagen zu lassen, um sie für die beschwerliche Reise, die vor mir lag, in Stand zu setzen, wiewohl diese Vorsicht im nördlichen Mejico selten, weder bei Maulthieren noch bei Pferden, angewendet wird. Diese Thiere haben in Mejico, theils wegen der Eigenheiten ihres Stammes, noch mehr aber ohne Zweifel wegen der Trocken-

---

*) Siehe Bd. I. S. 136.

heit des Klimas, ungewöhnlich harte Hufe. Viele ziehen wochenlang, ja selbst Monate hindurch, über die vesten, oft felsigen Straßen *), die Saumthiere mit schweren Lasten, ohne einen anderen als den von der Natur verliehenen Schutz für ihre Füße. Die Mehrzahl meiner Thiere war jedoch ein wenig weichhufig, und ich entschloß mich, mejicanische Hufschmiede zu dingen, welche nach ihrer eigenthümlichen Weise die Thiere beschlagen mußten. Wie beinahe alle Manufactur-Arbeiten der Mejicaner, sind auch ihre Maulthierbeschläge von ziemlich roher Art, breite dünne Platten, mit großen dickköpfigen Nägeln bevestigt. Aber die Geschicklichkeit der Hufschmiede ersetzte zum Theil die Mängel ihrer Arbeit. Mochte das Maulthier noch so wild und tückisch sein, ein Gehilfe hob ihm augenblicklich den Fuß auf und machte das Thier wehrlos, und der Hufschmied trieb mit einem einzigen Schlage, gewöhnlich auf Armlänge, einen Nagel ein, während der Gehilfe den Fuß hielt. So war nicht halb so viel Zeit, als sonst zu einem solchen Geschäfte gebraucht wurde, nöthig, mehr als zwanzig der widerspänstigsten Thiere zu beschlagen, ohne das gewöhnliche Mittel in solchen Fällen, die Thiere niederzuwerfen.

Als das Beschlagen vollendet war, trat ein Mann, der sich als einen Beamten auswies, in die Hürde und sagte mir sehr höflich, daß die Regierung die Maulthiere zur Fortschaffung von Soldaten nach Zacatecas brauchte. „Man wird sie morgen in den Nachmittagstunden holen," fuhr er fort, „laßt sie nicht wegschaffen." Ich mußte mich natürlich diesem Befehle fügen, da ich wußte, daß alle Vorstellungen vergeblich sein würden; aber ich war vest entschlossen, in ziemlicher Entfernung auf der

*) Einige dieser Straßen in den Ebenen haben zwar nur einen trockenen Sand- und Thonboden, sind aber so vest als ein Ziegelpflaster. In einigen Gegenden bemerkte ich meilenweit, daß die Nägelköpfe des Beschlages der Maulthiere kaum einen sichtbaren Eindruck hinterließen.

nördlichen Landstraße voraus zu sein, ehe jenes Morgen weit vorgerückt wäre. Aber es zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Ich mußte mir eine Guia für meine Waarenladung mit einem verantwortlichen Indossenten verschaffen, eine neue Foderung, auf welche ich gar nicht vorbereitet war, da ich zu jener Zeit von einer Verordnung dieser Art nichts wußte und nicht einen einzigen Bekannten in der Stadt hatte. Ich war in der größten Verlegenheit. Unter anderen Umständen würde ich den Betrag der Verbrauchsteuer zum Pfande eingelegt haben, wie andere Kaufleute bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun genöthigt waren, aber ich hatte leider meinen letzten Dollar ausgegeben.

Als ich mit dem Gedanken an diese Verlegenheiten aus dem Zollhause ging, steckte einer der ersten Schreiber mir ein Stückchen Papier in die Hand, das nichts als die Worte „aguárdeme afuera" (wartet draußen auf mich) enthielt. Ich befolgte willenlos diese Weisung, obgleich ich die Absicht derselben nicht im mindesten begriff. Der Schreiber holte mich alsbald ein und hob an: „Sie sind hier fremd und unbekannt mit unseren strengen Zollgesetzen. Kommen Sie in einer Stunde in meine Wohnung, und wir wollen auf Mittel denken, Sie aus ihrer Verlegenheit zu ziehen." Es versteht sich, daß ich pünktlich mich einfand. Ich fand den freundlichen Beamten mit einer Handvoll unausgefüllter Zollamt-Pässe in seinem Zimmer. Man muß wissen, daß ein Pase (Paß) von einer Guia nur dadurch sich unterscheidet, daß dazu kein Indossent erfoderlich ist, aber ein solcher Paß kann nur für einen Waarenbetrag gegeben werden, der den Werth von funfzig Dollars nicht übersteigt. Der Schreiber nahm mein Waarenverzeichniß und füllte bald ein Pase für jeden Ballen aus, indem er jeden auf einen verschiedenen Ort in dem nördlichen Gebiete ausstellte. „Haben Sie nun Lust," setzte mein liebenswürdiger Freund hinzu, „einen kleinen Schmuggelhandel zu treiben, so sind Sie hierdurch gesichert, wenn Sie die ansehnlichsten Städte nicht berühren, bis Sie an die Gränze von Chihuahua kommen; wollen Sie

sich darauf nicht einlassen, so werden Sie unterwegs wohl einen Freund finden, der ihre Guia indossirt." Ich entschloß mich zu dem letzten Mittel. Ich kannte einen wackeren deutschen Kaufmann in Durango und war überzeugt, daß er mir seine Unterschrift für die erfoderliche Urkunde gewähren würde. Da die Zollbeamten im nördlichen Mejico nicht in dem Rufe der Großmuth und Uneigennützigkeit stehen, so hielt ich es für ausgemacht, daß mein Freund im Zollamte durch selbstische Beweggründe geleitet ward, und bot ihm eine Vergeltung für seine Bemühung an; aber zu meiner Ueberraschung wollte er durchaus nichts annehmen und setzte hinzu, daß es nach seiner Meinung die Pflicht jedes ehrlichen Mannes wäre, einem Mitmenschen in Verlegenheiten beizustehen. Es ist in der That eine angenehme Aufgabe, solche Beispiele von Uneigennützigkeit mitten unter so vielen ansteckenden Einflüssen aufzuzeichnen. Es möge hier noch bemerkt werden, daß eine Guia oft auch für gemünztes Geld und immer für Barren verlangt wird. Dieß ist für den Reisenden oft sehr lästig, nicht nur weil es zuweilen schwierig ist, einen Indossenten zu finden, sondern auch weil die Räuber dadurch in Stand gesetzt werden, genaue und zeitige Nachricht von den Geldvorräthen und dem Wege jedes Reisenden zu erhalten, da sie gewöhnlich in allen ansehnlichen Städten ihre Helfershelfer haben, die mit einigen Zollamtschreibern unter der Decke stecken, und auf diese Weise sich pünktliche Nachricht von abgehenden Reisenden und dem Betrage der mitgenommenen Baarschaft verschaffen.

Ich verließ bald die Stadt Aguascalientes und hörte nichts mehr von dem Anspruch auf meine Maulthiere. Ich war jedoch nicht so glücklich, lange Zeit ohne Verlegenheit zu bleiben. Bei dem Wunsche, die Stadt Zacatecas zu besuchen, ohne meine Waaren in Gefahr zu setzen, nahm ich einen Platz auf der „Diligencia", während meine Wagen auf der Landstraße weiter fuhren. Bei meiner Ankunft in Zacatecas ergab sich mir sehr bald, daß ich zu großen Unbequemlichkeiten und Ent=

behrungen verurtheilt war, da ich mein Bett und meine Lebensmittel bei den Wagen zurückgelassen hatte. Nur mit der größten Mühe fand ich einen Platz, wo ich mich niederlegen, und reinliche Lebensmittel, womit ich meinen Hunger stillen konnte. Ich konnte zwar ein Zimmer für einen Real täglich in einer jener großen scheunenartigen Herbergen (mesones) finden, deren es in allen diesen Städten giebt, aber nicht eine einzige war mit Geräthen versehen. Zuweilen findet man in einer Ecke eine Erhöhung von Lehm, einem gewöhnlichen Schmiedeherde ähnlich, die eine Bettstelle ersetzen soll und auf welche der Reisende seine Decke legen kann, wenn er damit versehen ist. Ich war so glücklich, einige Decken von dem Kutscher zu erborgen, der ein Amerikaner war, und so verschaffte ich mir ein ganz bequemes Lager. Diese Herbergen sind eben so schlecht darauf eingerichtet, den Reisenden mit Essen zu versorgen, wenn Gerichte wie frijoles (Faselbohnen) und chile mit tortillas*) ihm nicht genügen, die in der schmuzigsten Gestalt aufgetischt werden. Ich begab mich daher in eine „Fonda", die ein Italiener hielt, und fand ein vortreffliches Abendessen. Diese „Fondas" aber sind bloß Speisewirthschaften und geben kein Nachtlager.

So sonderbar es scheinen mag, man kann 1500 Meilen und vielleicht noch weiter auf der Hauptstraße durch das nördliche Mejico reisen, ohne ein einziges Wirthshaus mit gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden. Dieß läßt sich jedoch erklären, wenn man an die landübliche Reiseart denkt, welche Anstalten dieser Art fast unnöthig macht. Die Maulthiertreiber mit ihren Gespannen lagern sich immer unter freiem Himmel, da sie ihre Köche und einen Vorrath von Lebensmitteln bei sich führen. Die gewöhnlichen Reisenden vereinigen sich, um gegen Räuber und Landstreicher gesichert zu sein, zu kleinen Karawanen, und kein Caballero macht sich je auf den Weg, ohne ein Gefolge von Dienern und ein Pack-Maulthier, das seine mit Le-

*) Siehe Bd. I. S. 95.

bensmitteln gefüllten Cantinas (große lederne Koffer) trägt, auf welche ein ungeheueres Behältniß gebunden ist, das eine Matratze und andere Schlafbedürfnisse enthält. So ausgerüstet, schlägt der Caballero allen Gasthäusern in der Welt ein Schnippchen und ist ganz unabhängig in all seinen Bewegungen.

Die Stadt Zacatecas ist, wie bekannt, ihrer Bergwerke wegen berühmt. Wie die übrigen Städte dieser Art in Mejico, verdankte sie ihren Ursprung kleinen unbedeutenden Ansiedelungen an den Bergabhängen in der Nähe der Erzgruben und wuchs allmälig zu einer großen und reichen Stadt mit mehr als 30,000 Einwohnern. Sie liegt in einer tiefen Schlucht zwischen schroffen Bergwänden, und da die Häuser meist in Reihen, eine über der anderen, längs dem Bergabhange, gebaut sind, so haben einige Theile der Stadt ganz das Ansehen eines großen Amphitheaters. Viele Straßen sind hübsch gepflastert, und zwei Freiplätze mit Springbrunnen von schönem Schnitzwerk geziert, deren Wasser durch Maulthierkraft aus Quellen in dem benachbarten Gebirge gehoben wird.

Ich habe schon gesagt, daß Santa Ana um jene Zeit mit ansehnlichen Streitkräften gegen Zacatecas zog. Man möge sich erinnern, daß der General, nachdem er bei der Einführung des Centralismo die höchste Gewalt in Mejico erlangt hatte, für angemessen hielt, durch eine Verordnung die unter dem Namen Civicos (Bürgerwehr) bekannte Miliz aufzulösen, als gefährlich für die Freiheit — des Dictators. Die Stadt Zacatecas widersetzte sich diesem eigenmächtigen Befehle, indem sie die Civicos zur Vertheidigung ihrer Rechte auffoderte, und Santa Ana zog nun mit einem Heerhaufen heran, der doppelt so stark war als die Streitkräfte, welche die Stadt aufbringen konnte. Die Miliz strömte von den umliegenden Dörfern herbei, und es herrschte eine Begeisterung in der Stadt, die eine glückliche Vertheidigung erwarten ließ. Die Stadt, schon wegen ihrer Lage fast uneinnehmbar, war durch künstliche Befestigungen völlig geschützt. Sie war nur von der Landstraße her zugäng=

lich, die auf der Südseite in dem engen Eingange der Schlucht hinanführte. Eine starke Mauer war einige Jahre vorher durch diese Schlucht gezogen, und die Straße lief durch ein großes Thor, das durch eine Bastei am höheren Bergabhange beherrscht wurde, wo hundert Mann, mit Waffen und Schießbedarf versehen, leicht Tausende abschneiden konnten, während sie vorrückten. Die Stadt galt daher für unbezwinglich, und da sie auf eine langwierige Belagerung mit Lebensmitteln versehen war, so waren die Patrioten in stolzer Zuversicht. Man hatte einige fremde Ingenieurs gewonnen, welche die Aufsicht über die Bevestigungen führten.

Santa Ana erreichte Zacatecas einige Tage nach meiner Abreise. Es fiel ihm nicht ein, den zweifelhaften Muth seines Heeres durch einen Versuch zur Erstürmung einer Stadt von so furchtbarem Ansehen zu erproben, und er lagerte sich ruhig in dem Dorfe Guadalupe, drei Meilen unterhalb der Stadt. Von diesem Punkte aus schickte er Wurfgeschosse in die Stadt, nicht von Blei oder Eisen oder ähnliche grausame Kriegswaffen, sondern Papierbomben, die unter die Belagerten fielen und den befehligenden Offizieren freundliche Anerbietungen brachten. Diese neue Artillerie des Dictators hatte eine ganz elektrische Wirkung; denn der Muth des Anführers der Bürgerwehr stieg so hoch, daß er mit seiner Mannschaft aus der Vestung zog, um die Belagerer in offenem Felde anzugreifen, Mann gegen Mann, wie es wahrem Muthe ziemte. Aber gleich beim ersten Angriffe wurde dieser tapfere Offizier durch irgend eine geheimnißvolle Kraft, die sich nicht erklären ließ, mit einem seltsamen Schreck erfüllt und eilte mit all seinen Streitkräften in wilder Flucht zurück, als ob alle je erfundenen Werkzeuge der Zerstörung gegen sie gerichtet gewesen wären. Santa Ana's siegreiches Heer zog nun ohne weiteren Widerstand in die Stadt.

Dieser Vorfall ist ein gutes Pröbchen von den meisten glücklichen Schlachten dieses „großen Feldherrn". Das verrätherische Einverständniß mit den vornehmsten Offizieren in Zacatecas war

so offenbar, daß sie es für klug hielten, durch Flucht für ihre Sicherheit zu sorgen, damit nicht die Wuth ihrer erbitterten Mitbürger gegen sie ausbrechen möchte. Die Soldaten unterhielten sich mittlerweile mit der Plünderung der Stadt und verübten Gewaltthaten aller Art, besonders gegen die Ausländer, die sie dort fanden.

Ich reiste um diese Zeit gemächlich nach Durango, wo ich am 21. April ankam. Da die Haupt-Wagenstraße nach den nördlichen Gegenden nicht durch diese Stadt geht, so war es angemessen und noch mehr klug, meine Wagen in einiger Entfernung zurückzulassen, weil ich bei dem Mangel der erfoderlichen Urkunden die Beschlagnahme meiner Waaren zu erwarten hatte, wenn sie in die Stadt gekommen wären. Ich verschaffte mir nun ohne Schwierigkeit eine Guia, die der Hauptzweck meines Besuches war.

Ehe ich Durango verließ, war ich Zeuge einer jenen Fehden, die so gewöhnlich in Mejico sind. Ich wußte noch nicht, daß ein Unfug im Werke war, als ich am Morgen des 25. April durch Schießen geweckt wurde. Die Neugier trieb mich aus dem Hause, und ich sah auf dem flachen Dache *) der Hauptkirche bewaffnete Männer, die sich damit zu belustigen schienen, ihre Gewehre blindlings unter die Leute auf der Straße abzufeuern. Wie ich später erfuhr, gehörten diese Tapferen zur Partei des Bischofs, den Escoseses, die im offenen Kriege mit den Liberalen, Anti-Hierarchen oder Yorkinos **) waren und zu

---

*) Azotea — siehe Bd. I. S. 130.

**) Diese Parteinamen entstanden aus den Einwirkungen englischer und nordamerikanischer Freimaurerei, welche um das Jahr 1824 für Mejicos Zustände wichtig wurden. Alle früheren politischen Parteien mit all ihren Schattirungen lösten sich in dem schroffen Gegensatze der Escoseses und Yorkinos auf. Wie in England im 17. Jahrhunderte die Logen von der schottischen Observanz sich zu der Monarchie und dem Hause Stuart, die Maurer von der Yorkischen Regel zu der republicanischen Par-

diesem kräftigen Verfahren schritten, um eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, da die Liberalen zu jener Zeit das Uebergewicht in der Verwaltung hatten. Ich wollte gern in der Nähe sehen, was vorging, und wagte mich über die Kirche hinaus nach einem Freiplatze, wo ein Volkshaufen sich gesammelt hatte. Dieß war ziemlich unbedachtsam, da Fremde unter den kriegführenden Parteien in sehr schlechtem Geruche waren, und ich war kaum einige Minuten unter dem Haufen, als ein Bürger von verständigem Ansehen mich am Aermel zupfte und mir den Rath gab, im Hause zu bleiben, wenn mir meine beiden Ohren lieb wären und ich nicht zu früh aus einer nützlichen Laufbahn gerissen werden wollte. Es bedurfte für mich keiner weiteren Ueberredung, und ich kehrte alsbald in meine Wohnung zurück, wo ich ohne Zögern Vorbereitungen zu meiner Abreise traf. Als ich bald nachher mit einer Waarenladung auf dem Wege vom Zollhause durch die Straße kam, ward ich von den Kriegführenden so warm begrüßt, daß der Staub unter meinen Füßen aufwirbelte. Die Träger, die meine Ballen fortschafften, waren ohne Zweifel nicht weniger erschrocken als ich. Sie vermutheten, daß man auf uns geschossen hätte, weil man in der Meinung wäre, wir schafften den Schießbedarf der Regierung weg, der in demselben Gebäude aufbewahrt wurde, aus welchem wir eben kamen.

Wir waren bald unterwegs, und ich fühlte kein sonderliches Bedauern, als ich die Stadt der Scorpione aus dem Gesichte verloren hatte. Ich war jedoch noch nicht völlig von allen Schwierigkeiten erlöst. Bei den umlaufenden Gerüchten von den Feindseligkeiten der Indianer in den nördlichen Gegenden war es kaum möglich, mejicanische Maulthiertreiber in unsere

---

tei hielten, so vertraten in Mejico die Escoseses das aristokratisch-hierarchische, die Yorkinos das democratische Prinzip der Bewegung. Im Jahre 1829 errangen die Escoseses die Obergewalt, die Santa Ana 1832 ihnen entriß.   L.

Dienste zu ziehen. Einer, den ich gedungen hatte, benutzte die erste bequeme Gelegenheit, in der Nacht zu entlaufen, und nahm das Gewehr, womit er bewaffnet war, mit, aber ich war froh, daß er nicht auch ein Maulthier mitgenommen hatte, da er allein die Aufsicht über alle Thiere führte, und bald nachher ward ein mejicanischer Fuhrmann durch die Furcht vor den Wilden von uns weggescheucht. Nach mehren Schwierigkeiten der Art und noch größeren Gefahren, welche die das Land durchschwärmenden Indianer uns drohten, war ich nicht wenig erfreut, als ich am 14. Mai glücklich in Chihuahua ankam.

Ehe ich meinen Reisebericht vom Jahre 1839 wieder anknüpfe, mögen meine Leser mir erlauben, eine kurze Nachricht von einer Reise nach der Bergwerkstadt Jesus-Maria, die ich im Herbste 1835 unternahm, hier einzuschalten. Es ist dieß einer der wichtigsten Bergwerkbezirke im Departement Chihuahua, ungefähr 150 Meilen westlich von der Hauptstadt und mitten in den großen Cordilleras.

Ich hatte sehr lange gewünscht, einige Bergwerke in Mejico zu besuchen, und da sich eine günstige Gelegenheit zu einem vortheilhaften Unternehmen zeigte, brach ich am 15. October von Chihuahua auf. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Amerikaner und einem mejicanischen Maulthiertreiber, und wir hatten drei bis vier Maulthiere, die mit der zum Silberhandel bestimmten Baarschaft beladen waren. Allerdings ein dürftiges Geleite auf einer Straße, die durch Indianer und Räuber unsicher gemacht wurde. Das fortzuschaffende gemünzte Geld wird gewöhnlich in frische Rindshäute gepackt, welche beim Trocknen zusammenschrumpfen und den Inhalt so dicht pressen, daß Reibung verhütet wird. Zwei solcher Packe, deren jedes gewöhnlich tausend bis zweitausend Dollars enthält, sind eine gewöhnliche Maulthier-Ladung auf Gebirgstraßen.

Der Weg geht in dieser Richtung durch die rauhesten Bergpässe und windet sich an einigen Stellen so dicht am Rande von Abgründen hin, daß ein einziger Fehltritt das Thier in eine

Tiefe von mehren hundert Fuß hinabstürzen würde. Die Maulthiere aber haben einen ungemein sicheren Tritt und klettern oft längs den schroffesten Klippen fast so sicher als Ziegen. Man zeigte mir den vorspringenden Rand eines Felsens, über welchen in früheren Zeiten die Straße ging, und der bei einer Länge von vielleicht dreißig Fuß nur zwei bis drei Fuß breit war. Auch der Weg, der von der Westseite des Berges in die Stadt Jesus-Maria führt, ist äußerst gefährlich und steil und scheint fast über die Häuser im Thale herabzuhangen. Schwer beladene Maulthiere sind zuweilen auf diesem Pfade ausgeglitten und in die Stadt hinabgestürzt. Die Stadt ist noch mehr zwischen Bergen eingeschlossen als Zacatecas; das Thal ist enger und die Berge sind höher, während wie dort die Häuser zuweilen in Reihen über einander gebaut sind, so daß die flachen Dächer der niederen den Hof der oberen bilden.

Die erste Grube, die ich besuchte, bestand aus einem ungeheueren horizontalen Schachte, der nicht weit unterhalb der Stadt Jesus-Maria mehre hundert Fuß in die Bergwand getrieben war. Die Eigenthümer hatten in der kurzen Zeit eines Jahres bereits die ungeheuere Summe von 120,000 Dollars auf dieses Werk gewendet. Dieß ist oft das Loos der unternehmenden Bergleute, deren Beruf dem Spielergewerbe nahe verwandt und eben so unsicher ist.

Die bedeutendste Grube zu Jesus-Maria war zu jener Zeit die Santa Juliana, durch welche abwechselnd großes Vermögen gewonnen und zerrüttet worden ist. Sie war bereits acht- bis neunhundert Fuß tief und die Arbeiten gingen noch immer in die Tiefe. Die Erze wurden durch Maulthierkraft, die auf eine Winde wirkte, heraufgezogen, da aber das daran bevestigte Seil nur bis auf die Hälfte der Tiefe hinabging, so war eine andere Winde in einer Entfernung von ungefähr 400 Fuß von der Mündung des Schachtes aufgestellt, die gleichfalls von Maulthieren bewegt ward und die Erze und anderen Gegenstände hinauf zog. Als ich einst an der Oeffnung dieses großen

Schachtes stand und, das Aufsteigen des Seiles der Winde beobachtend, jeden Augenblick den großen ledernen Eimer zu sehen erwartete, in welchem man sowohl die Erze als Schutt und Wasser *) herauf zieht, erblickte ich mit Ueberraschung ein Maulthier, das schnaubend und sich windend, auf ein dazu eingerichtetes großes Bret vest gebunden war und aussah wie ein Schaf unter der Scheere. Als man es losgebunden hatte, sprang es alsbald auf die Beine und sah sich unter den glänzenden Scenen der Oberwelt so erstaunt um, wie vermuthlich Rip van Winkel, als er aus seinem zwanzigjährigen Schlafe erwachte.

Ist das aus der Grube geförderte Erz so reich, daß es die Arbeit lohnt, so wird es in den Schmelzofen gebracht und das reine Metall ausgeschieden. Wenn aber das Erz von geringerem Gehalte ist, wird es der Amalgamation unterworfen. Die zum Mahlen der Erze dienenden Mühlen (arrastres in einigen Gruben genannt) sind ziemlich sonderbare Maschinen. Eine kreisförmige oder ringförmige Cisterne von zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser ist in die Erde gegraben, und die Seiten wie der Boden sind mit behauenen Steinen von der härtesten Art belegt. Durch einen aufrecht stehenden Pfahl, der sich im Mittelpunkte der Cisterne um seine Achse dreht, geht eine hölzerne Querstange, an deren beiden Enden durch Stricke ein oder zwei Mühlsteine mit glatter Oberfläche bevestigt sind, die von den an die Enden der Stange gebundenen Maulthieren langsam ringsum auf dem Boden der Cisterne gezogen werden, in welche man die in kleine Stücke gestampften Erze geworfen hat. Hier werden die Erze mit einer Beimischung von Wasser durch die beständige Reibung der Mühlsteine an den Seiten und auf dem Boden der Cisterne zu einem feinen Schlich gemahlen. Eine gehörige Menge von Quecksilber wird dann mit dem Schlich

*) Das Wasser sammelt sich oft so schnell in dieser Grube, daß die Arbeiten dadurch mehre Wochen lang unterbrochen werden.

gemischt, und man setzt einige salzsaure, schwefelsaure und andere chemische Substanzen hinzu, um die Amalgamation zu erleichtern. Die Masse wird in kleine Haufen gelegt und bleibt ungestört, bis sie endlich in die Waschmaschine gebracht wird. Die Maschinen, die ich gesehen habe, sind sehr einfach und bestehen nur aus einem steinernen Behältnisse, in welches ein beständiger Wasserstrom geleitet wird, so daß alle leichteren Stoffe weggeführt werden, welche man mittels einer aufrechtstehenden, mit Pflöcken besetzten Stange, die sich im Mittelpunkte bewegt, aufrührt, während das Amalgam zu Boden sinkt. Der größte Theil des Quecksilbers wird dann ausgepreßt und das Silber gebrannt, wodurch der Ueberrest des Quecksilbers verdampft.

Das aus dem Ofen kommende Silber enthält gewöhnlich eine Beimischung von Gold, ungefähr zehn bis dreißig Procent, was aber durch die Amalgamation ausgezogen wird, scheidet sich meist beim Waschen ab. Im flüssigen Zustande setzt sich das Gold, seiner größeren spezifischen Schwere wegen, meist zu Boden, enthält aber gewöhnlich noch einen beträchtlichen Zusatz von Silber. Diese Mischung unterscheidet man durch den Namen „Oroche". Die Hauptmasse des Silbers enthält gewöhnlich zu wenig Gold, als daß eine Scheidung die Mühe belohnte.

Alles Silber wird in Barren oder Stangen (barras de plata) geschmelzt, jede funfzig bis achtzig Pfund schwer und tausend bis zweitausend Dollars werth. Diese Stangen werden von einem Beamten der Regierung probirt und mit einem Stempel versehen, der ihr Gewicht und ihre Beschaffenheit angiebt, und der Eigenthümer wird dadurch in den Stand gesetzt, den Werth derselben nach einer sehr einfachen Regel zu berechnen. Die so gestempelten Barren bilden eine Art von Umlaufmittel, das weit sicherer zu Geldsendungen gebraucht werden kann als Münze. Bei Diebstählen lassen sich diese Stangen leicht ausmitteln, wenn anders die Diebe nicht Zeit genug gehabt haben, ihnen eine andere Gestalt zu geben. Aus diesem Grunde bewahren wohlhabende Leute ihr Vermögen oft in Bar-

ren, und die Keller einiger Reichen im südlichen Mejico sind oft mit einer großen Menge solcher Stangen angefüllt, die wie ein Wintervorrath von Brennholz aussehen.

Da die Kosten der Theilung des Goldes und Silbers in den mejicanischen Münzen gewöhnlich einen bis zwei Dollars und die Prägekosten gegen funfzig Cents auf das Pfund betragen, so geben die gestempelten Stangen in der Münze der Vereinigten Staaten einen Gewinn von beinahe zehn Procent auf ihren Umlaufwerth; sind sie aber ungestempelt, so gewinnt man daran gewöhnlich ungefähr das Doppelte dieses Betrages gegen die gewöhnlichen Kosten in den Gruben. Die Ausfuhr von ungemünztem Silber ist nur mit besonderer Erlaubniß der Regierung gestattet; es wird jedoch eine ansehnliche Menge auf diese Weise ausgeführt, und ein beträchtlicher Theil geht durch Schleichhandel aus einigen Häfen.

In diesen Bergwerken wird ein beständiges und oft gewinnreiches Geschäft in dem Silberhandel gemacht. Die Grubenbesitzer brauchen gewöhnlich baares Geld und müssen daher ihre Barren gegen Münze umsetzen, und zwar oft mit großen Opfern, um sich die Mittel zur Fortsetzung ihrer Bergwerkarbeiten zu verschaffen. Es war ein Hauptzweck meiner Reise nach Jesus-Maria, in diesem Handel einen Gewinn zu machen. Als ich meine Geschäfte abgeschlossen und meine Neugier befriedigt hatte, kehrte ich nach Chihuahua zurück, wo ich am 24. November 1835 ankam, ohne weder von Indianern noch von Räubern belästigt worden zu sein, obgleich die Straße zuweilen durch diese unabhängigen Herrschaften unsicher gemacht wird.

Sechster Abschnitt.

Verkaufverhältnisse in Chihuahua. — Ueberfluß an Kupfermünze. — Eigenheiten der Stadt. — Kirchen. — Hidalgo und sein Denkmal. — Verfall öffentlicher Werke. — Fest zu Ehren Iturbide's. — Unfreundlichkeit gegen die Amerikaner. — Nächtliche Ladenbesuche. — Freimaurerfeindlichkeit.

Ich nehme meinen Reisebericht wieder auf, den ich mit meiner Ankunft in Chihuahua am 1. October 1839 abgebrochen habe.

Es ist herkömmlich, daß jeder Kaufmann bei seiner Ankunft in dieser Stadt einen Laden miethet, wo er seine Waaren auslegt, um sie im Ganzen oder im Einzelverkaufe abzusetzen. Seine beßten Kunden sind die kleinen Krämer aus den umliegenden Dörfern. Einige Kaufleute setzen den Einzelverkauf während eines ganzen Sommers und länger fort, die meisten aber verkaufen im Ganzen, sobald sie einen vortheilhaften Handel abschließen können.

Die in Chihuahua gewöhnliche Art, nach Loosen zu verkaufen, ist etwas sonderbar. Alle gewöhnlichen Baumwollengewebe werden zu zwei oder drei Realen *) die Vara oder spanische Elle

---

*) Geldsorten in Mejico. Zwölf Granos machen 1 Real, 8 Realen 1 Peso oder Dollar. Dieß sind die gewöhnlichen Rechnungmünzen, aber statt der Granos bestehen die Kupfermünzen in Chihuahua und vielen anderen Städten aus dem Claco oder Tola = ½ Real, und dem Cuartillo = ¼ Real. Die Silbermünzen

geschätzt, ohne alle Rücksicht auf Beschaffenheit oder Einkaufpreis, und ein ganzes Sortiment zu 60 bis 100 Procent des Kostenpreises, je nach der Nachfrage. Das Verhältniß der Vara zum Yard *) wird gewöhnlich durch einen Zuschlag von acht Procent ausgeglichen, da aber die Vara beinahe 33 Zoll hält, so ist der wirkliche Unterschied größer. Bei diesen Verkäufen werden Zeuche, kurz alle meßbaren Waaren, Bänder und und ähnliche Dinge ausgenommen, nach der Vara geschätzt. Ich habe von seltsamen Verträgen bei dieser Verkaufart gehört, die in der frühesten Zeit des Handels der Amerikaner nach Santa Fe vorgekommen sind. Alles wurde nach der Vara verkauft, nicht bloß Gewebe, sondern auch Hüte, Messerschmiedearbeit und Putzwaaren. In solchen Fällen gab es oft seltsame Streitigkeiten über die Art, einige besondere Waaren zu messen, z. B. ob Bänder in Rollen oder Elle für Elle gemessen werden sollten, Spiegel nach der Länge oder der Quere, Taschenmesser geschlossen oder offen, Schreibpapier im Ries, im Buche oder nach den einzelnen Bogen.

Ich hatte gegen Ende des Octobers 1839 Gelegenheit, meine Waaren im Ganzen an einige englische Kaufleute abzusetzen, und es wurden mir dadurch die Verzögerungen und die Unbequemlichkeiten des Einzelhandels erspart, wozu auch die Anhäufung von Kupfergeld gehört, welches beim Einzelhandel die ausschließend vorkommende Münze ist. Der Kaufmann empfängt auf diese Weise für einige tausend Dollars Kupfergeld,

---

sind: der Medio = 6¼ Cents, der Real = 12½ Cents, die Peseta = 2 Realen, der Toston = ½ Dollar, und der Peso. Die Goldmünzen: Doblon oder Onza, mit denselben Abtheilungen wie bei den Silbermünzen. Der Gleichwerth des Doblon sind 16 Dollars; da es aber kein Papiergeld giebt, so erhält man auf Gold, weil es zu Geldsendungen am bequemsten ist, gewöhnlich ein hohes Agio, zuweilen so hoch, daß der Doblon in den nördlichen Provinzen 18 bis 20 Dollars gilt.

*) Ein Yard = 36 Zoll.

und es wird ihm dadurch viel Mühe und Plackerei aufgewälzt, da die Kupfermünze eines Departements in dem anderen nur ihren Metallwerth hat, der selten mehr als zehn Procent des Nennwerthes beträgt.

Von der Stadt ist wenig zu sagen, was neu oder anziehend wäre. Mit Santa Fe und allen Städten im nördlichen Gebiete verglichen, kann man Chihuahua prächtig nennen, gegen die edlen Städte der „Tierra Afuera" (des Landes draußen) sinkt es zur Unbedeutsamkeit herab. Die Stadt soll 1691 gegründet worden sein. Sie hat eine regelmäßigere Anlage als Santa Fe, und es zeigt sich mehr Zierlichkeit und ein feiner Geschmack in dem Baustyl vieler Gebäude, denn obgleich der Haupttheil der Häuser aus Lehmziegeln besteht, so haben doch die beßten Häuser Ecken von behauenen Steinen, und Thür- und Fenstergewände sind von gleicher Art. Die Straßen aber bleiben fast in dem Zustande, den die Natur ihnen gegeben hat, mit Ausnahme einiger roh gepflasterten Seitenwege. Die Stadt liegt zwar fast hundert Meilen östlich von der Hauptkette der mejicanischen Cordilleras, ist aber auf allen Seiten von abgesonderten Bergen umgeben, die jedoch nicht von ansehnlicher Höhe sind. Die Meereshöhe der Stadt ist gegen 5000 Fuß; sie liegt unter 28° 36′ der Breite und hat gegen 10,000 Einwohner.

Das prächtigste Gebäude ist die Hauptkirche, die in großartiger Architektur allen Kirchen in der Republik gleich sein soll. Die Thürme, deren einer auf jeder Ecke der Vorderseite steht, erheben sich mehr als hundert Fuß über das flache Dach. Sie bestehen aus seltsam geschnitzten Säulen, und in Nischen an der Vorderseite, die gleichfalls zierliches Bildwerk hat, sieht man lebensgroße Standbilder, Christus und die Apostel vorstellend. Die Kirche wurde vor ungefähr hundert Jahren von einer auf die Bergwerke gelegten Abgabe gebaut, die von allen ausgeförderten Metallen bezahlt werden mußte. So wurde gegen eine Million Dollars erhoben und im Laufe von mehr als dreißig Jahren ausgegeben, die man zur Vollendung des Baues brauchte.

Es ist jedoch eine merkwürdige Thatsache, daß trotz den ungeheueren, auf äußere Verschönerungen verwendeten Summen vielleicht keine Kirche südwärts von Chihuahua zu finden ist, deren Inneres so auffallende Spuren von Dürftigkeit und Vernachlässigung zeigte. Sind wir jedoch nicht geblendet durch den Anblick jener kostbaren Verzierungen, wegen welcher die Kirchen im südlichen Mejico so berühmt sind, so haben wir das Vergnügen, zu erfahren, daß die Thürme gut mit Glocken versehen sind, und dieser Thatsache wird Jedermann, der nach Chihuahua kommt, bald als Ohrenzeuge gewiß. Eine dieser Glocken ist so groß und so weithallend, daß man sie oft, wie man mir versicherte, in einer Entfernung von 25 Meilen *) gehört hat.

Ein wenig unterhalb des Marktplatzes sieht man die Trümmer, wenn man so sagen kann, von San Francisca, das bloße Skelett einer anderen großen Kirche, die von den Jesuiten vor ihrer Vertreibung im Jahre 1767 begonnen ward, aber unvollendet blieb. Nach den Außenlinien, die man mitten unter der ringsum herrschenden Verheerung noch unterscheiden kann, scheint der Plan des Gebäudes noch prächtiger angelegt gewesen zu sein als bei der Pfarrkirche. Die Fülle von Bauzierathen, die herabzustürzen drohen, zeugt von dem kühnen, kräftigen und umfassenden Geiste des Baumeisters. Dieses verfallene Gebäude ist seitdem in ein Gefängniß umgewandelt worden, besonders für vornehme Gefangene. Hier wurden die bei dem Zuge der Tejaner nach Santa Fe gefangenen Anführer eingesperrt, als sie auf dem Wege nach Mejico durch Chihuahua kamen. Dieses Gebäude ist auch dadurch berühmt geworden, daß es in seine düsteren Mauern mehre der ausgezeichnetsten Vaterlandsfreunde aufgenommen hat, die während der ersten Kämpfe für Mejicos Unabhängigkeit gefangen wurden. Unter ihnen war der berühmte Priester Don Miguel Hildalgo y Costilla, der im September 1810 im Dorfe Dolores zuerst die Unabhängigkeit

*) D. i. 5 geographische Meilen.

verkündete. Er ward im März **1811**, nicht lange nach seiner Niederlage bei Guadalajara, gefangen. Er wurde nach Chihuahua gebracht und am 30. Julius auf einem kleinen Platze hinter dem Gefängnisse erschossen, wo man ihm ein einfaches Denkmal von weißem behauenen Stein errichtet hat. Es besteht aus einem achtseitigen Sockel von ungefähr 25 Fuß im Durchmesser, auf welchem eine vierseitige, unverzierte, gegen 30 Fuß hohe Pyramide steht. Dieses Denkmal ist in der That kein unpassendes Sinnbild von dem reinen und schlichten Charakter des Pfarrers.

Zu den wenigen, die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselnden Gegenständen gehört eine Reihe von Säulen, die eine große Anzahl ungeheuerer Bögen tragen, welche man von den Höhen erblickt, ehe man sich der Stadt von der Nordseite genähert hat. Dieß ist eine ansehnliche Wasserleitung, welche aus dem kleinen Flusse Chihuahua Wasser zu einer Anhöhe über der Stadt führt, das von hier mittels mehrer Röhren auf den Marktplatz geleitet wird, wo es sich in eine große steinerne Cisterne ergießt. Dieses und andere öffentliche Bauwerke, die man in Chihuahua und in den südlichen Städten findet, sind glorreiche Ueberreste aus den gedeihlichen Zeiten der spanischen Herrschaft. Unter der republikanischen Regierung hat man nie Verbesserungen in so großartigem Maßstabe angelegt. In der That, Alles in diesem umnachteten Lande scheint in Verfall zu sein, und der schlichte ehrliche Bürger aus der alten Schule macht nicht selten seinem Gefühle durch den Ausruf Luft: „**Ojalá por los dias felices del Rey!**“ (Ach über die glücklichen Tage des Königthums). Mit einem Worte, es läßt sich nicht bezweifeln, daß das gemeine Volk einen behaglicheren Zustand, mehr Schutz gegen die Wilden, mehr Sicherheit seiner Rechte und seines Eigenthumes, ja mehr Freiheit unter der spanischen Herrschaft genoß, als es jetzt besitzt.

Es giebt keinen besseren Beweis von den umfassenden Grubenarbeiten, die einst in diesem größten Bergwerkbezirke des

nördlichen Mejico getrieben wurden, als die kleinen Berge von Schlacken, die man in den Vorstädten von Chihuahua findet. Viele arme Tagarbeiter machen sich ein regelmäßiges Geschäft daraus, diese metallischen Abfälle zu zerkleinern, aus welchen sie so viel Silber gewinnen, daß sie ihr tägliches Brot haben. Sachverständige haben oft die Meinung ausgesprochen, daß eine erneute Bearbeitung dieser Schlacken einen guten Gewinn bringen würde. Es gibt noch mehre Schmelzöfen in der Stadt, wo das in den umliegenden Gruben gewonnene Silbererz geschmelzt wird. Auch findet man eine sehr einfache Münze in Chihuahua, wie in allen Bergwerkbezirken, aber die meisten Silbermünzen und alle Goldmünzen werden in den südlicheren Städten geprägt.

Als ich im Jahre 1839 in Chihuahua ankam, ward ein großes Fest bereitet zu dem doppelten Zwecke, das Jahresgedächtniß der Geburt des Kaisers Iturbide (27. Sept. 1783) und seines siegreichen Einzuges in Mejico (1821) zu feiern. Man wird sich erinnern, daß der General Iturbide, der während des mehrjährigen Krieges der Mejicaner für ihre Unabhängigkeit der Krone treu geblieben war und die Verfechter der Freiheit eifrig verfolgt hatte, gegen Ende des Jahres 1820, als er an der Spitze einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres gegen den Patrioten Guerrero gesendet wurde, plötzlich mit seinen gesammten Streitkräften zur Unterstützung der republikanischen Sache überging und endlich so glücklich war, die letzte Spur der spanischen Herrschaft in Mejico zu vertilgen. Wie er später zum Kaiser gekrönt, dann entthront, durch ein Gesetz geächtet und endlich hingerichtet ward, erzählt die Geschichte. Es ist aber wohl nicht allgemein bekannt, daß dieser unglückliche Soldat seitdem zu der Ehre gelangt ist, der Vater der Republik genannt zu werden, eine Ehre, auf welche er wahrscheinlich eben so viel Anspruch hatte als sonst Jemand, so abgeschmackt es Republikanern aus Jefferson's Schule vorkommen mag, einen solchen Helden zum Verfechter der Freiheit

zu machen. Jährlich wird am genannten Tage ein fröhliches Fest zu Ehren dieser politischen Heiligsprechung gehalten. Zu diesem Balle aber wurden keine Amerikaner geladen, mit Ausnahme einiger in Mejico eingebürgerten, deren Einladekarte den geehrten Gästen sagte, daß der Zutritt zu dem, von der Regierung und einigen Vornehmen gegebenen Balle 25 Dollars kostete.

Bälle oder Zusammenkünfte dieser Art sind aber nicht so häufig in Chihuahua als in Neu-Mejico, und zu denjenigen, die fein heißen wollen, werden Amerikaner sehr selten eingeladen. Es herrscht in der That wenig geselliger Umgang zwischen den Fremden und den Eingeborenen, außer in geschäftlichem Verkehr, oder mit einer gewissen Klasse der Fremden am Spieltische Dieser Mangel an Gastfreundschaft ist einer der häßlichsten Charakterzüge der Chihuahueños, und ihre Engherzigkeit erscheint noch weit mißfälliger, wenn man sie gegen die liebreiche und höfliche Behandlung stellt, welche diejenigen, die nach den Vereinigten Staaten kommen, stets von den Gesetzgebern in der feinen Welt erhalten. Diese Ausschließung empfindet man um so mehr in Chihuahua, da es dort weder Kaffeehäuser, noch Lesezimmer, kurz außer Spielhäusern, gar keine öffentlichen Oerter giebt, wo Männer zusammenkommen können, um sich die Zeit zu vertreiben.

Außer dem Hahnenkampfplatze, dem Spieltische und der Alameda, dem öffentlichen Spaziergange für die Reichen und Müssiggänger, ist der Ladenbesuch ein Lieblingzeitvertreib der Frauen, und es gehört zum feinen Ton, bei Licht umherzustreifen, nachdem sie ihre Chokolade getrunken und ihre Cigarre geraucht haben. Die Straßen und Kaufläden sind vollgepfropft von der Dämmerung bis gegen neun oder zehn Uhr, und ich habe sehr oft den Ladentisch bis zu einer späten Stunde mit den schönsten und feinsten Frauen besetzt gesehen. Bei solchen Gelegenheiten ist es eben so peinlich als mühsam, daß man sich genöthigt sieht, ein scharfes Auge auf das Eigenthumsrecht zu

haben, nicht als ob alle Kunden unehrlich wären, aber es sind immer doch einige zugegen, die mit der Aneignungsucht schwer behaftet sind, selbst unter Frauen vom feinsten Ansehen. Darin und in anderen nicht minder strafbaren Absichten liegt ohne Zweifel der Grund, daß man Ladenbesuche bei Nacht eingeführt hat.

Es ist wohl bekannt genug, daß die herrschende Partei in Mejico, besonders in den nördlichen Gegenden, entschieden feindlich gegen die Freimaurer gesinnt ist. Während meiner Anwesenheit in Chihuahua hatte ich Gelegenheit, diese Abneigung gegen die geheimnißvolle Bruderschaft kennen zu lernen. Man nahm mir einige Dutzend baumwollener Taschentücher, auf welchen, ohne daß ich's wußte, ein Abdruck des maurerischen Teppichs zu sehen war. Ein luchsaugiger Mönch hatte diese anstößigen Gegenstände bemerkt, und eines Tages erschien zu meiner großen Bestürzung der Alcalde mit einigen Geistlichen in meinem Laden. Die Taschentücher wurden ohne Umstände weggenommen und öffentlich verbrannt.

Siebenter Abschnitt.

Abreise nach Santa Fe. — Mangel an Lebensmitteln. — Nothhilfe. — Streit mit einem Reichen. — Ankunft mejicanischer Kriegsvölker. — Verhaftung. — Gerichtliche Verhandlung. — Ausgleichung des Streites. — Aufbruch nach Santa Fe. — Paseños mit Früchten und Getränken.

Ich verließ Chihuahua nach der Erledigung meiner Geschäfte, am 31. October 1839, um nach dem Norden zurückzukehren. Unsere Karawane bestand aus zwei und zwanzig Wagen, die bis auf einen mir gehörten, und vierzig Männern, die bis an die Zähne bewaffnet und auf jeden Nothfall gerüstet waren, der uns treffen konnte, eine durchaus nothwendige Vorsicht, da feindselige Indianer den Weg, der vor uns lag, zu allen Zeiten unsicher machten.

Wir waren auch mit reichlichen Vorräthen von Brot und anderen Bedürfnissen versehen, denn von Chihuahua bis zu dem Dorfe Carrizal, eine Strecke von beinahe 150 Meilen, gab es keine Ansiedelungen, aus welchen wir Vorräthe hätten beziehen können. In der Absicht, uns frisches Fleisch zu verschaffen, hatte ich zwanzig Schafe bestellt, die einige Meilen vor der Stadt abgeliefert und längs dem Wege unserer Karawane getrieben werden sollten, um uns den täglichen Bedarf zn geben. Der Lieferant hielt aber nicht Wort, und als wir in die Wildniß kamen, hatten wir nicht einen Bissen Fleisch. Am zweiten Tage begannen unsere Leute zu murren. Es war mißlich genug, von

Brot und Kaffee zu leben, und als wir in das Gebiet der Hacienda de Encinillas kamen, litten die Leute Hunger. Ich sah mich daher genöthigt, drei mejicanische Maulthiertreiber abzusenden, um mit dem Lazo ein Rind aus einer Heerde einfangen zu lassen, die nicht weit von unserem Lagerplatze weidete und zu jenen büffelartigen Schwärmen gehörte, welche halb wild auf dem unermeßlichen Gebiete jenes Landgutes laufen *). Es war seit undenklichen Zeiten hergebracht, daß Reisende, die Mangel an Fleisch litten, ihren Bedarf aus dem wilden Rindvieh holten, das dem Namen nach zu der Hacienda gehörte, und sich vorbehielten, dem Eigenthümer später eine angemessene Vergeltung für den zugefügten Schaden zu bezahlen. Ich muß jedoch bemerken, daß ich zwar schon früher mehrmal dieselbe Straße gezogen war, aber nie zu diesem Mittel, uns Nahrung zu verschaffen, gegriffen hatte und auch bei jener Gelegenheit, trotz dem bestehenden Herkommen, von meiner Gewohnheit nicht abgegangen sein würde, wenn nicht unsere Noth mich dazu gedrängt und ich nicht darauf gerechnet hätte, den Gutsverwalter oder einen Hirten zu treffen, dem ich den Werth des Rindes bezahlen wollte, ehe wir über die Gränze der Hacienda hinaus waren, durch deren Ländereien wir noch sechzig bis achtzig Meilen zu ziehen hatten.

Die Maulthiertreiber hatten eben die Jagd auf die Heerde begonnen, als wir mehre Reiter hinter einer Anhöhe hervorkommen und den Leuten nachsprengen sahen. Ich hielt die Verfolger für Indianer, und als wir bemerkten, daß sie auf einen der drei Maulthiertreiber schossen, dem anderen nachsetzten und den dritten gefangen nahmen, rüsteten sich mehre unserer Reisege-

---

*) Nach dem Verfasser des Werkes: „Mejicanische Zustände in den Jahren **1830** bis **1832**" (**2** Bd. Stuttgart **1837**), gab es auf diesem Landgute **3000** Stück Rindvieh, **40,000** Schafe, Ziegen und Schweine, und **2500** Pferde. Ueberhaupt zählte man unter den **56** Haciendas im Departement Chihuahua **38** mit **128,109** Stück Rindvieh. Viehzucht ist das Hauptgewerbe dieser Landgüter. L.

fährten, ihnen Hilfe zu leisten. In diesem Augenblicke kamen die beiden anderen Maulthiertreiber eilig heran und meldeten uns, daß die Angreifer mejicanische Hirten wären. Wir folgten ihnen deßungeachtet bis zu dem Dorfe Torreon, sechs Meilen westlich, wo wir einen Haufen von Menschen um unseren armen Freund versammelt fanden, der an allen Gliedern zitterte, als ob er wirklich in die Hände von Wilden gefallen wäre. Ich fragte sogleich nach dem Gutsverwalter, und man sagte mir, daß der Eigenthümer selbst, Don Angel Trias, zugegen wäre. Ich wendete mich an den Herrn, zeigte ihm die Unschuld meines Dieners und erklärte mich für jedes begangene Vergehen allein verantwortlich. Trias aber war unerschütterlich in seinem Entschlusse, den Maulthiertreiber nach Chihuahua zurückzuschicken, um ihn als Dieb anzuklagen, und auf alle weiteren Vorstellungen folgten nur die gröbsten und plumpsten Schmähungen gegen mich und gegen mein Vaterland, das er ziemlich gut kannte *). Der Streit ward anfänglich nur in spanischer Sprache geführt, als aber der vornehme Herr es müde wurde, so viele unangenehme Wahrheiten in seiner Muttersprache vor seinen demüthigen und erstaunten Dienern anzuhören, trat er aus dem Haufen und redete mich Englisch an, das er auf seinen Reisen ziemlich gut gelernt hatte. Mit der Veränderung der Sprache veränderten sich aber seine Ansichten so wenig, als seine Hartnäckigkeit sich minderte. Ich sah endlich, daß durch diesen Wortkampf nichts zu gewinnen war, und befahl dem Maulthiertreiber, zu Pferde zu steigen und zu den Wagen zurückzukehren. „Hüten Sie sich

*) Trias ward in seiner Jugend von seinem Adoptiv-Vater auf Reisen durch Europa und die Vereinigten Staaten geschickt. Als Taschengeld erhielt er, wie man mir versichert hat, gegen hundert Silberbarren, jede über 1000 Dollars werth. Dieses Geld brachte er auf seinen Reisen leicht durch, behielt aber meist seine angeborene Engherzigkeit und seinen Selbstdünkel, und während er die Ueberlegenheit der Völker, die er auf seinen Reisen sah, kennen lernte, stieg sein Haß gegen Ausländer.

vor den Folgen!" schrie der wüthende Trias. „Wohlan," erwiderte ich, „mögen die Folgen kommen, hier stehen wir." Aber man ließ uns ungestört mit dem Gefangenen wegziehen.

Um dem Leser einen Begriff von der Feigheit dieses prinzlichen Gutsherrn zu geben, muß ich nur noch hinzusetzen, daß wir bei dem Anfange des Streites innerhalb der Befestigungen waren, und uns der Ausgang unmöglich gewesen sein würde, wenn man das äußere Thor verschlossen hätte. Wir waren umringt von der ganzen Bevölkerung des Dorfes und überdieß von einer kleinen Soldaten-Abtheilung, deren Anführer einen sehr thätigen Antheil an dem Streite nahm und tapfer mit seiner Zunge focht. Der Muth des Señor Don Angel aber kannte einen zuverlässigeren Weg, als sich auszulassen, wo auch nur eine entfernte Möglichkeit persönlicher Gefahr sich zeigte. Es konnte ihm bei seinem Einflusse nicht fehlen, die Meinung der Welt für sich zu gewinnen, und er glaubte ohne Zweifel, daß er seinen Streit eben so gut durch die Richter ausfechten lassen als selber führen könnte.

Unbekannt mit seinen Absichten und in der Meinung, die Sache würde zu Ende sein, machten wir uns am nächsten Tage wieder auf den Weg, und als die Nacht anbrach, waren wir volle zwanzig Meilen von dem Schauplatze unserer Verlegenheiten. Während wir am folgenden Morgen beim Frühstücke saßen, waren wir höchlich überrascht, zwei Amerikaner zu sehen, die gerade von Chihuahua kamen, um uns zu melden, was in der Stadt gegen uns geschmiedet wurde. Wie es schien, hatte Trias einen Eilboten an den Gouverneur geschickt und mich beschuldigt, einen Verbrecher durch Waffengewalt aus den Händen der Gerechtigkeit gerissen zu haben, und es wurden große Vorbereitungen gemacht, mich einzuholen und nach Chihuahua zurückzuführen. Der Leser wird den vollen Umfang und die Abscheulichkeit meines Vergehens ermessen können, wenn ich ihm sage, daß der Eigenthümer der Hacienda zugleich Gouverneur, Friedensrichter, kurz Alles war, was er sich dünken wollte, ein vollkommener

Despot in den Gränzen seiner kleinen Herrschaft. Ich hatte daher durch Verachtung der Excellenz die Majestät des Gesetzes beleidigt.

Als ich meinen wackeren Landsleuten für ihre Mühe gedankt hatte, setzten wir unsere Reise fort, entschlossen, Alles zu erwarten, wie schlimm es auch kommen möchte. Dieß geschah am 3. November und am 5. waren wir bei Ojo Caliente, 130 Meilen von Chihuahua, gelagert. Gegen elf Uhr abends näherte sich ein starker Haufen von Bewaffneten, die bald an uns vorübergezogen waren und sich mehre hundert Schritte weiter ruhig lagerten. Es waren ihrer Hundert an der Zahl.

Es ereignete sich nichts, bis am nächsten Morgen, als ich eben mein Nachtlager verlassen hatte, ein Soldat erschien und sich erkundigte, ob ich aufgestanden wäre. Nach einigen Minuten kam er mit einer Botschaft von „el señor capitan" zurück, der anfragen ließ, ob er mich sehen könnte. Auf die Bejahung dieser Frage, erschien ein sehr höflicher und freundlicher Mann, der nach vielen tiefen Verbeugungen mir endlich seinen Auftrag eröffnete. Er übergab mir mehre Briefe, deren einer einen Befehl des Gouverneurs enthielt, der mich und die drei Maulthiertreiber, die ich den Rindern nachgeschickt hatte, zu augenblicklicher Rückkehr nach Chihuahua auffoderte und die Mahnung hinzufügte, daß ich durch Widerstand nicht zu Maßregeln Anlaß geben möchte, die persönliche Unannehmlichkeiten für mich haben könnten. Das andere Schreiben war von Señor Trias selber, der sein Bedauern darüber aussprach, die Sache so weit getrieben zu haben, und mit dem gewöhnlichen Anerbieten schloß, mir zur Erleichterung einer Ausgleichung seine Dienste zu widmen. Was aber hauptsächlich meinen Entschluß bestimmte, war ein Schreiben von dem Zollbeamten Don Juan Artalejo, der sich für einen günstigen Ausgang verbürgte, wenn ich ruhig nach Chihuahua zurückkehren wollte, und endlich ein Brief von einem Kaufmann, mit welchem ich früher in geschäftlicher Verbindung gewesen war. Das männliche und offene Benehmen dieser Män=

ner hatte mir die größte Zuversicht eingeflößt und bewog mich, ihren Rath zu beachten. Außer der Verpflichtung aber, einem, wenn auch noch so willkürlichen und drückenden Befehle des Gouverneurs zu gehorchen, trieb mich noch ein anderer mächtiger Beweggrund zur Rückkehr, die geheime Besorgniß, daß eine feindselige Bewegung von meiner Seite, wie gerecht oder nothwendig sie auch sein möchte, die Interessen, wo nicht das Leben vieler meiner Landsleute gefährden könnte, die sich in Chihuahua aufhielten.

Es würde gar nicht schwer gewesen sein, uns aus dem Lande hinauszufechten, ohne unsere Sicherheit in Gefahr zu setzen. Wir waren Alle gut bewaffnet, und Viele unter uns wünschten einen Kampf mit den Belagerern zu bestehen. Ich erklärte dem Hauptmann meine Bereitwilligkeit, mit den drei Verbrechern nach Chihuahua zurückzukehren, wenn uns gestattet würde, bewaffnet und frei den Weg zu machen, da ich mir nicht bewußt wäre, ein Verbrechen begangen zu haben, das meine Verhaftung rechtfertigen könnte. Er antwortete, daß dieß genau mit den ihm gegebenen Befehlen übereinstimme, und gewährte mir höflich ein Geleit von fünf bis sechs Soldaten, die unter meinen Befehlen stehen und uns gegen die Indianer beschützen sollten, welche, wie man wußte, die Straße unsicher machten. Ich dankte ihm für seine Gefälligkeit und brach sogleich nach Chihuahua auf, während ich befahl, mit den Wagen langsam weiter zu fahren, und dem freundlichen Hauptmann und seinen Tapferen es überließ, mit Muße nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Spät am Abend des dritten Tages erreichte ich die Stadt und kehrte in der amerikanischen Fonda ein, wo ich meinen Freund Artalejo fand, der mir vorschlug, sogleich zu dem Gouverneur zu gehen. Als wir vor dem Machthaber erschienen, bemerkte mein wackerer Freund, daß ich nach dem erhaltenen Befehle zurückgekehrt wäre, und daß er mit seiner Person und seinem Vermögen als Bürge für mich eintreten wollte. Ohne erst eine Antwort abzuwarten, wendete er sich zu mir und äußerte

die Hoffnung, daß ich während meines Aufenthaltes in der Stadt eine Wohnung in seinem Hause annehmen würde. Ich konnte eine so freundliche Einladung nicht ablehnen, zumal da ich es für möglich hielt, daß er als mein Bürge wünschen möchte, mich in seiner Nähe zu haben. Kaum aber waren wir wieder auf der Straße, als er mir schnell diesen Argwohn nahm. „Ich bitte Sie," sprach er, „in meinem Hause zu wohnen, als Freund, nicht als Gefangener. Haben Sie Geschäfte abzumachen, so glauben Sie nicht, daß Sie irgend einem Zwange unterliegen. Morgen soll die Sache befriedigend ausgeglichen werden."

Der Staatsrath, „Junta departemental," dessen vielvermögendes Mitglied Artalejo war, versammelte sich am folgenden Tage. Mittlerweile war jeder Amerikaner, dem ich begegnete, höchlich erstaunt, mich in Freiheit zu sehen, weil man bei der in der Stadt herrschenden Aufregung erwartet hatte, daß ich in dem sichersten gefänglichen Gewahrsam sein würde. Man gab mir den Rath, mich nicht in die Straße zu wagen, da der Pöbel sehr aufgebracht gegen mich wäre, aber obgleich ich später ziemlich frei umher ging, so legte mir doch Niemand etwas in den Weg, ja ich muß den „Machthabern der Stadt" die Gerechtigkeit erweisen, zu sagen, daß ich nie höflicher behandelt ward als bei jener Gelegenheit. Andere waren der Meinung, daß es, da Trias einer der reichsten und mächtigsten Bürger war, am beßten sein würde, wenn ich den Versuch machte, den Weg aus dieser Verwickelung mit Silber zu pflastern, weil ich keine Aussicht hätte, auf dem Rechtswege etwas gegen ihn auszurichten. Dagegen aber setzte ich mich ganz entschieden. Ich war überzeugt, daß man mich nach Chihuahua zurückgerufen hätte, um etwas von mir zu erpressen, und ich war entschlossen, es durchzusetzen, daß die Beamten sich darin getäuscht sehen sollten. Ich hatte ein unbegränztes Vertrauen auf Artalejo's Freundschaft und Redlichkeit, der durchaus eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Charakter seiner Landsleute war. Immer werde ich mit Dankbarkeit an die warme Theilnahme denken, die dieser aufgeklärte und ehrenwerthe Mann

mir widmete, da seine Freundschaft gegen mich keinen anderen Beweggrund haben konnte als das Bewußtsein, edelmüthig zu handeln.

Als im Staatsrath über meine Befreiung verhandelt wurde, ging es anfangs ziemlich stürmisch her, da einige engherzige und unlenksame Mitglieder entschlossen zu sein schienen, mich mit Recht oder Unrecht gestraft zu sehen. Nach einer langen Erörterung aber brachte mein Freund mir den Entwurf einer Bittschrift, die ich abschreiben und unterzeichnen sollte, und nach deren Uebergabe an den Gouverneur mir meine Befreiung zugesichert wurde. Dieß war, wie er mir sagte, verfügt worden, weil die Behörde nach langer Erwägung in dem Schlusse sich vereinigt hatte, daß das Verfahren gegen mich sehr willkürlich und gesetzwidrig gewesen wäre, und daß ich, wenn ich später das Departement in Anspruch nehmen sollte, einen ansehnlichen Schadenersatz erhalten würde. Die heilsame Lehre, welche die Mejicaner nicht lange vorher von den Franzosen erhalten hatten, war vielleicht die Ursache der Furcht der Behörden in Chihuahua. Es war daher in der Bittschrift eine Stelle enthalten, worin ich jeder Absicht, das Departement je dieser Sache wegen zu belästigen, entsagte und selber die Bitte aussprach, die Angelegenheit als erledigt zu betrachten.

Ich würde nie eingewilligt haben, diese Bittschrift zu unterzeichnen, wenn ich nicht gesehen hätte, daß man willkürliche Gewalt gegen mich ausübte. Die Verhaftung an sich war von geringer Bedeutung, aber der gänzliche Verlust meines Eigenthums, der die Folge einer längerern Gefangenschaft hätte sein können, war ein Uebel, das ich selbst durch ein schweres Opfer meiner Gefühle abwenden mußte. Eine erzwungene Einwilligung, in gefänglicher Haft gegeben, würde zwar nach erlangter Freiheit mich nicht gebunden haben, aber ich fühlte wenig Neigung, Abhilfe meiner Beschwerde zu suchen, wo so wenig Aussicht war, irgend etwas zu erlangen. Ich hätte freilich an die mejicanische Regierung mich wenden und vielleicht auch die Anerkennung meiner

Ansprüche auf Entschädignng gegen Chihuahua durchsetzen können, die Bezahlung würde jedoch sehr zweifelhaft gewesen sein. Ich hatte übrigens zu viele Erfahrungen gemacht, als daß ich nur einen Augenblick auf das Einschreiten der Regierung der Vereinigten Staaten hätte rechnen können.

Während dieser Verhandlung suchte ich vergebens auszumitteln, was für Beschuldigungen man gegen mich vorbrachte. Ich erfuhr weiter nichts, als daß ich einen Reichen beleidigt hatte und auf sein Gesuch nach Chihuahua zurückgebracht worden war, ob aber wegen Hochverrathes oder wegen eines Raubversuches oder wegen Verachtung des vornehmen Herrn, wußte ich nicht. Es ist jedoch in jenem „Lande der Freiheit" nicht ungewöhnlich, daß Jemand, ohne zu wissen warum, verhaftet und wochenlang gefangen gehalten wird.

Nach dem Empfange meiner Bittschrift erließ der Gouverneur alsbald folgende Verordnung, die ich als eine nicht üble Probe mejicanischer Beredtsamkeit übersetze.

„In Erwägung der Vorstellung, die Sie heute der Regierung übergeben haben, hat Seine Excellenz, der Gouverneur, folgende Verfügung zu geben beliebt: daß, da Don Angel Trias die eingereichte Klage, insofern seine Interessen dabei betheiligt sind, zurückgenommen hat, die Regierung, indem sie die Billigkeit eintreten läßt, mit welchen Vergehungen zu betrachten sind, die ohne vorbedachte Absicht einer Gesetzverletzung begangen worden sind, was bei der Unbekanntschaft des Bittstellers mit den Gesetzen zu vermuthen steht, ihm die nachgesuchte Gnade bewilligt; und in Folge dessen steht es ihm frei, abzureisen, wann es ihm beliebt. Zu diesem Zwecke und damit er nicht von den Behörden aufgehalten werden möge, wird ihm eine Abschrift dieser Verfügung zugestellt werden."

„In Gemäßheit des Vorstehenden lege ich besagte Verfügung zu dem angegebenen Zwecke bei."

Gott und Freiheit. Chihuahua, am 9. November 1839.

Amado de la Vega, Secretär.

So endigte diese wichtige Angelegenheit. Die Nutzanwendung läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Ein Bürger der Vereinigten Staaten, der im Vertrauen auf bestehende Verträge seine Geschäfte betreibt, kann von den eigenmächtigen Behörden in Chihuahua ganz ungestraft verhaftet und gequält werden, weil die Erfahrung bewiesen hat, daß die amerikanische Regierung fast allen Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Personen, als ihrer ernstlichen Beachtung durchaus unwürdig, nachsieht. Die Indianer aber können zu derselben Zeit, wie es häufig geschieht, in die Vorstädte von Chihuahua eindringen, rauben, plündern und morden, ohne daß ein einziger Soldat aufgeboten oder irgend eine Anstrengung gemacht wird, die wilden Uebelthäter vor Gericht zu stellen. Nur wenige Tage vor meiner Unannehmlichkeit in Torreon hatten die Apaches einige Rancheros in der Nähe jenes Dorfes getödtet, und später in demselben Augenblicke, als man in Chihuahua so geschäftig war, um meinetwillen Soldaten aufzubieten, hatten die Indianer die zu den Vorstädten gehörenden Getreidefelder überfallen und mehre Arbeiter ermordet. In keinem dieser beiden Fälle aber standen Kriegsvölker zu Gebote, um die Räuber zu verfolgen und zu züchtigen, obgleich ein ganzer Haufen bereit war, uns zu verfolgen. Freilich fühlten die Soldaten weit weniger Abneigung, Kaufleuten nachzusetzen, welche, wie sie wohl wußten, keine feindliche Stellung einnehmen konnten, als unter eine Horde von Wilden zu fallen, die ihr Leben so wenig schonen, als ihre Gesetze und ihr Eigenthum achten würde.

Am Morgen des 10. Novembers verließ ich mit meinen drei Maulthiertreibern die Stadt Chihuahua. In den Nachmittagstunden begegenten wir meinem Freunde, dem Hauptmann, mit seinen tapferen Gefährten, und er war so höflich, daß er nicht einmal nach meinem Passe fragte.

Als wir am Abend des nächsten Tages mitten im Gebiete der Wilden waren, beunruhigte uns nicht wenig der Anblick eines großen Reiterhaufens, der sich in der Ferne zeigte. Es

waren aber Paseños, oder Einwohner der Stadt Paso del Norte. Sie reisten nach Chihuahua mit mehren Pack-Maulthieren, die mit Aepfeln, Birnen, Trauben, Wein und Branntwein, dem Ertrage ihrer Obstpflanzungen und Weingärten, beladen waren. El Paso versorgt Chihuahua hauptsächlich mit Obst und Getränken, die auf Maulthieren oder Karren fortgeschafft werden. Die Früchte werden, sowohl frisch als getrocknet, auf entfernte Märkte gebracht. Die Trauben, sorgfältig im Schatten getrocknet, geben treffliche Pasas oder Rosinen, von welchen jährlich eine große Menge zum Verkaufe von den Einwohnern jener anmuthigen Gartenstadt bereitet wird, die im ganzen nüchterner und betriebsamer sind als die Bewohner irgend einer anderen Gegend von Mejico, die ich besucht habe, und zum Glück weniger unter dem Uebermaße von Reichthum und Armuth leiden.

Am 13. November holte ich meine Wagen einige Meilen südlich von El Paso ein. Wir setzten unsere Reise ohne weitere Zufälle fort und kamen am 6. December glücklich in Santa Fe an.

Achter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Heimkehr. — Ausbruch der Blatternkrankheit. — Unsere Karawane. — Der Comanche Manuel. — Der Prairieen=Brand. — Büffeljagd. — Gefecht mit den Indianern. — Werth eines dicken Schädels. — Rückzug des Feindes. — Das Llano Estacado und die Quellen des Red River. — Der Canadian. — Die Schleichjagd. — Grausamkeiten gegen Büffel. — Ankunft in Spring Valley. — Charakter des durchreisten Landes. — Ankunft in Van Buren. — Die beiden Straßen nach Santa Fe. — Der Prairieen=Wanderer und seine unruhige Sehnsucht nach der Wildniß.

Gegen Anfang des Februars 1840, als ich eben Vorbereitungen zur Rückkehr nach den Vereinigten Staaten machte, brach die Blatternkrankheit unter meinen Leuten aus, und zwar auf eine Art, die mich eben so sehr in Erstaunen als in Unruhe setzte. Einer von ihnen, der in einen benachbarten Bezirke gereiset war, wo einige Blatternkranke gewesen waren, klagte über einen schwachen Fieberanfall, dem ein leichter Ausschlag folgte, welcher aber den echten Pocken so unähnlich war, daß ich die Sache sehr leicht nahm und nicht einmal Varioliden argwöhnte. Nachdem diese leichten Krankheiterscheinungen verschwunden waren, dachten wir nicht mehr an die Sache, als acht oder zehn Tage nachher jedes nicht mit Schutzblattern geimpfte Mitglied unserer Reisegesellschaft von jener grausamen Krankheit befallen wurde, die sich bald sehr bösartig zeigte. Wir hatten jedoch keinen Todesfall, wiewohl wir sehr besorgt waren, daß die Krankheit auf der

Reise wieder ausbrechen würde, aber zu unserer großen Freude entgingen wir einer solchen Trübsal. Eine Gesellschaft, die bald nachher von Santa Fe nach Missouri aufbrach, war nicht so glücklich. Unterwegs erkrankten mehre Leute an den Blattern, von welchen einige starben, und da bei anderen die Ansteckung nicht eher ausbrach, als bis sie sich der Gränze von Missouri genähert hatten, so mußten sie eine Quarantaine in der benachbarten Prairie aushalten, ehe man ihnen erlaubte, in die Ansiedelungen zu kommen.

Am 25. Februar verließen wir Santa Fe, konnten aber einiger Zögerungen wegen erst am 1. März von San Miguel aufbrechen. Die Weide war noch nicht ausreichend für unsere Thiere, und wir versorgten uns hier mit sechshundert Scheffeln Getreide, um unterwegs Futter zu haben. Unsere Karawane bestand aus zwei und zwanzig Wagen, zwei kleinen Kanonen und sieben und vierzig Mann, mit Einschluß von sechzehn Mexicanern und einem Indianer, der uns als Wegweiser diente. Dieser Comanche Manuel war ein echter Indianer, in den großen Prairieen geboren und aufgewachsen. Als er das männliche Alter erreicht hatte, ging er mit einigen mexicanischen Comancheros in das Gränzdorf San Miguel, wo er sich in eine junge Mexicanerin verliebte, die er heirathete. Er hatte dort seit zehn bis zwölf Jahren gewohnt, ein verständiger, gesitteter Bürger, der weit mehr Herzensgüte und redliche Gesinnung besaß als die Mehrzahl seiner mexicanischen Nachbarn. Er wußte sich ganz verständlich im Spanischen auszudrücken und war daher ein trefflicher Dollmetsch, und genau bekannt mit allen Theilen der Prairieen, leistete er als Wegweiser sehr nützliche Dienste. — Zwei Männer aus Baltimore, Wethered und Ware, hatten sich mit einem Wagen und drei Gefährten unserer Karawane angeschlossen. Wir hatten mehr als zweihundert Maulthiere und gegen dreihundert Schafe und Ziegen. Die Schafe wurden zum Theil in der Absicht mitgenommen, um auf der Reise im Noth-

falle Fleischbedarf zu liefern, den Ueberrest aber konnten wir in den Vereinigten Staaten zu guten Preisen absetzen.

Ich folgte nicht dem im verflossenen Jahre eingeschlagenen Wege, sondern beschloß, einen näheren und besseren an der Südseite des Canadian *) unter der Leitung des Comanche-Indianers zu verfolgen. Nach diesem Reiseplane hatten wir wieder auf einer Strecke von 400 Meilen ein ganz unbesuchtes Land zu durchwandern. Wir waren eben über die Laguna Colorada **) hinaus, wo ein Jahr später eine Abtheilung texanischer Freiwilligen unter dem General M'Leod sich dem Obersten Archuleta ergab, als unser Feuer durch Vernachlässigung das Prairie-Gras ergriff. Der Wind wehete in entgegengesetzter Richtung und wir waren bald aus dem Bereiche der Flamme; am nächsten Tage aber, als der Wind sich geändert hatte, folgte das Feuer uns mit sehr schnellem Laufe. Das Schrecken, das diese Prairieen-Brände erregen, wo das Gras hoch und dürr ist, wie es bei uns der Fall war, ist oft beschrieben worden, und wiewohl man die Gefahren dieser Unglücksfälle nicht selten übertrieben hat, so können sie doch zuweilen das kühnste Herz erschüttern. Kendall erzählt einen furchtbaren Fall dieser Art, der den Texanern auf dem Zuge nach Santa Fe begegnete, und alle Reisenden, welche durch die Prairieen gezogen sind, haben mehr oder weniger die Gefahren kennen gelernt, die zuweilen den Karawanen drohen. Das schlimmste Unglück aber, das die Karawanenzüge nach Santa Fe zu fürchten haben, ist eine Pulverentzündung, da gewöhnlich einige Tonnen, von fünf und zwanzig Pfund jede, auf jedem Wagen mitgeführt werden. Als wir sahen, daß das Feuer uns rasch folgte, brauchten wir die Peitsche ohne Schonung, und erst als die lodernden Flammen schon die Hufe unserer Maulthiere bedrohten, waren wir so glücklich, eine mit kurzem Grase be-

*) Siehe die Karte zum ersten Bande.

**) Unter 35° der Breite, 104° westlicher Länge von Greenwich.

wachsene Prairiee zu erreichen, wo keine Gefahr mehr zu befürchten war.

Der Brand wurde bald nachher durch einen kleinen Fluß gehemmt, der quer über unsere Straße floß, und wir waren am folgenden Tage eben aus dem Dampfe hervorgegangen, als unser Comanche Manuel, der gewöhnlich voranritt, eilig umkehrte, um uns zu melden, daß er in geringer Entfernung drei Büffel erspäht hätte. Es waren die ersten, die wir gefunden hatten, und da wir unseres gedörrten Rindfleisches ziemlich müde waren, befahl ich dem Comanche, unserem zuverlässigsten Jäger, sich zur Jagd bereit zu machen. Er gab mir zur Antwort, daß er lieber zu Pferde mit Bogen und Pfeilen jagen möchte. Ich hielt mein Reitpferd, das freilich nur ein gemeiner Klepper und sehr hager war, für das hurtigste in der ganzen Gesellschaft, stieg ab und warf dem Indianer den Zaum zu, ihn ermahnend, das Thier freundlich zu behandeln, da wir noch eine weite Reise vor uns hätten. „Sucht nur einen zu erlegen, es ist genug für jetzt" rief ich ihm nach, als er davon sprengte. Der Comanche gehörte zu den größten Leuten seines Stammes, war stark und muskelkräftig, gegen zweihundert Pfund schwer, aber als er einmal bei seiner Lieblingsbelustigung war, vergaß er schnell meine Ermahnung und die Schwäche meines Pferdes. Er schoß bald zwei Büffel nieder und sagte zu denjenigen, die ihm gefolgt waren, er würde auch den dritten erlegt haben, wenn er nicht einen Verweis von mir gefürchtet hätte.

Am Abend des 10. März hatten wir unser Lager in der Nähe einer Prairieen-Schlucht aufgeschlagen, und da die Nacht finster und traurig war, so suchte sich unsere Wache zu erquicken, indem sie ein helles Feuer anzündete, das sie umringte, um sich lange Geschichten von mejicanischen Tanzfesten und schwarzaugigen Mädchen zu erzählen. Plötzlich wurde die nächtliche Stille durch den lauten Knall von Feuergewehren unterbrochen, und Kugeln pfiffen um die Ohren der sorglosen Schildwachen. Zum Glücke wurde niemand getroffen, was auffallend genug war, da

unsere Leute, um ein loderndes Feuer zusammengedrängt, den Gewehren der Indianer ein bequemes Ziel darboten. Das wilde Geschrei, welches aus allen Theilen der Schlucht hervorschallte, überzeugte uns, daß dieß kein falscher Lärm war, und das Pawni-Pfeifen, das man ringsum hörte, brachte uns alsbald auf den Gedanken, daß ein Schwarm der berüchtigten Prairieen-Räuber in der Nähe war.

Alle sprangen von ihrem Lager auf und ergriffen ihre Gewehre. Unser Comanche schien anfänglich in Verlegenheit zu sein. Endlich aber hielt er es für möglich, daß ein Haufen seines Stammes in der Nähe wäre, und hielt eine lärmende Anrede in seiner Muttersprache, die mehre Minuten dauerte. Als er endlich sah, daß der Feind nicht auf ihn achtete, und einige Wörter der Pawni-Sprache, die er vernahm, ihn überzeugten, daß er seinen Athem gegen die Todfeinde seines Stammes verschwendet hatte, schwieg er plötzlich und schoß sein Gewehr ab. Es war nun offenbar, daß die Indianer die ganze Schlucht besetzt hatten, deren nächste Gränze nicht hundert funfzig Fuß von unseren Wagen entfernt war. Die Wände der Schlucht waren niedrig, gewährten aber immer eine sehr gute Brustwehr, hinter welcher der Feind sich verbarg, der seine Kugeln auf unsere Wagen abschoß, zwischen welchen wir zerstreut waren. Es stieg einmal der Gedanke in uns auf, einen Angriff auf die veste Stellung der Feinde zu wagen, da wir aber ihre Anzahl nicht kannten und die Gegenstände in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden vermochten, so mußten wir uns begnügen, hinter unseren Wagen hervor blindlings zu feuern, indem wir auf den Blitz ihrer Gewehre zielten oder in der Richtung feuerten, woher ein Geräusch zu kommen schien. Ihr Geschrei war fast unabläßig und brach zuweilen in das scheußlichste Geheul und lauteste Geschnatter aus, das furchtsame Seelen, wenn solche unter uns gewesen wären, hätte schrecken können. Das Geschrei aber blieb ohne Wirkung, und unsere Maulthiere ließen sich dadurch nicht reizen, aus der Wagenburg hervorzubrechen, worin wir sie zum Glück eingesperrt

hatten, wiewohl dieß ohne Zweifel die Hauptabsicht des Angriffes der Indianer war.

Man hatte zwar viele Schüsse auf uns abgefeuert, aber nur zwei unserer Gefährten waren verwundet. Einer, ein Mejicaner, hatte nur eine leichte Handverletzung, die Wunde des anderen aber, eines Italieners, hatte ein bedenklicheres Ansehen. Er war ein kurzer, wohlbeleibter Bursche und hatte den Spottnamen Holländer, ein geschwätziger, feigherziger Gesell, der täglich so übermäßig aß, daß er einen Abend um den anderen auf der Krankenliste stand. Bei jener denkwürdigen Gelegenheit war der Holländer wieder aus dem Gleise gekommen, und das gewöhnliche Mittel einer doppelten Gabe Epsom=Salz war sein Abendtrank gewesen. Der Kampf hatte ungefähr eine Stunde gedauert, und obgleich ein furchtbares Stöhnen im Wagen des Holländers laut geworden war, so hatte doch niemand darauf geachtet, weil man es für die Wirkung des Trankes hielt. Endlich aber schrie man: „Der Holländer ist verwundet!" Ich trat sogleich an seinen Wagen und fand ihn sich winden und krümmen, als ob er große Schmerzen gefühlt hätte, während er schrie: „Geschossen!" „Wo?" fragte ich. „In den Kopf" antwortete er. „Bah, Holländer, nicht doch!" sprach ich. „Du hast Dich an den Kopf gestoßen, indem Du Dich zu verbergen suchtest." Als ich aber ein Zündhölzchen angesteckt hatte, bemerkte ich, daß eine Kugel mitten durch den Hut gedrungen war, und zu meiner Bestürzung sah ich seinen Kopf in Blute gebadet. Es ergab sich bei weiterer Befragung, daß die Kugel den Schädel gestreift und eine gefährlich aussehende Wunde gemacht hatte, die so tief war, daß ein Zoll der gesunden Haut die Löcher trennte, durch welche die Kugel eingedrungen und ausgegangen war. Ich fürchtete zwar anfänglich eine Verletzung des Schädels, aber die Wunde heilte bald, und in acht Tagen war der Holländer wieder frisch und gesund. Wahrscheinlich hatte er bei dem Anfange des Kampfes Zuflucht in seinem Wagen gesucht, ohne zu bedenken, daß die Breter und Linnendecken nicht kugelvest waren, und da

die Indianer, besonders in der Nacht, gewöhnlich zu hoch schießen, so war er in einer weit gefährlicheren Lage, als wenn er auf der Erde gelegen hätte.

Die Feinde setzten den Angriff beinahe drei Stunden fort, bis sie sich endlich entfernten, um ihren Rückzug vor Tagesanbruche zu bewirken. Es regnete und schneiete von jener Zeit bis zum folgenden Vormittage, so daß ihre Spur fast ganz verwischt war, und wir konnten nicht entdecken, ob sie Schaden gelitten hatten oder nicht. Offenbar war der Haufen zu Fuße, und wir fanden darin auch ein Zeichen, daß wir es mit Pawneis zu thun gehabt hatten, da diese berüchtigten Räuber ohne Pferde auf ihre Plünderungzüge ausziehen, obgleich sie gewöhnlich gut beritten zurückkommen.

Ihre Schüsse hatten unsere Wagen sehr durchlöchert. Zu unserer Freude konnten wir glauben, daß sie uns nicht ein einziges Thier weggenommen hatten. Ein Maulthier, das zu schwer verwundet war, wurde von dem Treibern getödtet, damit es nicht in die Gewalt der Wilden oder in den Rachen der Wölfe kommen sollte; man hielt es für menschlicher, es lieber todt als lebendig fressen zu lassen. Unsere Schafheerde hatte von den Wölfen beträchtlich gelitten. Beim Anfange des Angriffes hatte sie sich zerstreut, und in ihrer Unruhe, von dem Kampfplatze zu entfliehen, war sie gleichsam in den Rachen ihrer gefräßigen Feinde gesprungen.

Am 12. März erstiegen wir das berühmte Llano Estacado und zogen einige Tage längs dessen Gränzen. In der zweiten Nacht, die wir auf dieser öden Ebene zubrachten, wurden wir von einem der heftigsten Nordwestwinde heimgesucht, die immer über jene Prairieen wehen. Unsere Schafe und Ziegen, die man ungehütet gelassen hatte, flohen über die Ebene, wahrscheinlich um vor dem wüthenden Sturme Schutz zu suchen. Ihr Verschwinden blieb einige Zeit unbemerkt, und da sich in der finsteren Nacht nichts unterscheiden ließ, so mußten wir es bis auf den folgenden Morgen verschieben, sie aufzusuchen. Nach

einer vergeblichen und mühsamen Nachforschung, während welcher die Wirkungen der Luftspiegelung stets Beschwerden und Täuschungen herbeiführten, mußten wir endlich die Verfolgung aufgeben und zur Karawane zurückkehren, ohne ein einziges Thier gefunden zu haben.

Diese heftigen Winde sind sehr vorherrschend auf den großen westlichen Prairieen, obgleich sie selten stürmisch sind. In manchen Jahreszeiten wehen sie beinahe so regelmäßig und ununterbrochen als die Passatwinde im Ocean. Oft wehen sie Tage, ja Wochen lang stürmisch, ohne nachzulassen, außer zuweilen in der Nacht. Darum sowohl als wegen des Regens, sind Percussions-Gewehre in den Prairieen vorzuziehen, besonders von denjenigen, die sich ihrer zu bedienen wissen. Die Winde sind oft so heftig, daß sie Funken und Zündkraut von der Pfanne wehen und das Gewehr ganz unwirksam machen.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise an dem Rande des Llano Estacado fort. Ich wußte, daß der Comanche Manuel auf all jenen großen Ebenen fast so heimisch war als ein Gutsbesitzer auf seinem Gebiete, und während wir weiter zogen, fragte ich ihn nach den Strömen, die südwärts sie durchschnitten. Nach jener Richtung zeigend, sagte er, daß dort in einer Entfernung von einem scharfen Tagesritt ein Wasserlauf wäre, den er „cañada" oder Thalweg nannte, worin man immer an gewissen Stellen Wasser finden könnte, daß aber nur in der Regenzeit eine beständige Strömung im Flußthale wäre. Nach seiner Beschreibung hat dieses Thal seinen Ursprung auf dem Llano Estacado, fünfzig bis sechzig Meilen östlich vom Rio Pecos, und ungefähr in gleicher Entfernung südlich von der Straße, die wir zogen, und läuft in etwas südöstlicher Richtung, südlich von dem nördlichen Theile des Witchita-Gebirges, welches bei den mejicanischen Ciboleros und den Comancheros den Namen Sierra Jumanes hat. Es geht daraus hervor, daß dieß der bedeutendste nördliche Arm des Red River ist. Der falsche Washita oder Rio Negro, wie die

Mexicaner ihn nennen, entspringt nach Manuel's Angabe zwischen dem Canadian und diesem Thalwege, nicht weit südöstlich von dem Wege, den wir verfolgten.

Am 15. März fürchtete unser Wegweiser, daß wir auf der Ebene kein Wasser finden würden, und gab uns den Rath, eine nördlichere Richtung zu nehmen, und nach einem beschwerlichen Tagesritte stiegen wir wieder vom Rücken des Llano Estacado in das wellenförmige Gelände am Ufer des Canadian hinab. Am folgenden Tage waren wir auf dem südlichen Ufer dieses Stromes.

Nur einige Tagereisen oberhalb der Gegend, wo wir uns nun befanden, fließt der Canadian durch ein sehr enges, kaum vier Ruthen breites Bett, hier aber hatte der Strom eine Breite von 900 bis 1800 Fuß, und ist so sehr mit Sandbänken angefüllt, die nur von schmalen Rinnsalen durchschnitten sind, daß er mehr einem sandigen Thale als einem Strombette gleicht. In der trockensten Jahreszeit verschwindet das Wasser gänzlich an vielen Stellen. Als der Rittmeister Boone von dem Dragoner-Regiment der Vereinigten Staaten im Sommer 1843 auf einer Erforschungreise in der Gegend der westlichen Gränze der Republik an den Canadian kam, fand er das Strombett ganz trocken. Während einer Ueberschwemmung hingegen erscheint der Canadian als einer der größten Flüsse des Westlandes, wiewohl er selbst dann wegen seiner Schnelligkeit und seiner Untiefen nicht schiffbar sein würde. Wer mit den Prairieen-Strömen nicht bekannt ist, könnte es beinahe unglaublich finden, daß ein Fluß von ungefähr 1500 Meilen Länge, dessen Quelle in den Felsengebirgen zwischen Gipfeln fließt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, funfzig Meilen oberhalb seiner Mündung kaum für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar ist.

Wir verfolgten mehre Tage unseren Weg an derselben Seite des Stromes hinab und gingen während dieser Zeit über mehre kleine Flüsse, die von den angränzenden Ebenen in den Canadian sich ergossen, wogegen andere nur als trockene Sand-

betten sich zeigten. Einer von diesen war wegen seiner Eigenheit und Größe so merkwürdig, daß wir ihn den trockenen Fluß, Dry River, nannten. Das Bett war wenigstens 200 Fuß breit, doch ohne eine Spur von Wasser, wiewohl er nach der Versicherung unseres Comanche einige Wegstunden aufwärts ein rasch fließender Strom war, und das Treibholz, das wir längs den Ufern fanden, zeigte uns, daß er selbst hier zur Zeit der Ueberschwemmungen ein ansehnlicher Fluß sein mußte.

Während wir am Canadian hinab zogen, fanden wir zuweilen sehr viele Büffel. Einst bemerkten zwei bis drei Jäger, die der Karawane voraus gegangen waren, eine ruhig weidende Heerde in einer offenen Lichtung. Sie näherten sich ihr in gebückter Stellung, wie Schleichjäger. Ihr erster Schuß streckte eine schöne fette Kuh nieder. Sie schlüpften hinter das erlegte Thier, und ihre Gewehre auf dessen Leib legend, schossen sie noch zwei bis drei andere, ohne daß unter den übrigen Büffeln sich sonderliche Störung oder Ueberraschung gezeigt hätte. Es ist auffallend, daß die Büffel, wenn sie den Jäger weder sehen, noch wittern, nur wenig auf den Knall eines Gewehres oder auf dessen tödtliche Wirkungen unter ihrer Heerde achten.

Die Metzelei unter diesen Thieren wird oft bis zu einem Uebermaß getrieben, das die Verderbtheit des menschlichen Herzens in scharfen Zügen zeigt. Der Anblick dieser Bewohner der Prairieen erweckt gewöhnlich eine so große Aufregung, daß nur sehr selten die Jäger sich abhalten lassen, auf das Wild zu schießen, so lange es im Bereich ihrer Gewehre ist. Ich will nicht entscheiden, ob bloße Mordlust zu diesen Uebertreibungen reize, aber so viel ist gewiß, daß jährlich weit mehr Büffel in den Prairieen getödtet werden, als der Bedarf der Reisenden erfodert oder zur Befriedigung der Jagdlust angemessen scheinen könnte. Ich selber bin leider nicht immer im Stande gewesen, der grausamen Versuchung zu widerstehen. Als ich eines Tages nach meiner Gewohnheit einige Meilen den Wagen voraus ging, um den besten Weg zu erspähen, sah ich in einer Lichtung, nicht

weit vor mir, mehre Hervorragungen, die mich anfänglich nicht wenig in Furcht setzten, da ich sie in dem hohen Grase nicht deutlich unterscheiden konnte und für die Bedeckungen von Indianer-hütten hielt. Ich entdeckte jedoch bald, daß es die mächtigen Höcker einer ruhig weidenden Büffelheerde waren.

Ich stieg sogleich ab und näherte mich unbemerkt auf achtzig bis hundert Schritte den argwohnlosen Thieren. Mit einer Doppelflinte bewaffnet, zielte ich auf einen, von der Seite mir zugekehrten Büffel und feuerte. Die übrigen Thiere streckten die Köpfe empor und sahen sich um, als sie aber nichts bemerkten, weil ich im Grase verborgen war, fingen sie wieder an unbekümmert zu weiden. Das Thier, auf welches ich geschossen hatte, war vielleicht nur leicht verwundet, denn wie es gewöhnlich dem unerfahrenen Jäger geht, ja oft selbst dem geübten in der ersten Aufregung, ich hatte so hoch gezielt, daß die Kugel nur in den Höcker gedrungen war. Das Herz des Büffels liegt sehr tief, so daß der Schuß, wenn er tödtlich treffen soll, nicht höher als in den vierten Theil der Tiefe des Leibes über dem unteren Rande des Brustbeines eindringen darf. Als die Thiere wieder ruhig waren, zielte ich schärfer auf mein erstes Opfer, aber nicht mit besserem Erfolge. Ich hielt den Büffel für tödtlich verwundet und feuerte schnell nach einander auf vier andere. Endlich aber hielt ich es für besser, meine übrigen Schüsse zu sparen, denn es war möglich genug, daß mein Feuern die Aufmerksamkeit umher streifender Wilden reizte, die meine Wehrlosigkeit benutzen konnten, um mich anzugreifen.

Als ich aus meinem Verstecke hervortrat, sprengten einige unserer Leute, nicht wenig bestürzt, von den Wagen herbei. Sie hatten meine sechs Schüsse gehört, aber, an mein Doppelgewehr sich nicht erinnernd, die Vermuthung gehegt, daß die Indianer mich angegriffen hätten. Bei ihrer Annäherung flohen die Büffel, bis auf drei, die dem Anscheine nach schwer verwundet waren, und von welchen bald einer todt niederfiel. Ohne Zweifel würde es den anderen nicht besser gegangen sein, wenn nicht ein

Jäger, der sie schneller erlegen wollte, zu nahe gekommen wäre; in ihrer Aufregung sammelten sie ihre letzten Kräfte, flohen vor ihm und entrannen gänzlich, obgleich er sie ziemlich weit verfolgte.

Einige Tage nach diesem Vorfalle kehrte unser Reisegefährte Wethered gegen Abend mit sieben Büffelzungen, dem gewöhnlichen Siegeszeichen der Jäger, an seinem Sattel in das Lager zurück. Wie er uns sagte, hatte am Morgen dieses Tages ein Jäger unfreundlich sich geweigert, einen Büffel mit ihm zu theilen, worauf er aufbrach, mit der Betheuerung, daß er selber einen Büffel erlegen und niemand dafür danken wollte. Er erblickte bald einen Haufen von sieben Büffelstieren, die ruhig an einer Schlucht weideten, und hinter die Wand schleichend, schoß er einen nach dem anderen, bis alle todt vor ihm lagen, und er brachte nun die sieben Zungen als Zeichen seiner Geschicklichkeit mit.

Nachdem wir über den Dry River gegangen waren, zogen wir bald die Hochebene hinan und kamen auf den hohen Rücken, welcher die Wasserscheide zwischen dem Canadian und dem Rio Negro bildet, dessen Zuflüsse wir weit gegen Südwest vom Llano Estacado herabkommen sehen konnten. Die Beobachtung der Verfinsterung eines Jupiter-Trabanten in der Nacht vom 25. März unter 35° 51′ 30″ der Breite ergab, daß wir sehr nahe an 100° westlicher Länge von Greenwich waren. Am folgenden Tage feierten wir unseren Eintritt in das Gebiet der Vereinigten Staaten. Wer nie die Gränzen des Heimatlandes überschritten hat, vermag kaum die Freude zu begreifen, die der Wanderer durch ferne Himmelsgegenden fühlt, wann er wieder den heimischen Boden betritt. Wir waren zwar noch weit von den Wohnungen gesitteter Menschen, und noch weiter von unserer Heimat, aber unsere Herzen zitterten von freudigen Regungen, denn wir waren wieder im eigenen Lande, athmeten unsere freie Heimatluft und waren aus dem Bereiche der Eigenmacht, die wir hinter uns gelassen hatten.

Während wir unsere Reise über die hohe Wasserscheide fortsetzten, bemerkten wir, wie nahe die beiden Ströme sich kamen, die an einer Stelle kaum fünf Meilen von einander entfernt zu sein schienen. Unser Comanche Manuel und einige Mejicaner in unserer Gesellschaft, die mit diesen Prairieen nicht ganz unbekannt waren, hielten daher den Washita oder Rio Negro für den Canadian, da die Gegend des Zusammenflusses desselben mit dem Red River*) außer dem Bereiche ihrer Wanderungen lag.

Wir sahen nun die Waldung Croß Timbers in der Ferne, und da wir fürchteten, daß es schwierig sein möchte, einen Weg durch dieses buschige Gelände südlich vom Canadian zu finden, so gingen wir am 29. März ohne die geringste Schwierigkeit über diesen Fluß und kamen bald auf unseren ehemaligen Weg, ein wenig westlich von Spring Valley. Dieß gab uns frischen und freudigen Muth, da wir zwanzig Tage lang über unwegsame Pfade durch eine Gegend gezogen waren, von welcher wir durchaus nichts kannten, als was wir aus den Angaben unseres Wegweisers ziehen konnten. Die Spur, die unsere Wagen im verflossenen Sommer zurückgelassen hatten, war noch immer sichtbar, und all unsere Besorgnisse hatten nun ein Ende.

Blicken wir auf das Land zurück, das wir durchzogen, so finden wir nur wenig, was den Ackerbauer anziehen könnte. Die meisten niedrigen Thäler des Canadian sind entweder zu sandig oder zu sumpfig, als daß sie zum Anbau taugten, und die Hochebenen sind an vielen Stellen nur Sandhügel. In einigen Gegenden ist zwar der Boden vest und fruchtbar, aber gänzlich von Holze entblößt, mit Ausnahme eines schmalen Streifs der Croß Timbers, der einen Theil des Rückens zwischen dem Canadian und dessen Nord-Gabel bedeckt. Der Canadian selbst ist noch mehr von Holz entblößt als der obere Arkansas. Auf seinem ganzen Laufe durch die Ebenen findet man nicht viel anderes Holz als den Baumwollenbaum, und auch

*) Siehe die Karte zum ersten Bande.

diesen nur sehr spärlich an den Ufern zerstreut, und in einigen Gegenden sieht man stundenweit nicht einen Stock. Nur in der Nähe der Berge, wo die Thäler fruchtbarer sind, zeigen die kleinen engen Thäler, welche viele Nebenflüßchen einschließen, einige Anmuth. Manche derselben sind ungemein reich und schön, und mit Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen, Eichen, Ulmen, Vogelkirschen und zuweilen an den hohen Ufern mit Cedern bewachsen.

Wir setzten nun unsere Reise ohne weitere unangenehme Zufälle fort, außer daß bei dem Uebergange über den Arkansas mehre Maulthiere ertranken, und am 22. April hielten wir unseren Einzug in Van Buren. Diese Reise war weit langwieriger, als ich vorausgesehen hatte, und zwar in der ersten Zeit wegen der unfreundlichen Witterung und des Mangels an Weide und am Ende derselben wegen des häufigen Regens, der die Wege in einen elenden Zustand versetzte.

Was die zwei verschiedenen Wege nach Santa Fe betrifft, so möchte zwar Missouri aus mehren Gründen der Haupthandelsweg bleiben, aber der Weg vom Arkansas bietet viele Vortheile dar. Außer daß dieser um mehre Tagereisen kürzer ist *), wird er auch weniger von großen Flüssen durchschnitten, hat weniger sandige Strecken und eine größere Mannigfaltigkeit von waldbewachsenen Bächen, die auf der ganzen Reise sehr angenehme Lagerplätze darbieten. Ueberdieß kommt auch das Gras beinahe vier Wochen früher hervor, so daß die Karawanen weit früher aufbrechen können und die Unternehmer doppelt so viel Zeit haben, ihre Handelsgeschäfte abzumachen. Die rückkehrenden Gesellschaften würden auch bessere Weide auf der Heimreise finden und ihre Heimat erreichen, ehe die Frostzeit zu weit vorgerückt wäre. Auch würden diejenigen, die sich mit dem Vieh-

*) Independence liegt unter 39° 8′ der Breite, Van Buren aber unter 35° 26′, wenige Meilen vom Parallel-Kreise von Santa Fe, und da es beinahe unter gleichem Meridian mit Independence liegt, so ist die Entfernung bedeutend kürzer.

handel abzugeben wünschen, ihre Maulthiere und Pferde sogleich in ein günstigeres Klima bringen, das mit der Heimat der Thiere mehr übereinstimmte, da die strengen Winter in Missouri den an das Klima nicht gewöhnten mexicanischen Thieren oft verderblich werden.

Dieß war meine letzte Reise durch die Prairieen, obgleich ich im folgenden Sommer eine Wanderung unter die Comanche-Indianer und andere wilde Stämme im Inneren der Prairieen machte, jedoch ohne meine Reise bis Mexico auszudehnen.

Seitdem habe ich vergebens mich bemüht, an den gleichförmigen Ton des gesitteten Lebens in den Vereinigten Staaten mich zu gewöhnen, und gesucht, in seinen Belustigungen und seiner Geselligkeit einen Ersatz für jene lebhaften Aufregungen zu finden, die mich so vest an das Leben in den Prairieen gebunden hatten. Ich schäme mich aber beinahe des Geständnisses, daß kaum ein Tag vergeht ohne ein schmerzliches Bedauern, daß ich nicht mehr durch die westlichen Ebenen schweife. Diese Neigung ist auch nicht mir allein eigen, denn ich habe kaum Jemand gekannt, der, einmal vertraut mit der Lebensweise, die ich so viele Jahre lang geführt habe, sie ohne Bedauern aufgegeben hätte. Man kann diese anscheinend widersinnige Thatsache auf verschiedene Weise erklären. Das wilde, unstäte und unabhängige Leben des Prairieen-Händlers macht eine gänzliche Freiheit von fast allen Arten gesellschaftlicher Abhängigkeit unumgänglich nothwendig. Er sieht sein Leben und sein Eigenthum täglich, ja stündlich gefährdet und gewöhnt sich, von seinem eigenen Arm und Gewehr Schutz und Beistand zu erwarten. Wird er beleidigt, so ruft er kein Gericht, keine Geschworenen an, seinen Zwist zu schlichten oder über zugefügte Kränkungen zu richten, sondern er hält sich an sein Gewissen, und keine Macht wird angerufen, seinen Beschwerden abzuhelfen, außer derjenigen, womit Gott ihn ausgerüstet hat. Er kennt keine Regierung, keine anderen Gesetze als diejenigen, die er selber gegeben und angenommen hat. Er lebt in keiner Gesellschaft, die

er günstig für sich zu stimmen suchen muß. Die Vertauschung dieses fessellosen Zustandes, dieser hohen Unabhängigkeit, mit einem Leben in der gesitteten Welt, wo seine physische und moralische Freiheit überall angetastet wird durch das verwickelte Triebwerk gesellschaftlicher Einrichtungen, kann gewiß nur wenigen Menschen angenehm sein, selbst nicht allen Menschen, welche nach ihrer Erziehung in den Künsten und der Verfeinerung, die dem gesitteten Leben eigen sind, ihren Genuß finden, wie dieß die häufigen Beispiele von gelehrten, fein gebildeten und reichen Männern beweisen, die freiwillig das gesellschaftliche Leben verlassen, um in die Prairieen oder die noch wilderen Gebirg-Einöden zu wandern.

Eine Reise durch die Prairieen ist allerdings ein gefährlicher Versuch für denjenigen, der ein ruhiges und zufriedenes Leben unter Freunden und Verwandten in der Heimat zu führen wünscht, doch nicht so gefährlich für Leben oder Gesundheit als nachtheilig für seine häuslichen Gewohnheiten. Wer in den großen Städten der Vereinigten Staaten gewohnt hat, kennt nur wenig von der schrankenlosen Freiheit in den großen westlichen Prairieen. Betrachtet er sie von dem behaglichen häuslichen Herde, so scheinen sie ihm mit Gefahren, Mühsalen und Leiden angefüllt zu sein, ist er aber einmal dort, so scheinen sie zu verschwinden und werden bald vergessen.

Es giebt noch einen anderen Umstand, der es den meisten Menschen, welche die Prairieen durchwandert haben, ungemein erschwert, sich mit den Gewohnheiten des gesitteten Lebens auszusöhnen. Mögen sie auch von Natur mit Geschmack und feinem Sinne begabt sein, mögen sie auch einst mit der Art und Weise gesitteter Gesellschaft bekannt gewesen sein, eine lange Abwesenheit von diesen Kreisen verwischt gewöhnlich aus ihrer Seele die meisten jener allgemeinen Gesetze des geselligen Verkehrs, die für den Weltmann so nothwendig sind. Das linkische Wesen, welches die Unbekanntschaft mit den Einzelheiten dieser Gesetze so oft erzeugt, ist für alle Menschen von reizbarem Gemüthe

ungemein lästig. Viele eilen daher in die Prairieen zurück, um dem Tadel und dem Spott zu entgehen, den sie nicht zu entwaffnen wissen.

Man wird sich daher kaum wundern, wenn ich hinzusetze, daß diese Leidenschaft für das Leben in den Prairieen, wie seltsam es auch scheinen mag, mich leicht noch einmal bewegen könnte, auf die Ebenen zurückzukehren, um neben dem Mustang und dem Büffel mein Nachtlager unter dem weiten Himmelszelte zu nehmen, um dort mein Vertrauen zu den Menschen ungestört zu erhalten, indem ich brüderlich lebe mit den kleinen Prairie-Hunden und den wilden Füllen und den noch wilderen Indianern, den unbesiegten Sabäern der großen amerikanischen Wildniß.

Neunter Abschnitt.

Verfall des Handels nach Santa Fe. — Umfang des Handels nach Chihuahua. — Häfen für die Einfuhr. — Schicksale der neuen Karawanen nach Santa Fe. — Armijo's Niederlage. — Beschwerden gegen die Texaner. — Ihre Zuchtlosigkeit. — Foderungen der mexicanischen Regierung. — Schluß des Handels nach Santa Fe.

Der Handel nach Santa Fe, wiewohl seit seinem Ursprunge mehr oder minder schwankend, stieg doch durchschnittlich bis zum Jahre 1831. Während derselben Zeit fielen die Preise der Waaren in einem schnelleren Verhältnisse. Der Betrag des Absatzes fiel fortdauernd seit 1831 bis zu der spätesten Zeit des Handels, obgleich keine durchschnittliche Zunahme in der Zahl der Unternehmer oder dem Waarenbetrage stattfand *). Die

*) Im Jahre 1822 betrug der Werth der für den Handel nach Santa Fe bestimmten Waaren 15,000 Dollars, die Personenzahl der Karawanen 70, die Zahl der Waareneigenthümer 60; 1827 Waarenwerth 85,000 Dollars, Wagenzahl 55, Personenzahl 90, Eigenthümer 50; 1832 Waarenwerth 140,000 Dollars, Wagen 70, Personen 150, Eigenthümer 40; 1837 Waarenwerth 150,000 Dollars, Wagen 80, Personen 160, Eigenthümer 35; 1842 Waarenwerth 160,000 Dollars, Wagen 70, Personen 120, Eigenthümer 15; 1843 Waarenwerth 450,000 Dollars, Wagen 230, Personen 350, Eigenthümer 30. — Bei dem Anfange dieses Handels war beinahe jedes Mitglied einer Karawane ein Waareneigen-

Durchschnittpreise für die nach Chihuahua bestimmten Waaren sind gleichfalls herabgegangen, doch hat ein lebhafterer Absatz diesen Theil des Verkehres zu dem vortheilhaftesten gemacht.

Der erste Versuch, amerikanische Waaren auf die südlich von Santa Fe liegenden Märkte Mejicos zu bringen, ward im Jahre 1824 gewagt. Der Betrag war jedoch sehr unbedeutend, bis gegen das Jahr 1831. In den ersten Jahren pflegten die Kaufleute kleine Waarenladungen nach Sonora und Californien zu schaffen, aber dieser Verkehr hat, wie ich glaube, in der neuesten Zeit gänzlich aufgehört. Der nach Chihuahua gebrachte Waarenbetrag hat aber im Ganzen zugenommen, so daß in den letzten Jahren dieser Handel fast die Hälfte der gesammten Einfuhr der Karawanen aus Missouri hinweggenommen hat.

Der gesammte Absatz fremder Waaren im Departement Chihuahua hat nach der Schätzung verständiger mejicanischen Kaufleute jährlich zwei bis drei Millionen Dollars betragen, während der Einkaufpreis sich auf die Hälfte dieser Summe belaufen mochte. Der Handel nach Santa Fe hat nicht ein Zehn-

thümer, wogegen in späteren Zeiten das angelegte Kapital in wenigen Händen war. Im Jahre 1843 bestand die Mehrzahl der Kaufleute aus Neu-Mejicanern, die sich in den drei vorhergegangenen Jahren bei diesem Handel betheiligt hatten, dessen Alleinbesitz sie sich zu sichern Aussicht hatten. Der Betrag der nach Santa Fe gebrachten Waaren ist nach dem wahrscheinlichen Preise in den östlichen Städten der Vereinigten Staaten geschätzt. — Statt sich selber mit dem nöthigen Zugvieh zu versehen, ziehen es mehre Kaufleute vor, Frachtfuhrleute zu benutzen, deren sich gewöhnlich eine Anzahl an der Gränze von Missouri findet, um Waaren nach Santa Fe, das Pfund für 10 bis 12 Cents, zu schaffen. — Der durchschnittliche Brutto-Ertrag für die Kaufleute ist selten über 50 Procent des Einkaufpreises der Waaren gestiegen, was einen reinen Gewinn von 20 bis 40 Procent ergab, wiewohl der Gewinn nicht selten unter 10 Procent blieb, und zuweilen brachten die Unternehmungen nur Verlust. — Im Jahre 1830 fing man an, auch Ochsen als Zugvieh zu gebrauchen.

theil davon betragen, da die Bilanz in andere Häfen eingeführt wird, nämlich Matomoros, woher Chihuahua beinahe die Hälfte seines Bedarfs erhielt, Veracruz über die Hauptstadt Mejico, woher bedeutende Zufuhren in dieses Departement gekommen sind, Tampico im Meerbusen von Mejico, und Mazatlan, am stillen Meere, woher die Einfuhr über Durango von einiger Bedeutung gewesen ist, wogegen beinahe der ganze westliche Theil des Departements, und besonders der ansehnliche Bedarf der Bergwerkstadt Jesus-Maria, die meiste Zufuhr aus dem Hafen Guaymas im Meerbusen von Californien empfängt, woher in der That mehre Waarensendungen bis in die Stadt Chihuahua gekommen sind. Im Jahre 1840 ward ein ansehnlicher Waarenbetrag von der Gränze von Arkansas am Red River gerade nach Chihuahua gebracht, doch ist keine andere Unternehmung je in dieser Richtung gemacht worden*).

---

*) Die Regierung in Chihuahua hatte den Eingangzoll bedeutend herabgesetzt, um eine neue Handelsunternehmung auf einem unbesuchten Wege zu begünstigen, und ein Geleit von Dragonern zum Schutze der Kaufleute versprochen. Die Karawane wurde hauptsächlich von Mejicanern ausgerüstet, da aber ein Amerikaner, Dr. Conelly, ein Kapital dabei eingelegt hatte, so habe ich von ihm eine anziehende Skizze von den Abenteuern derselben erhalten und will die Hauptzüge mittheilen. Die Unternehmer verließen Chihuahua am 3. April 1839, und die Einwohner hegten die Hoffnung, daß ihrer Stadt der einträgliche Handel mit den nördlichen Gegenden zugewendet werden könnte. Die Karawane bestand, mit Einschluß von 50 Dragonern, aus mehr als hundert Personen, doch waren nur ungefähr sechs unter ihnen Waareneigenthümer. Sie hatten zwar nur sieben Wagen, aber gegen siebenhundert Maulthiere und 200,000 bis 300,000 Dollars in baarem Gelde und Barren für ihre Handelszwecke bei sich. Sie zogen über Presidio del Norte, wendeten sich dann nordwestlich und kamen nach einer Reise von drei Monaten glücklich in Fort Towson (33° 50′ Breite, 95° 15′ westl. Länge von Greenwich) an, ohne auf feindselige Indianer zu stoßen oder wesentliche Unglücksfälle zu erleiden,

Der größte Theil der Einfuhr in die erwähnten Seehäfen wurde von britischen Kaufleuten besorgt. Der Vorzug,

---

außer daß sie sich verirrten, nachdem sie über den Red River gegangen waren, den sie für den Rio Brazos hielten. Dieß veranlaßte sie, in beinahe ganz nördlicher Richtung zu ziehen, um den Red River zu suchen, bis sie an den Canadian kamen, wo sie einige Delaware-Indianer fanden, die ihnen die erste genaue Nachricht über den Weg gaben und sie sicher nach Fort Towson geleiteten. Die Unternehmer hatten die Absicht gehabt, im nächsten Herbst nach Chihuahua zurückzukehren, verschiedene Zufälle und Hemmnisse aber machten es ihnen unmöglich, zu gehöriger Zeit aufzubrechen, und da unablässige Regengüsse folgten, so konnten sie erst im folgenden Frühlinge die Reise antreten. Sie erfuhren, daß die Tejaner freundlich gegen sie gesinnt waren, und entschlossen sich, mitten durch die nördlichen Ansiedelungen der Republik Tejas zu ziehen. „Nie" sagt Conelly, „ward ich gastfreundlicher behandelt, nie fand ich thätigeren Beistand als unter den Anwohnern des Red River. Alle wetteiferten, uns jede mögliche Hilfe zu leisten, und unsere Freunde aus Mejico wurden, ungeachtet des feindlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern, mit einem Wohlwollen behandelt, dessen sie sich stets dankbar erinnern werden." Dieß ist wohl ein auffallender Abstich gegen die Behandlung, welche die Kaufleute aus Tejas, die später Santa Fe besuchten, von den Mejicanern erfuhren. — Die Karawane bestand nun aus beinahe siebzig, mit Waaren beladenen Wagen und ungefähr 225 Mann, mit Einschluß des Geleites von mejicanischen Dragonern. Sie gingen zu Anfange des Aprils über die Gränze von Tejas, und hofften, auf ihren früheren Weg jenseit der Croſſ Timbers zu kommen; da aber diese Straße zum Theil nicht mehr erkennbar war, so durchschnitten sie dieselbe unbemerkt und irrten mehre Tage am Ufer des Rio Brazos umher. Nachdem sie aber einige Tage lang eine südliche Richtung genommen hatten, fanden sie zum Glück ihren alten Weg an einem Arme des Colorado. Sie setzten dann ihre Reise ohne weitere Zufälle fort, kamen ungestört an einem zahlreichen Haufen von Comanche-Indianern vorüber und erreichten bald den Rio Pecos. Dieser zwar sehr schmale Strom war jedoch zu tief, um durchwatet werden zu können, und

den man den amerikanischen Manufacturen giebt, hat es hauptsächlich den nach Santa Fe handelnden Kaufleuten möglich gemacht, auf den südlichen Märkten die Bewerbung mit den durch die Seehäfen eingeführten Waaren auszuhalten, die den Vortheil des Rückzolls genießen. In dieser Beziehung ist den Kaufleuten der Vereinigten Staaten eine sehr ungerechte Bürde aufgelegt. Es läßt sich schwerlich irgend ein billiger Grund angeben, warum Kaufleute, die ihre Waaren auf Wagen durch die Prairieen fortschaffen, nicht eben so sehr auf den Schutz der Regierung Anspruch haben sollen als diejenigen, die sie in Schiffen über den Ocean führen. Ein solcher Beistand würde die nordamerikanischen Kaufleute in Stand setzen, den einträglichen Handel nach Chihuahua ausschließend zu führen, und ohne Zweifel würden sie einen Antheil an dem Handel mit den noch reicheren Departements Durango und Zacatecas erhalten und auch bei dem Handel mit Sonora und Californien sich betheiligen können.

Hinsichtlich der Einkünfte ist der Handel nach Santa Fe für die mexicanische Regierung nur von geringer Wichtigkeit gewesen. Der Betrag der in Santa Fe erhobenen Zölle ist jähr-

---

die Karawane mußte daher zu einem Nothmittel greifen, das für Prairieen-Reisen recht bezeichnend ist. Da nirgend ein Stock Holz zu finden war, um auch nur eine Fähre zu bauen, so banden sie unter den Obertheil eines Wagens mehre leere Wassertonnen und verschafften sich auf diese Weise eine Art von Fährboot. Bei ihrer Ankunft in Presidio del Norte erfuhren sie, daß der Gouverneur, mit welchem sie den Vertrag über die Herabsetzung der Zölle abgeschlossen hatten, mittlerweile gestorben war, und da neue Zollbeamten angestellt waren, so sahen sie sich der Gefahr ausgesetzt, die vollen Abgaben bezahlen zu müssen. Nach einer Verzögerung von mehren Wochen wurde jedoch ein Vergleich geschlossen, und sie kamen am 27. August 1840 in Chihuahua an. Diese Unternehmung hatte wegen der Verzögerungen und des vermehrten Aufwandes so ungünstige Ergebnisse für alle Betheiligten, daß seitdem keine andere gewagt worden ist.

lich in der Regel auf 50,000 bis 80,000 Dollars gestiegen, aber beinahe die Hälfte dieser Summen durch die Zollbeamten unterschlagen worden, so daß jährlich vielleicht nicht 40,000 Dollars an reiner Einnahme übrig blieben. Es ist eine nicht unwichtige Thatsache, daß wenige oder gar keine der Schwierigkeiten und Gefahren, welche früher die bei dem Handel nach Santa Fe betheiligten Kaufleute trafen, seit 1831 statt gefunden haben. Kein Kaufmann ward auf dem gewöhnlichen Handelswege von den Wilden getödtet, und den Karawanen wurden nur wenige Thiere gestohlen. Im Ganzen sind die Versicherungsummen bei diesem Handel kaum so hoch als bei Seefahrten zwischen New-York und Liverpool. Wenn ich jedoch erkläre, daß wirkliche Gefahren und Störungen im Allgemeinen unbedeutend gewesen sind, so darf ich die Schwierigkeiten nicht ganz übergehen, die im Jahre 1843 in den Prairieen vorkamen und sehr ernstliche Folgen hatten.

Es war schon im November 1842 die Nachricht in Santa Fe verbreitet, daß ein Haufen von Tejanern in den Prairieen sich gesammelt und die Absicht hätte, alle mejicanischen Kaufleute anzugreifen, die im folgenden Frühlinge über die Ebenen ziehen würden, und da man einige Amerikaner eines heimlichen Einverständnisses mit den Tejanern beschuldigte, so wurden viele Personen nach Santa Fe zum Verhör geladen, wodurch mehre Unschuldige in große Unannehmlichkeiten geriethen. Dieses Gerücht ward übrigens weiter nicht beachtet, da Viele es nur für eine jener Sagen von tejanischen Einfällen hielten, die schon so oft unnöthige Bestürzung im Lande verbreitet hatten. Es zeigte sich so wenig Besorgniß, daß im Februar 1843 Don Antonio José Chavez aus Neu-Mejico nur mit fünf Dienern, zwei Wagen und fünf und funfzig Maulthieren Santa Fe verließ, um nach Independence zu ziehen. Er hatte zehn- bis zwölftausend Dollars in baarem Gelde und Goldbarren und einen kleinen Vorrath von Pelzwerk bei sich. Der März war äußerst rauh, und die kleine Gesellschaft litt ungemein durch Kälte und

Entbehrungen. Die meisten Reisenden erfroren ihre Glieder, und alle Maulthiere, bis auf fünf, kamen bei der strengen Witterung um, so daß Chavez sich genöthigt sah, einen seiner Wagen in den Prairieen zurückzulassen. Er schleppte sich indeß mit dem anderen Wagen und seinen Habseligkeiten fort, bis er um den 10. April in der Nähe des kleinen Arkansas ankam, wenigstens hundert Meilen innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten. Hier stieß er auf funfzehn Mann von der Gränze des Staates Missouri, die sich für texanische Soldaten, unter dem Befehl eines gewissen John M'Daniel, ausgaben. Diese Leute waren größtentheils an der Gränze von ihrem Anführer gesammelt worden, der kurz vorher aus Texas gekommen war, von dessen Regierung er als Hauptmann angestellt zu sein behauptete. Sie waren ohne Zweifel aufgebrochen, um sich mit einem Obersten Warfield zu vereinigen, der angeblich auch in texanischen Diensten stand und seit mehren Monaten in der Nähe der Gebirge auf den Ebenen gewesen war, mit der offen erklärten Absicht, die Kaufleute aus Mexico anzugreifen.

Als M'Daniel's Haufen auf Chavez stieß, faßte er sogleich den Entschluß, sich lieber der Habe des Mexicaners zu bemächtigen, als außerhalb der Gränze der Vereinigten Staaten eine ähnliche Beute zu erwarten. Der unglückliche Chavez ward einige Meilen südwärts von der Straße überfallen und sein Gepäck geplündert. Sieben aus dem Haufen brachen nach den Ansiedelungen auf und nahmen ihren Antheil von der Beute mit, der sich für jeden auf vier- bis fünfhundert Dollars belief. Sie reisten zu Fuß, weil ihre Pferde entlaufen waren. Die übrigen acht beschlossen, bald nach dem Aufbruche ihrer Gefährten, den Mexicaner zu ermorden, aus welchem Grunde, ist schwer zu bestimmen, da Chavez seit zwei Tagen ihr wehrloser Gefangener gewesen war. Es wurden durch das Loos die vier Genossen bestimmt, welche die blutige That vollziehen sollten, und man führte den unglücklichen Mann einige Schritte auf die Seite, um ihn kaltblütig zu erschießen. Nach seiner

Ermordung fand man viel Gold in seinen Taschen und in seinem Koffer. Der Leichnam wurde nebst dem Wagen und dem Reisegepäcke in eine benachbarte Schlucht geworfen, und als die Räuber einige ihrer verlorenen Thiere wieder gefunden hatten, wurde die Beute aufgepackt und an die Gränze von Missouri gebracht.

Man hat sich sehr bemüht, diese Bande aufzufangen, aber sie entging selbst der Wachsamkeit einer Dragoner-Abtheilung, die ihr über hundert Meilen gefolgt war. Aber die ehrlichen Gränzbewohner waren so wachsam, daß es den Räubern nicht gelang, ungestraft in das Innere zu entkommen. Fünf von dem ganzen Haufen, mit Einschluß von drei Mördern, entkamen, die übrigen zehn aber wurden ergriffen, zur Haft gebracht und in St. Louis dem amerikanischen Gerichtshofe übergeben. Wie es scheint, sind diejenigen, die Chavez ermordet hatten, seitdem überwiesen worden, diejenigen aber, die nur bei dem Raube betheiligt gewesen waren, wurden des Diebstahls schuldig erklärt und mit Geldbuße und Gefängnißstrafe belegt.

Gegen Anfang des Mai's in demselben Jahre ward im nördlichen Texas ein Haufen von 175 Mann unter dem Obersten Snively gesammelt und verließ die Ansiedelungen, um den Weg nach Santa Fe zu nehmen. Anfänglich ging das Gerücht, daß sie die Absicht hätten, Santa Fe zu überfallen, aber sie waren offenbar zu schwach, zu jener Zeit einen Einfall wagen zu können. Es scheint daher ihre Hauptabsicht gewesen zu sein, die Mejicaner, die bei dem Handel nach Santa Fe betheiligt waren und im Mai und Junius in den Prairieen erwartet wurden, anzugreifen und Wiedervergeltung zu üben. Als die Texaner am Arkansas angekommen waren, stieß der Oberst Warfield mit einigen Gefährten zu ihnen. Dieser Offizier hatte einige Zeit vorher das Dorf Mora an der mejicanischen Gränze mit ungefähr zwanzig Mann angegriffen, fünf Menschen, wie es hieß, getödtet und eine Anzahl von Pferden weggetrieben. Später wurden sie von den Mejicanern verfolgt,

die ihnen die gestohlenen und die eigenen Pferde abnahmen. Nach diesem Unfalle verbrannten sie ihre Sättel und zogen bis zu Bent's Fort, wo sie aufgelöst wurden.

Die Texaner zogen jenseit der Sandhügel südwärts vom Arkansas auf der Straße nach Santa Fe, als sie sahen, daß ein Haufen Mexicaner dem Flusse sich genähert hatte. Es kam zu einem Gefechte, worin achtzehn Mexicaner getödtet und eben so viele verwundet wurden. Die Texaner erlitten keinen Verlust, obgleich die Mexicaner hundert Mann stark waren. Die übrigen Mexicaner wurden gefangen, und nur zwei entkamen zu dem General Armijo, der mit ansehnlichen Streitkräften 140 Meilen weiter gelagert war. Als dieser die Nachricht von der Niederlage seiner Vorhut erhalten hatte, brach er eilig sein Lager ab und zog sich nach Santa Fe zurück.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Texaner, wenn sie sich außerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten hielten, ein Recht hatten, den Handel der Mexicaner zu stören, mit welchen sie in offenem Kriege waren, aber eine andere Rücksicht hätte sie wohl von einem solchen Angriff abhalten sollen. Sie mußten wissen, daß nur ein Theil der Kaufleute aus Mexicanern bestand, und daß viele Amerikaner in denselben Karawanen waren. Die Texaner behaupteten zwar, das Leben und das Eigenthum der Amerikaner sollten geachtet werden, wofern sie sich von den Mexicanern trennten; aber sie bedachten nicht, wie niederträchtig die vorgelegten Bedingungen waren. Welcher des Namens würdige Amerikaner könnte wohl, um seine Interessen, ja selbst sein Leben zu schützen, seine Reisegefährten zum Opfer hingeben? Und hätten sie die Mexicaner verlassen oder an ihre Feinde verrathen, wohin hätten sie sich wenden sollen? Sie konnten dann nicht die Reise nach Mexico fortsetzen, und mit ihren Waaren nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, würde den Meisten unter ihnen zum Verderben gereicht haben.

Man hat zur Entschuldigung dieses zweiten texanischen Zuges die harten Gewaltthätigkeiten angeführt, welche die im

Jahre 1841 in Neu-Mejico gefangen gehaltenen Tejaner erdulden mußten, unter welchen viele waren, die zu diesem Haufen gehörten. Betrachten wir ihre Beschwerden, so müssen wir zugeben, daß sie fast jede, mit dem Natur- und Völkerrechte vereinbare Vergeltung entschuldigen, ja rechtfertigen, ich will jedoch bei den streitenden Meinungen nicht entscheiden, ob unter den obwaltenden Umständen dieser Einfall in die Prairieen sich entschuldigen lasse. Ich füge einige Bemerkungen hinzu, um zu zeigen, was für ungünstige Folgen eine rücksichtlose Rache herbeiführen könne. Der unglückliche Chavez, dessen Ermordung vermuthlich durch den Vorwand der gegen die Tejaner verübten Grausamkeiten beschönigt wurde, gehörte zu einer reichen und viel vermögenden Familie in Neu-Mejico und war mit dem Gouverneur Armijo nicht in freundschaftlichem Vernehmen. Seine Ermordung wurde zwar keineswegs von den Tejanern überhaupt gebilligt, doch wird sie jene mächtige Familie sehr gegen dieselben erbittert haben, eine Familie, deren freisinnige Grundsätze den Tejanern sonst nicht ungünstig gewesen sein würden. Der Angriff auf das Dorf Mora hatte zwar nicht so viele wichtige Folgen, machte aber eine ungünstige Wirkung. Die Bewohner jenes Dorfes sind meist sehr schlichte und unschuldige Rancheros und Jäger, und da sie durch die Schneegebirge von den Hauptansiedelungen Neu-Mejico abgeschieden sind, so scheinen ihre Herzen den Tejanern stets geneigt gewesen zu sein. Das Dorf ist von einigen Amerikanern angelegt worden, und wie es scheint, hatten die mejicanischen Einwohner etwas von den Gesinnungen derselben angenommen.

Die Niederlage der Vorhut Armijo's hatte sowohl für die Amerikaner als für die Tejaner noch verderblichere Folgen. Jene Heerabtheilung bestand aus der Miliz des nördlichen Landestheiles, der Gegend von Taos. Diese Leute waren nicht nur seit der Revolution von 1837 gegen den Gouverneur Armijo erbittert geblieben, sondern zu allen Zeiten gegen Tejas günstig gesinnt gewesen. Sie hatten so wenig Lust, wider die Tejaner

zu kämpfen, daß Armigo, wie man mir versichert hat, es für nöthig hielt, sie auf ihre Pferde binden zu lassen, um ihre Flucht zu verhindern, bis er sie endlich in die Prairieen gebracht hatte. Als die Nachricht von ihrer Niederlage in ihre Heimat kam, geriethen die Verwandten der Getödteten, ja die ganze Bevölkerung, in die höchste Erbitterung, und einige eingebürgerte Fremde, die man für Freunde der Texaner hielt und die früher angesehene Leute waren, sahen sich nun genöthigt, zu entfliehen, um ihr Leben zu sichern, und mußten ihre Häuser und ihre Habe dem wüthenden Pöbel zum Raube überlassen.

Hätten die Texaner anders gehandelt, hätten sie die Mexicaner vermocht, sich ohne Kampf zu ergeben, was ohne Zweifel nicht schwer geworden wäre, so würden sie dieselben gewiß bewogen haben, ihnen als Führer zu Armijo's Lager zu dienen, und dieser grausame Tyrann würde in ihre Hände gefallen sein. Die Schwierigkeit, die Texaner in Ordnung zu halten, mag wohl die Ursache von vielen ihrer unglückseligen Schritte gewesen sein.

Bald nachher kam die Handelskarawane mit einem Geleite von 200 Dragonern der Vereinigten Staaten unter dem Befehle des Rittmeisters Cook an. Der Oberst Snively, der mit hundert Mann auf dem südlichen Ufer des Arkansas, ungefähr funfzehn Meilen von den Caches *) gelagert war, setzte über den Fluß und stieß auf den Rittmeister Cook, der ihm alsbald seine Absicht andeutete, ihn sammt seinen Leuten zu entwaffnen, und ohne Zögern zu Werke schritt. Mehre Texaner täuschten den Rittmeister. Sie versteckten ihre guten Büchsen, zum Theil Doppelgewehre, und überlieferten dem Rittmeister die den Mexicanern abgenommenen elenden Flinten, so daß sie später nach ihrer Auslösung wieder im Besitze ihrer guten Gewehre waren. Man hat dem Rittmeister viele Vorwürfe gemacht, aber ohne darüber zu urtheilen, kann ich nicht verkennen,

*) Siehe Bd. I. S. 36.

daß seine Schritte den Zweck hatten, die nach Santa Fe bestimmte Karawane zu retten, von welcher ein ansehnlicher Theil aus Amerikanern bestand. Hätte er den Texanern ihre Waffen gelassen, so würden ihn die Kaufleute ohne Zweifel beschuldigt haben, daß er sie bis an die Schwelle der Gefahr geleitet und dann dem gewissen Verderben überlassen hätte.

Der Rittmeister Cook kehrte bald darauf nach den Vereinigten Staaten zurück *), und mit ihm ungefähr vierzig entwaffnete Texaner, unter welchen viele wackere Männer gewesen sein sollen, die eines besseren Schicksals würdig waren. Viele Texaner gingen vom Arkansas auf dem geraden Wege nach ihrer Heimat zurück, während sechzig bis siebzig Mann, die Warfield zu ihrem Anführer wählten, die Bestimmung erhielten, die Karawane zu verfolgen und aufzufangen. Sie sollen der Karawane bis zum Point of Rocks — zwanzig Meilen östlich von der Furt durch den Canadian — gefolgt sein, aber sie wagten keinen Angriff und kehrten gerade nach Texas zurück. So endigt der sogenannte zweite texanische Zug gegen Santa Fe, und wenn auch nicht so verderblich als der erste, war er doch beinahe eben so unnütz.

Dieser Zug bestand zwar nur aus Texanern oder aus Personen, die nicht für Bürger der Vereinigten Staaten gelten wollten, und wurde bloß in Texas gesammelt, aber ungeachtet der kräftigen Maßregeln, welche die Regierung der Vereinigten Staaten nahm, um die

*) Die Truppen der Vereinigten Staaten dürfen nicht über die Gränze gehen, die auf dieser Straße der Arkansas bildet, daher geben solche Geleite den Karawanen nur wenig Schutz. Eine so ausgedehnte, unbewohnte Wildniß als die großen Prairieen sollte allerdings wie das Meer betrachtet werden. Man sollte völkerrechtliche Anordnungen zwischen den Vereinigten Staaten und Texas oder Mexico — je nach dem das Eigenthumsrecht auf das Gebiet jenseit der amerikanischen Gränze bestimmt wäre, — verabreden, so daß die Heere beider Staaten ohne Unterschied durch diese Wildniß ziehen könnten, wie Schiffe auf dem Ocean.

Karawanen, sowohl von Mejicanern als von Amerikanern, gegen ihre Feinde zu schützen, so erhob doch der mejicanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bocanegra, einen förmlichen Anspruch auf Entschädigung für jenen Einfall. In einer Antwort an dem General Thompson sagte er, in Beziehung auf Snively's Compagnie, Independence in Missouri wäre der Ausgangspunkt für diese Leute gewesen. Aus der vorstehenden Darstellung geht hervor, daß dieß ein Irrthum war. Ein Theil des Haufens, der den unglücklichen Chavez ermordete, war von der Gränze von Missouri; aber man erwäge die eifrigen Anstrengungen der Gränzbewohner, um die Räuber zur Verantwortung zu ziehen, und stelle dann diese Angelegenheit in Gegensatz zu den Räubereien, die täglich überall in Mejico begangen werden, wo bekannte Straßenräuber ungestraft umhergehen. Was würde der Minister sagen, wenn jede Regierung Schadloshaltung für alle gegen ihre Bürger in Mejico verübten Räubereien verlangte?

Der unglücklichste Umstand aber, den dieser feindliche Einfall in die Prairieen zur Folge hatte, unglücklich wenigstens für die Vereinigten Staaten und für Neu-Mejico, war die Verschließung der nördlichen Häfen für den auswärtigen Handel, wodurch dem Handel nach Santa Fe, wenigstens für jetzt, ein Ende gemacht wurde. Santa Ana's Verordnung vom 7. August 1843 lautete: „I. Die Gränzzollämter Taos im Departement Neu-Mejico, Paso del Norte und Presidio del Norte, im Departement Chihuahua, sind gänzlich für allen Handel geschlossen. II. Diese Verordnung soll drei und vierzig Tage nach deren Bekanntmachung in der Hauptstadt der Republik in Kraft treten.“ Ich muß dabei bemerken, daß der einzige Eingangsort in Neu-Mejico für ausländische Waaren dem Namen nach Taos war, obgleich sich das Zollamt in Santa Fe befand.

Nach meiner Meinung darf man jedoch kaum befürchten, daß Santa Ana's Verordnung von langer Dauer sein werde, wenn anders nicht die friedlichen Verhältnisse zwischen den Vereinigten

Staaten und Mejico gestört werden, ein Ereigniß, das unter allen Umständen sehr zu bedauern sein würde. Bei der Fortdauer des Friedens zwischen beiden Staaten werden die Mejicaner gezwungen sein, ihre nördlichen Gränzhäfen zu öffnen, um eine Revolution in Neu-Mejico zu vermeiden, von welcher sie stets bedroht sind, so lange die Sperre fortdauert. Sollte die verderbliche Verordnung zurückgenommen werden, so wird der Handel nach Santa Fe ohne Zweifel mit frischer Kraft und Unternehmunglust wieder beginnen.

Zehnter Abschnitt.

Geographie der Prairieen. — Berge und Mesas. — Das Llano Estacado. — Cañones. — Kohlenlager und andere Mineralien. — Salinen. — Die Salzebene und der Salzfels. — Unbewohnbarkeit der hohen Prairieen. — Treffliches Weideland. — Nord-Texas. — Prairieen-Flüsse. — Ihre Unschiffbarkeit. — Croß Timbers. — Früchte und Blumen. — Gesundes Klima.

Während ich versucht habe, dem Leser ein Bild von dem Leben in den Prairieen vorzuführen, konnte es mir nicht gelingen, ihm richtige Ansichten von der natürlichen Beschaffenheit derselben zu geben. Ich werde nun diesem Mangel, so viel ich vermag, abhelfen und einen flüchtigen Abriß von diesem unermeßlichen Gebiete, seiner physischen Geographie und von den Pflanzen und Thieren, die es ernährt, vorlegen. Es ist zu bedauern, daß dieses weite Feld der Beobachtung noch so wenig die Blicke wissenschaftlicher Männer angezogen hat, denn es giebt kaum einen Bezirk in dem ganzen noch unerforschten Naturgebiete, der des Studiums der Naturforscher so würdig wäre und doch so wenig beachtet worden ist.

Betrachten wir die großen westlichen Prairieen, abgesehen von den politischen Gränzverhältnissen der Staaten, zu welchem die Theile derselben gehören, so finden wir, daß sie das ganze unermeßliche Gebiet umfassen, welches zwischen den Ausläufern des Felsengebirges im Norden und den Flüssen in Texas im Süden liegt, eine Strecke von 700 bis 800 Meilen in einer

Richtung, und von den Gränzen von Missouri und Arkansas östlich zu den östlichen Zweigen des südlichen Felsengebirges im Westen, ungefähr 600 Meilen in der Querrichtung, ein Flächenraum von beinahe 400,000 Quadrat-Meilen *), wovon über 30,000 innerhalb der ursprünglichen Gränzen von Texas und 70,000 innerhalb der Gränzen von Neu-Mexico liegen, wenn wir diese östlich bis zur Gränze der Vereinigten Staaten ausdehnen, so daß ungefähr 300,000 zu dem Gebiete dieser Republik zu zählen sind.

Dieses weite Gebiet wird durch keine bedeutenden Gebirgzüge unterbrochen, ausgenommen längs den Gränzen der großen westlichen Sierras und durch einige niedrige Felsenrücken an der Gränze von Arkansas, Rändern des Ozark-Gebirges. Allerdings giebt es auf dem Rücken der Wasserscheide zwischen dem Red River und dem falschen Washita eine Hügelreihe, deren südwestlicher Theil sich bis zu ungefähr 100° westlicher Länge von Greenwich erstreckt, das heißt bis zur Gränze der Vereinigten Staaten **). Man nennt sie gewöhnlich die Witchita-

*) D. i. englischen.

**) Nach dem zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien im Februar 1819 geschlossenen Vertrage wird die Gränze gegen Mexico gebildet, östlich durch den Fluß Sabina von seinem Einflusse in den Meerbusen von Mexico bis aufwärts zu seiner Verbindung mit dem Red River — nördlich durch den Red River, dann durch eine aus dem Arkansas-Flusse senkrecht von Norden nach Süden gezogene Linie, durch den Arkansas bis zu seiner Quelle, und von da weiter durch eine zwischen dieser Quelle und der Küste des stillen Meeres laufende Linie. Nachdem Mexico sich für unabhängig erklärt hatte, erhob sich bis zum Jahre 1828 kein Widerspruch gegen die Giltigkeit dieser vertragmäßig bestimmten Gränze. Die zwischen Louisiana und Arkansas auf der einen und dem zu Mexico gehörenden Texas auf der anderen Seite entstandenen Verhältnisse aber änderten die Ansichten der Regierung der Vereinigten Staaten, und als Jackson an die Spitze der Verwaltung getre-

Berge, zuweilen aber heißen sie auch bei den Jägern Towjasch, vielleicht von Tojavist, das in der Sprache der Comanche-Indianer Berg bedeutet. Ich fragte einst einen Comanche, was für einen Namen bei seinem Volke die Bergreihe führte, die wir im Gesichte hatten. Er antwortete: „Tojawist." Ich erwiderte: „„Aber das bedeutet ja einen Berg. Wie unterscheidet Ihr denn dieses Gebirge von anderen?"" „Es giebt keine anderen Berge im Gebiete der Comanches," antwortete er, „keine, bis wir ostwärts in euer Land gehen, oder südwärts nach Tejas, oder westwärts nach dem Lande der Mejicaner."

Mit dieser Ausnahme giebt es in diesen ganzen weit gedehnten Ebenen kaum irgend eine Erhöhung, die ein Berg genannt werden könnte. Die Gebirge, welche die Tejaner auf ihrem Zuge nach Sante Fe sahen, waren ohne Zweifel die Rücken der hohen Flachlande, deren es überall in den Prairieen giebt,

ten war, bildeten sich wichtige Plane zur Erweiterung des Gebietes und der Handelsverbindungen. Tejas war durch Einwanderer aus Nord-Amerika, besonders aus jenen beiden Staaten, bevölkert worden, und es ließ sich erwarten, daß diese Bevölkerung sich mit der politischen und kirchlichen Verfassung Mejicos nicht lange vertragen, sondern suchen würde, sich davon loszumachen. Für einen solchen Fall lag es in dem Interesse der Regierung der Vereinigten Staaten, die Frage über die Gränze als unentschieden zu betrachten und gegen die fortdauernde Giltigkeit des Vertrages von 1819 Zweifel zu erheben. Es stand dann in ihrer Macht, eine vielleicht in Tejas, als einem noch streitigen Gebiete, entstehende Bewegung zu begünstigen, um die Vereinigung dieses Landes mit den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Im Jahre 1828 machte die amerikanische Regierung den Antrag auf eine Gränzberichtigung und deutete dadurch an, daß sie den Vertrag von 1819 nicht mehr anerkennen wollte. Die weitläufigen Unterhandlungen hatten keinen entschiedenen Erfolg, der auch nicht im Plane der Regierung liegen mochte, da es ihr vielmehr zusagte, einstweilen keine vest bestimmte Gränze gegen Mejico zu haben, um den Gang der Ereignisse in Tejas abwarten zu können. L.

und welche, von den tiefer liegenden Ebenen gesehen, wie furchtbare Gebirge erscheinen, ist aber der Reisende einmal auf ihrem Rücken, so sieht er eine andere weite Ebene vor sich.

Die Tafellande oder Mesas, wie die Mejicaner sie nennen, deren viele tausend Quadratmeilen zwischen der Gränze der Vereinigten Staaten und dem Felsengebirge liegen, sind Ebenen, die sich bedeutend über das umliegende Gelände erheben und sich mit den Steppen Asiens vergleichen lassen. Sie sind von vielen Flüssen durchschnitten, von welchen die größten gewöhnlich mehre Meilen aufwärts von Hügeln begränzt sind, die meist sandig, trocken und unfruchtbar sich zeigen.

Die bedeutendste dieser großen Hochebenen in den Prairieen ist diejenige, die bei den Mejicanern Llano Estacado heißt. Nördlich vom Canadian begränzt, erstreckt sie sich ostwärts bis beinahe zu der Gränze der Vereinigten Staaten, mit Einschluß des Quellengebietes des falschen Washita und anderer Arme des Red River, und dehnt sich südlich bis zu den Quellen des Trinity, des Brazos und des Colorado, westwärts bis zum Rio Pecos. Sie ist durchaus eine meist flache Hochebene ohne bedeutende Hügel oder Rücken, wenn man nicht die felsigen Ufer der Flüsse dazu rechnet, die sie begränzen und durchschneiden. Ihr Flächenraum enthält gegen 30,000 Quadratmeilen, wovon der größte Theil neun Monate im Jahre ohne Wasser ist, während viele ihrer fortdauernd fließenden Gewässer wegen ihres zu salzigen Geschmackes untrinkbar sind.

Mejicanische Jäger und mehre Indianer haben mir versichert, daß es südlich von Santa Fe nur einen einzigen Weg giebt, auf welchem in der trockenen Jahreszeit diese Ebene sicher zu durchziehen ist; selbst einige der Stellen, wo Wasser eingenommen werden kann, liegen funfzig bis achtzig Meilen von einander entfernt und sind schwer zu finden. Daher haben in früherer Zeit, wie man sagt, die mejicanischen Händler und Jäger, um sich nicht zu verirren und nicht vor Durst umzukommen, diese Straße durch die Ebene eingepfählt, und daher

hat sie den Namen Llano Estacado, die eingepfählte Ebene, erhalten.

An einigen Stellen reichen die Rücken dieser Mesas bis an die Ufer der Flüsse. Geschieht dieß auf beiden Seiten, so werden tiefe Klüfte oder Schluchten gebildet, welche bei den Mejicanern Cañones heißen und in der Nähe der Gebirge sehr häufig vorkommen. Der Canadian fließt durch einen der merkwürdigsten dieser Cañones auf einer Strecke von mehr als funfzig Meilen, die abwärts von der Straße der Missouri-Karawanen läuft, und in dieser ganzen Ausdehnung ist die Schlucht für Wagen, und fast auch für Thiere, durchaus unzugänglich.

Diese Schlucht, welche den geraden Weg von Missouri her durchschneidet, brachte einige der ersten Unternehmer im Handel nach Santa Fe in große Noth. Im Jahre 1825 kam eine Karawane von mehren Wagen, ungefähr fünf Meilen unterhalb der jetzigen Furt, an das Ufer. Die Reisegesellschaft zog sorglos vorwärts, ohne zu argwöhnen, daß eine Schlucht in der Nähe wäre, da die angränzenden Ebenen äußerst flach und die sich entgegenstehenden Ränder von gleicher Höhe waren, bis sie sich plötzlich am Rande eines ungeheueren Abgrundes fanden, der mehre hundert Fuß tief war und auf beiden Seiten des Flusses fast senkrecht hinablief. Am Fuße dieser Klippen zeigte sich, wie gewöhnlich, ein sehr enges, aber fruchtbares Thal, durch welches der Fluß sich wand, bald das eine, bald das andere steile Ufer bespülend. Die Karawane wußte nicht, daß nicht weit oberhalb eine Furt war, und zog abwärts zu der Stelle, wo die früheren Reisenden übergesetzt waren. „Wir reisten funfzig Meilen" — sagt einer der Begleiter der Karawane — „und fanden auf dieser ganzen Strecke den Fluß von Klippen eingefaßt, die mehre hundert Fuß hoch und an vielen Stellen fast senkrecht waren. Endlich kamen wir an die Gränze des Tafellandes. Aber was für ein Anblick! Das Thal in der Tiefe war nicht anders zu erreichen, als daß man eine furcht-

bare Klippe von 1200 bis 1500 Fuß hinabstieg, die mehr oder minder steil war. Nachdem wir mehre Stunden lang gesucht hatten, fanden wir einen zugänglichen Weg, und als wir unter großen Beschwerden und Anstrengungen die Räder gehemmt und mit Stricken gehalten und an einigen Stellen die Wagen im eigentlichen Sinne hinabgelassen hatten, kamen wir endlich in den Thalgrund. — Wie ist es gekommen, daß der Canadian und andere Flüsse in Neu-Mejico ihre Betten in so ungeheueren Tiefen im vesten Felsen gefunden haben? Das Wasser kann unmöglich den Felsen, während er seine jetzige Härte hatte, ausgewaschen haben. Welches Feld der Forschung öffnen dem Geologen die Fragen: Wurden die Klüfte für die Flüsse gemacht, oder machten die Flüsse die Klüfte? Sind sie nicht etwa durch Vulcane entstanden?"

Die Reisenden sind nicht überall in den Prairieen von solchen Unannehmlichkeiten frei. Nicht selten sind die Ebenen von kleinen Klüften oder Rinnsalen durchschnitten, welche zwar zuweilen kaum eine Ruthe breit, aber oft funfzig bis hundert Fuß tief sind. Diese kleinen Gerinne werden vom Regen ausgewaschen, während sie zu den angränzenden Flüssen sich senken, was bald geschieht, ist nur einmal erst eine Oeffnung durch die Oberfläche geschnitten worden; denn wiewohl die Grundlage im trockenen Zustande ungemein vest und hart ist, so scheint sie doch sehr auflöslich zu sein und schmilzt, durch Einwirkung des Wassers, fast so schnell als Schnee. Der zähe Rasen des Büffelgrases hält die Oberfläche der Ränder vest, so daß die Seitenwände gewöhnlich steil, ja oft unten nach dem Fuße hin abschüssig und daher durchaus unzugänglich sind. Ich kam ganz unvermuthet an den Rand einer solchen Kluft, und obgleich ein Fremder, dem Anscheine nach, die Oeffnung der Schlucht erreicht zu haben glauben konnte, so mußte ich doch zuweilen ihren Windungen meilenweit folgen, ohne daß ich im Stande war, die Uferränder zu umgehen. Ich habe dieß besonders an den Ufern des oberen Canadian bemerkt.

Die geologische Beschaffenheit der Prairieen ist ungemein verschieden. Längs der östlichen Gränze, besonders gegen Norden, findet man Kalkstein in Ueberfluß, untermischt mit Sandstein, Schiefer und vielen ausgedehnten Lagern bituminöser Kohlen. Die Kohle ist besonders häufig in einigen Gegenden am Flusse Neosho, wo es auch einige sonderbare bituminöse Quellen, oder Theerquellen, wie die Jäger sie zuweilen nennen, geben soll. Man findet auch viele andere mineralische, besonders schwefelhaltige Quellen. Weiter westwärts ist Sandstein vorwaltend, aber einige Hochebenen ruhen auf Schichten eines bröckeligen Kalksteines, den man „verfaulten Kalkstein" genannt hat; aber längs den Gebirggränzen scheint die Grundlage der Ebenen meist aus Trapp und Grünstein zu bestehen. Von den Gewässern des Red River nach der südwestlichen Ecke von Missouri, in der ganzen Reihe der Ozark-Gebirge, sind Granit, Kalkstein, Feuerstein und Sandstein vorherrschend. Der mittlere Theil der Prairieen aber ist ohne eine bemerkbare felsige Grundlage, und wir sind zuweilen mehre Tage gereist, ohne auch nur einen Kiesel zu sehen. — Als ich im Jahre 1839 nach Santa Fe reiste und 1840 zurückkehrte, bemerkte ich sowohl nördlich als südlich vom Canadian und zwischen dreißig und funfzig Meilen östlich von der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten unermeßliche Gypslager. Das ganze Gelände scheint dieses Mineral zur Grundlage zu haben, und wir sahen Klippen und ganze Massen desselben in allen Richtungen. Man findet es von dem gröbsten schwefelsauren Kalk bis zu dem durchsichtigsten Selenit, der sehr häufig vorkommt. Nach glaubwürdigen Berichten anderer Reisenden erstreckt sich der Gyps in einer beinahe nördlichen Richtung bis fast zu den Ufern des Arkansas.

Von Metallen findet man Eisen, Blei und vielleicht auch Kupfer, an den Gränzen der Prairieen, und wie behauptet wird, hat man verschiedene Silbererze an der Gränze der Vereinigten Staaten, wie auch in der Gegend des Witchita-Gebirges und des Felsengebirges, gefunden. Ohne Zweifel kommt auch Gold in

verschiedenen Gegenden vor, doch ist noch die Frage, ob man es irgendwo in hinlänglicher Menge gefunden habe, um die Mühe des Suchens zu belohnen. Nach den Berichten einiger „Trappers“ giebt es eine ausgedehnte Goldregion unweit der Quelle des Flusses Platte, aber trotz neueren Untersuchungen hat man kein Gold gefunden.

Das schätzbarste vielleicht und das am häufigsten vorkommende Mineral in den Prairieen ist Salz. Im Gebiete der Choctaw-Indianer am Red River sind zwei Salzwerke in Thätigkeit, und im Lande der Cherokees giebt es viele Salzquellen, von welchen drei bis vier jetzt in geringem Umfange benutzt werden; aber es könnte leicht eine hinlängliche Menge von Salz selbst für den Bedarf der angränzenden Staaten erzeugt werden. Die große Saline, ungefähr vierzig Meilen oberhalb Fort Gibson, nicht weit von dem Ufer des Neosho, ward als eine Merkwürdigkeit in ihrer Art betrachtet, ehe man ihre natürlichen Schönheiten durch künstliche Besserung verwischt hatte. An der Gränze eines kleinen Thales brechen viele kleine Salzquellen hervor, und um die Mündung einer jeden hatte sich, in Gestalt eines Topfes, eine kalkhaltig salzige verhärtete Masse gebildet. Keine dieser Quellen ist sehr voll, aber das Wasser stark und würde für ansehnliche Salzwerke ausreichend sein.

Man hat mehre Salinen oder, wie man sie nennen könnte, Gruben von reinem Salze in verschiedenen Theilen der Prairieen entdeckt. Die nördlichste, wovon ich gehört habe, liegt funfzig bis sechzig Meilen westlich vom Flusse Missouri und dreißig bis vierzig südlich vom Platte-Flusse, an einem Nebenflusse, Saline genannt,*) wo die Oto-Indianer und andere Stämme ihr Salz holen. Sie soll den Salinas in Neu-Mejico gleichen und unerschöpflich sein. Südlich vom Flusse Arkansas und einige Grade weiter westlich giebt es mehre Salinen, die vielleicht von noch größerem Umfange sind. Der

---

*) Mündung 41° der Breite, 96° westlicher Länge von Greenwich.

Rittmeister Nathan Boone vom Dragoner-Regiment der Vereinigten Staaten, der im Sommer 1843 eine Entdeckungsreise durch jene öden Gegenden machte und mir einige Auszüge aus seinem Tagebuche mitgetheilt hat, fand zwischen dem Canadian und dem oberen Arkansas an vielen Stellen einen Anflug von Salz, wie auch geschwängertes Salzwasser in Ueberfluß, und besuchte zwei bedeutende Salinen. Die erste, die er die Salz-Ebene nennt, hatte ein vielversprechendes Ansehen, und dem äußeren Anscheine nach konnte man erwarten, in der ganzen Ausdehnung der Ebene Salz in vesten Massen, mehre Fuß dick zu finden. Sie liegt an der Salz-Gabel des Arkansas. Die Ebene ist ganz flach und wird, wie der Augenschein zeigt, zuweilen von den angränzenden Strömen überfluthet. Das Salz kam jedoch, wie es scheint, nicht in so beträchtlicher Menge vor, daß Boone seine Erwartungen befriedigt gefunden hätte, da er bemerkt, daß die Oberfläche nur mit einem ganz dünnen Anfluge von krystallisirtem Salze bedeckt war. Er erforschte jedoch nur einen kleinen Theil der sehr ausgedehnten Ebene. Die wundervollste Saline aber ist der große Salzfels, den er weiter südwestlich an der rothen Gabel des Arkansas. „Die ganze Bucht rechts von den beiden Gabeln des Flusses" sagt Boone, „scheint eine unermeßliche Quelle von so stark gesättigter Soole zu sein, daß sie gleich beim Hervorbrechen einen Salzniederschlag bildet. Auf diese Weise hat sich über die ganze Fläche von beinahe 160 Morgen eine mächtige Salzkruste verbreitet. Ueberall in diesem Raume, wo wir nur einige Zoll tief in den Sand gruben, konnten wir vestes Salz finden, welches so hart war, daß wir nicht im Stande waren, einen Block davon herauszubringen. Wir zerbrachen eine Hacke bei dem Versuche. An vielen Stellen wallete durch diese Salzkruste das Wasser krystallhell empor, jedoch so salzig, daß unsere Hände, als wir sie eintauchten und wieder abtrocknen ließen, schneeweiß aussahen. Steckten wir den Arm in diese Oeffnungen, so schienen sie mit Salz belegt zu sein, so tief wir reichen konnten. Die Klippen, die diese

Stelle überhangen, bestehen aus rothem Thon und Gyps und sind mit einer Gypsschicht bedeckt. Wir fanden dieses Salz, wahrscheinlich von den beigemischten Unreinigkeiten, etwas bitter.“ Da diese Stelle mit schwefelsauerem Kalk bedeckt ist und vielleicht auch solchen zur Grundlage hat, so könnte der Salzfels mit diesem Mineral stark angeschwängert und daher dessen ungemeine Härte entstanden sein. Boone fand auch Gyps an mehren anderen Stellen, sowohl nördlich als südlich, auf seinem Reisewege. Sibley, der die westlichen Prairieen sehr genau kannte, besuchte vor mehr als dreißig Jahren eine Saline, welche die von Boone zuerst genannte Salz-Ebene zu sein scheint. Sibley fand zwar das Salz in weit größerer Menge als Boone, was aber darin seinen Grund haben könnte, daß dieser nicht bis zu der von jenem angegebenen Stelle vorgedrungen ist. „Die große Saline“ sagt Sibley,*) „liegt ungefähr 280 Meilen südwestlich vom Fort Osage,**) zwischen zwei Gabeln eines kleinen Armes des Arkansas, deren eine ihre südliche Gränze bespült, während die andere, das Hauptgewässer, fast parallel, eine Meile entfernt, auf der entgegengesetzten Seite fließt. Es ist eine harte Ebene von röthlichem Sande und von unregelmäßiger Gestalt. Ihre größte Längenausdehnung ist von Nordwest noch Südost, und ihr Umfang gegen dreißig Meilen. Das Treibholz, womit sie bedeckt ist, könnte wohl andeuten, daß sie zuweilen beim Austreten der angränzenden Flüsse überschwemmt wird. Diese Ebene ist bei trockenem und heißem Wetter zwei bis sechs Zoll tief mit einer Kruste von schönem, reinen, weißen Salze von guter Beschaffenheit bedeckt.“

Diese Beschreibung paßt ziemlich zu den Angaben, die ich von mehren Jägern und mit den Indianern handelnden Kaufleuten erhalten habe. Ein Reisender, der ungefähr zu gleicher

*) Siehe Brackenbridge's Voyage up the Missouri River S. 205.

**) Unter 39° 10′ nördl. Breite, 94° 5′ westl. Länge von Greenwich.

Zeit ohne Zweifel dasselbe Salzlager besuchte, fand es noch tiefer als Sibley. Ueberall, wo er in die Erde grub, kam er einige Zoll tief auf vesten Salzfelsen, was ihn auf die Vermuthung führte, daß die ganze Umgegend auf einem Steinsalzlager ruht. Das Salz war von röthlicher Farbe, wie die Oberfläche der umliegenden Gegend.

Es ist auffallend, daß so unerschöpfliche Salzlager, die nur zwei bis drei Tagreisen vom Ufer des Arkansas und eben so weit vom Missouri-Strome entfernt sind und keine andere Arbeit kosten würden, als das Salz aufzugraben und es in Booten jene Flüsse hinabzuführen, so ungenutzt bleiben, während die Vereinigten Staaten einen großen Theil ihres Bedarfs vom Auslande beziehen.

Außer den bereits genannten Salinen giebt es noch eine höher hinauf am Canadian, ungefähr zweihundert Meilen östlich von Santa Fe. Auch soll es deren einige am Red River geben, und ohne Zweifel sind in jenen Gegenden noch viele andere zerstreut, die man bisher noch nicht entdeckt hat. Viele der niedrigen Thäler aller westlichen Flüsse, des Red River sowohl als des Arkansas und seiner Arme, sind mit salzigen Bestandtheilen geschwängert, und bei feuchtem Wetter dringen salzhaltige Ausschwitzungen hervor, die als ein dünner Schaum auf der Oberfläche sich zeigen. Dieß ist zuweilen reines Salz, häufiger aber ein Gemisch von verschiedenen Salzen, nicht nur von salzsauerer, sondern auch schwefelsauerer Soda und vielleicht Magnesia, oft stark mit Salpeter versetzt. Einige Gewässer in jenen Gegenden, besonders stehende, sind bei trockenem Wetter so sehr mit dieser Mischung gesättigt, daß sie selbst den Thieren unerträglich sind, was einen verlassenen Reisenden in große Bestürzung setzt. In diesen salzigen Niederungen wächst nur hartes und grobes Gras, das selbst ein ausgehungertes Thier kaum frißt.

Von diesen Ausschwitzungen, so wie von den erwähnten Salzebenen, erhalten die westlichen Gewässer im Gebiete der Vereinigten Staaten, besonders vom Arkansas bis zum Red River,

ihren Salzgeschmack, nicht aber von den Quellen in den Gebirgen, wie man wohl vermuthet hat. Diejenigen, die in den Gebirgen entspringen, sind so rein, frisch und krystallhell, als mit Schneewasser genährte Rinnsale und eisige Quellen sie machen können.

Man wird nun leicht den Schluß ziehen, daß die großen Prairieen, vom Red River bis zu den westlichen Quellen des Missouri, wie ich schon angedeutet habe, meist unbewohnbar sind, doch nicht sowohl des Holzmangels wegen, obgleich die Ebenen ganz nackt sind, als wegen des Mangels an gutem Boden und an Wasser. Einige Ebenen haben zwar dem Anscheine nach einen hinlänglich fruchtbaren Boden, doch sind die meisten öde und alle zu trocken, um angebaut werden zu können. Diese großen Steppen scheinen nur zum Aufenthalte für das Mustang, den Büffel und die Antilope und ihren wandernden Gebieter, den Prairie-Indianer, tauglich zu sein. Sollte nicht mit dem fortschreitenden Einflusse der Zeit irgend eine günstige Veränderung in den Naturwirkungen entstehen, um die Ebenen und hohen Prairieen zu beleben, so sind die hier und da vorkommenden fruchtbaren Thäler zu vereinzelt und entlegen, als daß sie Wohnsitze gesitteter Menschen werden könnten.

Wie die Tafellande im nördlichen Mejico, könnten diese hochliegenden Prairieen jetzt nur als Weideland benutzt werden, und auch dieß nur in der Nähe von Flüssen. Das Gras, womit sie meist bedeckt sind, ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Von dem berühmten Büffelgrase giebt es zwei Gattungen, die beide Arten des Grama in Neu-Mejico und in allen Jahreszeiten nahrhaft sind. Wie ich glaube, ist es nichts Anderes als das Mezquite-Gras in Tejas, das von dem Mezquite-Baum, der mit ihm in denselben trockenen Gegenden wächst, den Namen erhalten hat. Diese unvergleichliche Weide in den großen westlichen Prairieen kann so viel Rindvieh nähren, als zu dem Bedarfe aller Vereinigten Staaten hinreichend ist. Sie ist vor-

züglich für Schafzucht geeignet, wie dieselbe Grasart in Neu-Mexico zeigt.

Was ich von der allgemeinen Unfruchtbarkeit und Unbewohnbarkeit der Prairieen gesagt habe, gilt nicht von jenem bereits angedeuteten Theile, der an die westliche Gränze der Vereinigten Staaten stößt. Das Hochland von der Gränze des Staates Arkansas bis zu den Croß Timbers ist überall mit einzelnen Prairieen und Lichtungen reizend bedeckt, von welchen viele sich fruchtbar zeigen, wiewohl einige zu flach liegen und daher leicht sumpfig werden. Die Flußthäler haben meist einen reichen Lehmboden, der zwar Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber gewöhnlich pflugbar ist. Die beholzten Hochlande sind meist von guter Beschaffenheit, ausgenommen auf dem zerrissenen Rücken und in den gebirgigen Gegenden, deren ich bereits erwähnte. Einige Hochlande aber scheinen, wie die sumpfigen Prairieen, eine Unterlage von Flugsand zu haben. Der Boden ist öde und unfruchtbar und mit kleinen Erhöhungen von verschiedener Gestalt bedeckt.

Das Gelände westlich vom Missouri, das die Quellengebiete des Neosho, des Verdigris, des Marais des Cygnes und andere Arme des Osage-Flusses und die unteren Theile des Kansas-Stromes umfaßt, ist jedem anderen Theile des Westlandes in der Anmuth seiner hohen Prairieen, in der Fruchtbarkeit des angeschwemmten Bodens seiner Thalgründe, in der Schönheit und Frische seiner Quellen und Bäche und in der Gesundheit seines Klimas zu vergleichen.

So haben wir längs der ganzen Gränze der Vereinigten Staaten einen Landstrich, wenigstens 200 Meilen breit und gegen 500 Meilen lang, ja noch länger, wenn wir ihn bis zum Missouri ausdehnen, ein Gebiet für zwei ansehnliche Staaten darbietend, das zwar ärmer an Holz, aber im Ganzen fruchtbarer ist als die beiden angränzenden Staaten Missouri und Arkansas. Aber der größte Theil dieses reizenden Landes ist den verschiedenen Stämmen der Gränz-Indianer abgetreten worden.

Derjenige Theil der Prairieen, der südlich vom Red River in Nord-Texas liegt, enthält nach den Angaben, die Dr. Conelly mir mitgetheilt hat, außer einigen schönen Geländen innerhalb der Croſſ Timbers, viele reizende Gegenden weiter westlich. „Zwischen den Flüssen Brazos und Red River" sagt er, „liegt gewiß die schönste und anmuthigste Gegend, die ich je gesehen habe. Ich fand dort das schönste Holz, meist Eichen, nicht jene dürftigen Eichen, die einen großen Theil des Gebietes von Texas bedecken, sondern mächtige Stämme, die zu allen Zwecken des stärksten Bauholzes dienen könnten. Das Land zwischen jenen Flüssen ist ohne Zweifel zu den volkreichsten und gedeihlichsten Ansiedelungen bestimmt. Der Boden ist so fruchtbar, als ich je einen gefunden habe, und bei der hohen wellenförmigen Oberfläche des Landes läßt sich nicht bezweifeln, daß es sehr gesund ist."

Dieser Reisende bezeichnet viele Thäler westlich vom Rio Brazos und südwärts von einigen sandigen und salzhaltigen Landstrichen, die die oberen Theile dieses Flusses begränzen, als fruchtbar und reizend, und sagt, daß das Hochland an vielen Stellen mit Mezquite-Bäumen bewachsen sei. Dieß ist der Fall besonders bei den Quellen des Colorado, wo das Land angenehm bewässert ist. Aber unmittelbar nördlich von dieser Gegend beginnt die unermeßliche Wüste Llano Estacado.

Der wichtigste Nachtheil, unter welchem die großen westlichen Prairieen leiden, ist der Mangel an schiffbaren Flüssen. In dem ganzen unermeßlichen Gebiete, das ich zu beschreiben versucht habe, findet man, außer dem Missouri, keinen während der ganzen Verkehrzeit schiffbaren Strom. Die übrigen Flüsse sind auf ihrem ganzen Laufe durch die Prairieen für alle Handelszwecke von sehr geringem Nutzen und können es nicht anders sein.

Die Hauptströme sind der Missouri, der Arkansas und der Red River mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. Die westlichen Hauptarme des Missouri sind der Yellow Stone,

der Platte und der Kansas. Kleine flache Fahrzeuge und sogenannte Büffel-Boote haben bei Hochwasser die ersten zwei Nebenflüsse eine ziemliche Strecke weit abwärts befahren, aber diese können nie in irgend einer Ausdehnung mit Dampfbooten beschifft werden.

Der Arkansas geht weit in das Felsengebirge hinein, und seine Arme berühren einige Zuflüsse des Missouri, des Columbia, des San Buenaventura, des westlichen Colorado und des Rio del Norte. Das Bett des Arkansas ist in seinem Laufe durch die Prairieen sehr breit und seicht, und seine Ufer erheben sich an vielen Stellen kaum fünf Fuß über den niedrigsten Wasserstand. Er ist wahrscheinlich von seiner Quelle bis zur Gränze des Staates Arkansas 2000 Meilen lang. Die Mejicaner nennen ihn Rio Napeste, die älteren französischen Reisenden aber nannten ihn Arkansas oder eigentlich Akansa,*) von einem Stamme der Dacotah- oder Osage-Indianer, der unweit der Mündung des Flusses wohnte. Dieser Strom hat zahlreiche Nebenflüsse, deren einige von ansehnlicher Länge sind, doch ist keiner derselben schiffbar, ausgenommen nördlich der Neosho, auf welchem man mit kleinen Booten wenigstens hundert Meilen weit hinabgefahren ist.

Der Red River hat einen weit kürzeren Lauf und ein engeres Bett auf der westlichen Gränze als der Arkansas, und

*) Ein Fremder könnte leicht auf die Vermuthung kommen, daß man in den Vereinigten Staaten keine orthographischen Regeln habe, da man die französische Schreibung der indianischen Namen so allgemein angenommen hat, daß bald alle Spuren der Urnamen verwischt werden. Sie wurden zuerst von den Franzosen verderbt, und darauf in Nord-Amerika durch die Aussprache dieser entstellten Namen neue Namen gebildet. Diese Gewohnheit hat die Mehrzahl des ursprünglichen Namens Arkansa oder Arkansah in Arkansas verändert, obgleich das Volk noch immer annähernd Arkansah (Arkansaw) ausspricht. Osage und viele andere Namen haben ähnliche Umwandlungen erlitten.

nur eine etwas über die Hälfte so ansehnliche Wassermasse. Selbst in seinem geschlängelten Laufe kann er von der Gränze des Staates Arkansas bis zu seiner Quelle kaum über 1200 Meilen lang sein. Dieser Fluß entspringt im Tafellande des Llano Estacado und hat, nach der Versicherung von Kaufleuten und Jägern, keine bedeutenden Erhöhungen am Ufer seiner Quelle, obgleich man die Anwohner der unteren Ufer immer sagen hört, daß die im Junius vorkommenden Ueberschwemmungen durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen hervorgebracht werden. Die oberen Theile dieses Flusses, besonders von der Mündung des falschen Washita aufwärts, sind kaum zur Schifffahrt geeignet, da sie oft über Sandbänke sich ausbreiten, die mehre hundert Fuß breit sind. Ein sehr glaubwürdiger Indianer, der über 200 Meilen oberhalb des falschen Washita am Red River gewesen war, gab mir die Nachricht, daß er den Strom an einigen Stellen nicht über 150, an anderen wenigstens 1500 Fuß breit gefunden hätte. Diese und die meisten anderen Flüsse in den Prairieen haben gewöhnlich sehr niedrige Ufer und äußerst seichte Betten, die in der Zeit der Dürre zuweilen in ihrem Laufe durch die sandigen Ebenen austrocknen. *)

---

*) Unter allen Flüssen dieser Art ist der Cimarron, da er auf dem Wege von Missouri nach Santa Fe liegt, am meisten bekannt geworden. Sein Wasser verschwindet an so vielen Stellen im Sande und kommt wieder hervor, daß einige Reisende diesem Strome eine regelmäßige Ebbe und Fluth zugeschrieben haben. Dieß hat unstreitig darin seinen Grund, daß der kleine Strom, der während der Nacht oder bei bewölktem Himmel über dem Sande fließt, an heißen, sonnigen Tagen in einem unbeschatteten Bette vertrocknet. An einigen Stellen aber ist der Sand so durchlassend, daß das Wasser nie, außer bei Ueberschwemmungen, ihn bedeckt. Ich gerieth einst in große Ueberraschung, als ich nach einem stürmischen Regen in einen jener sandigen Theile des Flusses kam. Nicht lange nach Anbruch der Nacht, als unsere Karawane sich gelagert hatte,

Es würde weder anziehend, noch nützlich sein, wenn ich hier von allen Nebenflüssen der bereits erwähnten Hauptströme reden wollte. *) Ich muß nur noch bemerken, daß keiner derselben je für die Schifffahrt in bedeutendem Umfange benutzt werden kann.

Der Leser wird sich wahrscheinlich bereits ein ziemlich richtiges Bild von den Bodenerzeugnissen jener Gegenden gemacht haben, doch werden einige nähere Angaben nicht unwillkommen sein. In dem Hochlande desjenigen Gebietes der Vereinigten Staaten, das zwischen der Gränze des Staates Arkansas und den Croß Timbers liegt, findet man meist Eichen verschiedener Art, unter welchen diejenigen, die man Wasser-Eichen (Quercus aquatica) und „post-oak" nennt, vorwaltend sind, da diese, besonders die erstgenannten, den Prairieen-Bränden allein Widerstand leisten zu können scheinen und daher längs der Prairieen-Gränze häufig vorkommen. Die Wasser-Eiche hat ein schwärz-

---

sammelte sich eine finstere Wolke am westlichen Himmel, welche, von einem Sturmwinde gejagt, sich bald auf uns herabsenkte, und es folgte eine jener furchtbaren Entladungen von Donner, Blitz und Regen, welche die Stürme in den Prairieen, wie unter den Wendekreisen, so schrecklich machen. Schloßen von der Größe eines Truthennen-Eies und Regengüsse überschwemmten bald die ganze Umgegend, und die Ufer des Flusses wurden so schnell überfluthet, daß wir die größten Anstrengungen machen mußten, um die im Thale eingepfählten Maulthiere vor dem Ertrinken zu sichern. Als wir am nächsten Morgen über den Landrücken einer Flußkrümmung gezogen waren und uns wieder am Stromufer befanden, waren wir erstaunt, nur in dem feuchten Sande und einigen schnell auftrocknenden Lachen die einzigen Spuren der Ueberschwemmung zu finden. In diesem sandigen Bette des Cimarron und ähnlichen sogenannten trockenen Flüssen verschaffen sich die Reisenden Wasser, indem sie einige Fuß tief Becken eingraben, in welche das Wasser aus dem gesättigten Sande sickert.

*) Die bedeutendsten sind auf der Karte zum ersten Bande angegeben.

liches, dürftiges Ansehen und rauhe Aeste, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß sie so oft von den Prairie-Feuern versengt wird. An den Flüssen finden wir gemischt die Ulme, die Vogelkirsche, den Paccan, (oder die Illinois-Nuß), die Esche, den Wallnußbaum, den Maulbeerbaum, den Kirschbaum, den Persimmon (oder die Dattelpflaume, Diospyros virginiana), den Baumwollenbaum, den weißen Bergahornbaum, die Birke, mit Abarten der Hickory-Nuß (Inglans alba), des Gummibaumes, der Korneel-Kirsche (dogwood, Cornus Florida) und anderer. All diese Bäume, mit Ausnahme des Paccan, des Gummibaumes und der Korneel-Kirsche, findet man auch westlich vom Missouri, wo zwar das Hochland fast ganz aus Prairieen besteht, in den Thälern aber der üppigste Pflanzenwuchs vorkommt.

In vielen der fruchtbaren Flachlande vom Canadian bis zum Red River, auf einer Strecke von beinahe 200 Meilen westlich von der Gränze, wächst das berühmte „bois d'arc", wörtlich Bogenholz, in verderbter Aussprache gewöhnlich „bowdark" genannt. Die Franzosen gaben ihm jenen Namen, weil es sich besonders zu Bogen eignet. Dieser Baum hat zuweilen einen Stamm von zwei bis drei Fuß im Durchmesser, da er aber sehr viele Aeste hat, so ist er selten über vierzig bis funfzig Fuß hoch. Die Blätter sind groß und der Baum trägt eine Frucht, die der Pomeranze nicht unähnlich, aber rauher und größer, von vier bis fünf Zoll im Durchmesser ist, jedoch nicht zur Nahrung dient. Das Holz hat eine schöne gelbe Farbe, und wiewohl grob, ist es doch der Politur fähig. Es ist eines der härtesten und dauerhaftesten Hölzer und wird häufig von Wagnern und Mühlenbauern gebraucht, wie auch von den wilden Indianern, die aus den jüngeren Schößlingen Bogen machen.

Am Arkansas, besonders an seinen südlichen Nebenflüssen westlich bis zum Verdigris, und aufwärts an den Zuflüssen des Red River, bis fast zum falschen Washita, sind die Flachlande meist mit Zuckerrohr bedeckt, und in den südlichen Gegenden,

ungefähr in derselben Entfernung westlich, kommt häufig der Sassafras vor, der hier überall in jedem Boden wächst.

Die berühmte, oft erwähnte Waldung Croſſ Timbers erstreckt sich vom Flusse Brazos oder vielleicht vom Colorado in Tejas über die Quellen des Trinity hinaus, geht über den Red River oberhalb des faschen Washita und dann nordwestlich zur rothen Gabel des Arkansas, *) wo nicht noch weiter. Es ist ein rauhes Hügelland, und wiewohl nicht aus ansehnlichen Höhen bestehend, scheint es doch eine Verlängerung der Kette niedriger Berge zu sein, die nördlich von Bejar und Austin in Tejas streicht. Diese Waldung hat eine Breite abwechselnd von fünf bis dreißig Meilen, und sie schneidet die Verbindung zwischen den inneren Prairieen und den großen Ebenen gänzlich ab. Man kann sie als die Einfassung der großen Prairieen betrachten, da sie einen fortlaufenden Streif bildet, der aus verschiedenen Arten von Strauchholz besteht, z. B. Wasser-Eiche, und an einigen Stellen Hickorynuß, Ulme, u. s. w., untermischt mit einer sehr kleinen Zwerg-Eiche, welche die Jäger Schienbein-Eiche (shin-oak) nennen. Die beständigen Prairie-Brände scheinen den kleinen Wuchs der Bäume zu verursachen; denn da das Holz fast jährlich umkommt, so wird es beständig durch Schößlinge von Strauchholz ersetzt, und bei jeder Wiedererzeugung immer dichter. In einigen Gegenden aber sind die Eichen von so ansehnlicher Größe, daß sie den Bränden widerstehen können. Das Strauchholz ist an vielen Stellen mit wildem Wein und Hagbutten verflochten und bildet fast undurchdringliche Dickige, welche den wilden Thieren wie den wilden Indianern zu Verstecken dienen. Südlich vom Canadian springt ein Zweig dieser Waldung westwärts vor, geht dann über den Strom, und nachdem er gegen hundert Meilen sich erstreckt hat, senkt er sich nordwestlich über die Nord-Gabel hinaus, bis er sich end-

---

*) Unter 36° 30′ nördlicher Breite.

lich in den großen sandigen Ebenen jener Gegenden verlieren mag.

Diese Waldung ist meist gut bewässert und mit reizenden und fruchtbaren Strichen untermischt. Die flachen Ufer der Nebenflüsse des Red River, selbst in einiger Entfernung westlich von den Croſſ Timbers, und vielleicht fast bis an die Gränze der Vereinigten Staaten, sind meist sehr fruchtbar und mit schmalen Streifen von Ulmen, Vogelkirschen, Nußbäumen, Hickory, Maulbeerbäumen, Eichen und anderem üppigen Pflanzenwuchse bedeckt. Weiter nördlich aber und westlich von den Croſſ Timbers sind selbst die Flußufer fast nackt. Der Cimarron ist auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen ganz unbeholzt, und der Arkansas, obgleich ein so großer Strom, ist auffallend dürftig mit Holz bewachsen. Das südliche Ufer, welches durch eine Kette von Sandhügeln, die sich zweihundert Meilen längs demselben erstreckt, gegen die Prairie-Brände geschützt wird, ist nicht so nackt als das nördliche, wiewohl es auch hier in den Buchten und Krümmungen des Flusses nur mit spärlichen Streifen von Baumwollenbäumen bewachsen ist. Auf den zahlreichen Inseln, die aus dem Bette des Arkansas sich erheben, wächst das meiste Holz, doch nur der Baumwollenbaum, aber es giebt meilenlange Strecken, wo nicht ein Baum zu sehen ist. Die Ufer des Canadian sind eben so nackt, und da dieser Fluß nicht so viele Inseln hat, so hat er ein noch öderes Ansehen. Man findet in der That fast nur den Baumwollenbaum, und auch diesen nur sehr dünn zerstreut, an den Flüssen in den meisten westlichen Prairieen.

Ohne Zweifel wird durch die Prairie-Brände der Holzwuchs auf den meisten westlichen Hochlanden gehindert. Die Streifen und Einfassungen, die ihrer Wuth entgangen sind, wurden durch die angränzenden Ströme geschützt. Man könnte glauben, daß die Prairieen lange nach der Entdeckung von Amerika sich bis zu den Ufern des Mississippi erstreckt haben. Marquette, der im Jahre 1673 diesen Strom hinabfuhr, be-

merkte, nachdem er unterhalb der Mündung des Ohio war: „Die Ufer des Stromes waren mit hohen Bäumen bedeckt, die uns hinderten, das Land zu überschauen, wie wir es seither gethan hatten, aber das Gebrüll der Ochsen (Büffel) ließ uns schließen, daß die Wiesen sehr nahe waren." Es giebt in der That südwestliche Landstriche, die jetzt dicht mit stattlichen Bäumen bedeckt sind, aber einst, wie die ältesten Bewohner sich erinnern, so nackt als die Prairieen waren, und das Ansehen der Bäume in vielen anderen Gegenden zeigt uns, daß sie kaum ein Jahrhundert alt sind. Wir sehen jetzt den Holzwuchs auf den Prairieen sich verbreiten, überall, wo die verheerenden Brände aufgehört haben.

Die Hochebenen scheinen zu dürr und unfruchtbar zu sein, als daß sie Holz erzeugen könnten, aber Umwandelungen in den Naturwirkungen könnten auch wohl Veränderungen in der Beschaffenheit der Jahreszeiten hervorbringen. Warum dürften wir nicht voraussetzen, daß die wohlthätigen Einflüsse der Gesittung, der ausgebreitete Anbau des Bodens zur Vermehrung von Regengüssen beitragen könnten, wie sie gewiß die Quellen vermehren? Müßten nicht schattige Gehölze, wenn sie sich über die Prairieen ausbreiteten, auch ihre Wirkung auf die Jahreszeiten haben? Alte Ansiedler behaupten wenigstens, daß die dürren Jahreszeiten jetzt weniger drückend im Westlande sind. In Neu-Mejico versicherte man uns, daß die Regengüsse in den letzten Jahren weit häufiger geworden wären, eine Erscheinung, die der Volksaberglaube der Ankunft der Händler aus Missouri zuschreibt. Dürften wir daher nicht die Hoffnung hegen, daß diese unfruchtbaren Gegenden doch noch neu belebt und befruchtet werden, und eines Tages blühende Ansiedelungen das Land bis zu dem Felsengebirge bedecken könnten?

Mit Früchten sind die Prairieen nicht reichlich versehen. Westwärts von der Gränze, in einer Strecke von beinahe zweihundert Meilen, sind sie an vielen Stellen mit wilden Erdbeeren bedeckt, und in den Gehölzen längs den Strömen findet man

häufig Trauben, Pflaumen, Persimmon, Maulbeeren, Paccan, Vogelkirschen und andere Waldleckerbissen. Die jenseitigen hohen Prairieen aber sind sehr arm an Früchten. Die Stachelbirn wächst auf den meisten dürren Ebenen, sie ist aber weder wohlschmeckend noch gesund, obgleich die Reisenden bei dem Mangel an anderen Früchten sie oft essen. An den Armen des Canadian, an der Nord-Gabel des Arkansas und dem Cimarron giebt es hier und da viele vortreffliche Pflaumen, Trauben, Würgkirschen, Stachelbeeren und drei Arten von Johannisbeeren, schwarze, rothe und weiße. An den Schluchten und auf sumpfigem Boden, besonders in den östlichen Gegenden, findet man verschiedene Arten kleiner Zwiebeln, womit der Reisende sein frisches Fleisch würzt. Auch auf den Ebenen fand ich eine Zwiebelart, die wie Knoblauch schmeckte.

Die Blumen gehören zu den anziehendsten Erzeugnissen der Gränz-Prairieen. Diese schönen Wiesen tragen den buntesten Schmuck von den ersten Frühlingstagen, bis die Herbstfröste sie entkleiden. Ist der Winter vorüber, aber ehe der Graswuchs hervorkeimt oder andere Pflanzen aus der Erde zu blicken wagen, so sind die Prairieen an vielen Stellen mit einer Art von Erythronium bedeckt, einer hübschen kleinen Blume, die auf dem schon lockeren Boden zwischen zwei lanzenförmigen Blättern hervorsprießt und bald in voller Blüte steht. Das Blumengebiet aber erstreckt sich nur zweihundert Meilen jenseit der Gränze, und die Hochebenen sind fast so arm an Blumen als an Früchten.

Das **Klima** ist in den meisten Theilen der Prairieen unstreitig ungemein gesund, denn schwerlich kann man eine reinere Luft finden. Die kalten Regengüsse der nassen Jahreszeit aber und der noch kältere Winterschnee, mit den lästigen Winden, die fast zu allen Zeiten herrschen, machen die Prairieen oft sehr unangenehm. Man kann nicht wohl sagen, daß die Prairieen ihre regelmäßigen trockenen und nassen Jahreszeiten haben, aber der Sommer ist oft so trocken, daß, wenn nicht eine Verän-

derung in der Natur vorgeht, der Anbauer ohne Zweifel zur Bewässerung seine Zuflucht nehmen müßte. Derjenige Theil aber, der an die westliche Gränze der Vereinigten Staaten stößt und ungefähr zweihundert Meilen westwärts sich zieht, hat in jeder Beziehung gleiches Klima mit den Staaten Missouri und Arkansas. In den südlichen Gegenden kommen wohl Erkältungen und Fieber vor, aber der nördliche Theil ist so gesund als die gesundesten Hochlande in Missouri.

Elfter Abschnitt.

Thiere in den Prairieen. — Das Mustang. — Der Büffel. — Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. — Wahrscheinliches Schicksal dieser Thierart. — Büffeljagden. — Der graue Wolf, den Büffeln verderblich. — Der Prairie-Wolf. — Abenteuer mit einem Wolfe. — Das Elen, das Rothwild und der Bär. — Die Antilope. — Das Dickhorn. — Der Prairie-Hund. — Eulen und Klapperschlangen. — Der gehörnte Frosch. — Vögel und Bienen.

Man hat den Thieren in den Prairieen wahrscheinlich mehr Aufmerksamkeit zugewendet als anderen Gegenständen der Naturgeschichte. Dieß ist nicht ganz darin gegründet, daß die Thiere in den Prairieen ein besonderes Interesse haben, aber sie bilden einen so wesentlichen Theil der Gesellschaft des Reisenden, der unter ihnen wandert, daß er sie fast eben so sehr schätzt als seine Mitbürger im gesitteten Leben. In der That bilden die Thiere vorzugweise die Gesellschaft in den Prairieen.

Das edelste Thier, das daher auch den Vorrang in meiner kurzen Uebersicht verdient, ist das Mustang*) oder das wilde Pferd. Da es von den Pferden herkommt, welche die ersten spanischen Ansiedler nach Amerika brachten, so hat es ohne

*) Mustang scheint das verderbte spanische Wort **mostrenco** (herrnlos) zu sein, die Mejicaner aber nennen die wilden Pferde **mesteñas**, was in einer seiner Bedeutungen mit **mostrenco** zusammenfällt.

Zweifel eine Mischung von arabischem Blute, weil es aber von Hausthieren abstammt, so findet man es verschieden gefärbt und zuweilen schön gescheckt. Es ist eine sonderbare Thatsache in der Einrichtung der Natur, daß alle wilden Thiere von derselben Gattung eine gleichförmige Farbe haben, nur mit gleichförmigen Unterschieden zwischen männlichen und weiblichen, während die Farbe der Hausthiere, Vierfüßler sowohl als Vögel, mehr oder weniger verschieden ist.

Die Schönheit des Mustang ist sprüchwörtlich. Eines dieser Thiere besonders ist bei den Jägern berühmt, und man erzählt von ihm wunderbare Geschichten. Es soll ein Hengst von mittler Größe gewesen sein, ganz ebenmäßig gebaut, milchweiß, nur mit schwarzen Ohren, ein natürlicher Schrittgänger, und so flink, daß es jedes Pferd hinter sich zurückließ, womit man es zu verfolgen suchte, aber ohne seinen Schritt zu ändern. Ich halte aber diese Geschichte für etwas fabelhaft, da nicht leicht jemand den Wohnplatz dieses Heldenpferdes angeben kann; man kennt es nach Gerüchten überall in den großen Prairieen. Der Trapper erzählt, dieses Mustang habe in der Nähe des Felsengebirges gewohnt, der Jäger versetzt es an den Arkansas oder in die Mitte der Ebenen, wogegen Andere es an der Gränze von Texas eine Meile in einer Minute laufen gesehen haben. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein Geschöpf, das überall gewesen sein soll, nie gefangen worden ist.

Die wilden Pferde sind gewöhnlich gut gebaut, mit schönen und feinen Gliedmaßen, aber ihre Zierlichkeit ist von Reisenden sehr übertrieben worden, weil sie diese Thiere im Freien sahen, wo sie sich ihrer wilden und natürlichen Munterkeit überließen. Dann erscheinen sie in der That prächtig, sobald sie aber gefangen und gezähmt werden, schwinden sie meist zu gewöhnlichen Kleppern zusammen. Sehr oft sieht man in den Prairieen große Schaaren, zuweilen Hunderte beisammen, die in kurzer Entfernung von den Karawanen hüpfen und springen. Es hält zuweilen schwer, sie abzuhalten, sich unter die Thiere

des Reisenden zu stürzen, was äußerst gefährlich sein würde; denn sind sie einmal beisammen, so lassen sie sich nicht leicht auseinander bringen, besonders wenn die Zahl der Mustang weit größer ist. Es ist ein sonderbarer Umstand, daß das sanfteste Wagenpferd, und wäre es noch so ermüdet von der Reise, so bald es einmal unter einer Mustang-Heerde ist, oft in einigen Stunden die ganze unbändige Wildheit seiner ungezähmten Gefährten erlangt.

Das Mustang wird zuweilen auf eine grausame Weise gefangen. Man schießt es nämlich durch den oberen Rand des Halses über den Halswirbeln, und wenn die Kugel einen Hauptnerv trifft, stürzt das Thier augenblicklich zusammen, als ob es durch das Gehirn geschossen wäre, und bleibt einige Minuten ohne Besinnung liegen, während man es mit einem Stricke bindet. Bald erholt es sich und springt auf die Beine, sieht sich aber seiner Freiheit beraubt. Nachher wird das Thier leicht gezähmt, und die Wunde heilt, ohne einen Schaden zurückzulassen. Ein solcher Schuß aber ist so schwierig, daß viele Thiere bei dem Versuche getödtet werden. Geht die Kugel ein wenig zu tief, so zerschmettert sie einen Halswirbel und tödtet augenblicklich das arme Thier.

Gewöhnlich aber wird von den Mejicanern und Indianern das Mesteña mit der Strickschleuder, dem Lazo, gefangen. Man verfolgt die Thiere auf raschen Pferden, und auf diese Weise werden viele mit der Schlinge gefangen und gezähmt. In Texas hat man das Mustang häufig gefangen, indem man bei dem Uebergangspunkte über einen Fluß eine starke Hürde anlegte, in welche man sie scheuchte und dann fing. Auf den Ebenen gelang es mir einst, einen schönen Mustang-Hengst von seiner Heerde zu trennen, worauf er sogleich zu unseren Pferden sich gesellte und von einem Mejicaner mit der Schlinge gefangen wurde. Als das Mustang am Ende des Strickes hüpfte oder stehen blieb und majestätisch auf seine Besieger blickte, zog sein schönes Ebenmaß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und

unsere beßten Reitknechte schätzten es sogleich zu fünfhundert Dollars. Wie es schien, war es schon vorher gezähmt worden, denn es ließ sich bald den Sattel auflegen, und in einigen Tagen war es zu einem Gaul zusammengeschwunden, der kaum zwanzig Dollars werth war. Die Reisenden in den Prairieen haben sich oft genöthigt gesehen, Mustang-Fleisch zu essen, und wenn es jung und zart ist, hat man es schmackhaft genug gefunden, aber das Fleisch von ausgewachsenen Thieren soll sehr ranzig sein, besonders von fetten. Sie werden zuweilen von den Mexicanern des Oeles wegen gejagt, das von Lederarbeitern benutzt wird.

Der Büffel ist zwar nicht so zierlich und ebenmäßig gebaut als das Mustang, aber für den Reisenden in den Prairieen ein weit nützlicheres Thier. Man weiß, daß diese Thiere nur geringe Aehnlichkeit mit den Büffeln in Indien haben, daß sie aber von den Naturforschern für eine Art des Bison oder bos Americanus gehalten werden. Die Mexicaner nennen sie Cibolos, und gewiß würden Zweideutigkeiten vermieden werden, wenn man ihnen einen anderen Namen als Büffel gegeben hätte.

Ihre dunkle Farbe wird weit bleicher während der Zeit, wo sie lange Haare haben *). Man hat in den Prairieen oft einen weißen Büffel bemerkt, da aber, wie man sagt, die weiße Haut bei den geheimnißvollen Gebräuchen vieler nördlichen Indianerstämme gebraucht wurde, so hat dieß wahrscheinlich einen so großen Bedarf hervorgebracht, daß sie fast ausgestorben sind. Ihre ungewöhnliche Farbe hat man wohl als ein Naturspiel betrachtet, es ist aber wahrscheinlich, daß sie ungefähr in demselben Verhältnisse zu den schwarzen oder braunen Büffeln stehen, wie das schwarze Schaf zu dem weißen. Die Hörner des Büf-

---

*) Die Stiere verlieren das Haar gewöhnlich im Frühlinge, von den Schultern abwärts, aber nicht auf dem Vorderkopfe, wodurch sie ein ganz löwenartiges Ansehen erhalten.

fels sind kurz und schwarz und fast verborgen unter dem furchtbar zottigen, langen und wolligen Haare, das den Vorderkopf bedeckt, und dieß, wie auch der ziegenartige Bart und der häßliche Höcker, machen den Hauptunterschied zwischen ihnen und dem zahmen Rindvieh; sie sind in der That eine so nahe verwandte Gattung, daß sie sich zusammen paaren, obgleich ihre Nachkommen, wie das Maulthier, unfruchtbar sein sollen. Zwischen den männlichen und weiblichen Thieren findet man eine noch größere Ungleichheit der Gestalt als unter dem zahmen Rindvieh. Eine Büffelkuh ist ungefähr so schwer als ein gewöhnlicher Ochse, während ein großer fetter Stier doppelt so viel wiegt. Die Büffel leben sehr gern heerdenweise. In einigen Jahreszeiten aber halten sich die Kühe gern zusammen; zu anderen Zeiten sind sie meist in der Mitte der Heerde, während die Stiere, in beträchtlicher Entfernung, umher sich zerstreuen, offenbar in der Absicht, die Kühe und die Kälber zu hüten. An den Gränzen der Büffelweide begegnet man zuweilen kleinen Schaaren von Stieren, eine oder zwei Tagereisen weit, als ob sie der Hauptheerde zu Vorposten dienten.

Das Fleisch des Büffels ist so fein, als ich je etwas genossen habe, und der alte Jäger wird nicht eingestehen, daß irgend etwas darüber gehe. Der Umstand aber, daß in den Prairieen die Eßlust sehr geschärft wird und daß man gewöhnlich von gesalzenem Fleische gelebt hat, ehe man Büffelfleisch erhält, mag dazu beitragen, daß man es so schmackhaft findet. Das Fleisch ist gröber als Rindfleisch, saftiger, und Fettes und Mageres sind besser vertheilt. Auch ist es sehr leicht zu verdauen *) und hat sogar eröffnende Eigenschaften. Der Umstand, daß Stiere von jedem Alter, wenn sie fett sind, gute Speise geben, ist auch ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. Die Stiere werden gewöhnlich für den Verbrauch im

*) Wie die Reisenden oft bemerkt haben, macht Büffelfleisch, so viel man auch davon essen möge, nie Beschwerden.

Winter und in der ersten Frühlingzeit ausgewählt, wo die Kühe, wenn sie nicht unfruchtbar sind, gewöhnlich mageres Fleisch haben, in den übrigen Jahreszeiten aber geben diese das fetteste und zarteste Fleisch. Das Euter ist ein Leckerbissen, der kaum der Zunge nachsteht. Was für den Trapper der Biberschwanz, das ist für den Jäger die Büffelzunge. Auch sind die Markknochen, das Schwanzstück und die Höckerrippen beliebt. Der Höcker besteht nicht aus einer knorpeligen Masse, wie man wohl behauptet hat, sondern aus senkrechten Rippen, die vom Rückgrat auslaufen und allmälich eine Krümmung über den Schultern bilden, während die mittleren Rippen zuweilen zwei Fuß lang sind. Das Büffelkalb ist selten gut, da es gewöhnlich mager ist, weil es von der Mutter sehr wenig Milch erhält und zu sehr von den Jägern und Wölfen gehetzt wird.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern fast ausschließend ihre Nahrung, wie auch die Bedeckung ihrer Hütten und meist ihre ganze Bekleidung, nicht weniger ihr Bettzeuch, Stricke, Beutel für ihre Speisen, Sehnen für ihre Bögen, Zwirn für ihre Schuhe und Beinbekleidung. Auch den zahlreichen Reisenden und den Jägern, welche die Weideplätze durchstreifen, geben die Büffel Nahrung. Würden sie aber bloß zur Nahrung erlegt, so würde ihre natürliche Zunahme vielleicht den Verlust ersetzen; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche die Reisenden und Jäger unter ihnen anrichten, und die noch größeren Verheerungen, die von den Indianern gemacht werden, nicht bloß des Fleisches wegen, sondern oft nur um die Häute und die Zungen zu erhalten, die sie an die Kaufleute leicht absetzen — all diese Umstände vermindern schnell ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Vertilgung auf dem Vestlande herbei führen. Man glaubt, daß jährlich aus den Prairieen und dem angränzenden Weidegebiete gegen hunderttausend Büffelkittel ausgeführt werden, und die Anzahl der muthwillig oder nur der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung

tauglich sind. Die große Ausdehnung der Prairieen, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn man bedenkt, daß sie, wie die ältesten Ansiedler sich erinnern, fast eben so zahlreich östlich vom Mississippi gefunden wurden als heutiges Tages in den westlichen Prairieen, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie einst bis an die Küste des atlantischen Meeres streiften. Noch vor dreißig Jahren waren sie häufig in den Staaten Missouri und Arkansas, jetzt aber sieht man sie selten in geringerer Entfernung als zweihundert Meilen von der Gränze. Auf den Hochebenen haben sie in den letzten zehn Jahren merklich abgenommen. Noch immer aber ist die Zahl der Büffel in den Prairieen unermeßlich; da sie jedoch gern in großen Haufen von Ort zu Ort wandern, so geschieht es zuweilen, daß man mehre Tage lang reisen kann, ohne einem einzigen zu begegnen, an anderen Stellen sieht man aber oft auf einen Blick viele Tausende.

Die Indianer und die Mejicaner jagen die Büffel meist mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, den Büffel dicht zu verfolgen, und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie, fast nie fehlend, ihn mit ihren Pfeilen, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die vorn vorstehen, worauf der Büffel schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist, oder nicht tief genug eindringt, und wohl auch, wenn er in's Leben gedrungen ist und noch ein Pfeil abgeschossen werden muß, reitet der Jäger zuweilen nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch läuft. Ein rüstiger Indianer schießt nicht selten seine Pfeile mit solcher Kraft ab, daß ich einen Pfeil, dreißig Zoll lang, ganz in den Leib eines Büffels dringen sah, und Jäger haben mir versichert, daß die Pfeile, wenn sie nicht auf die Knochen trafen, mitten durch den ungeheueren Leib gingen und auf der anderen Seite herausfielen.

Die Gewandtheit, welche diese wilden Jäger in der Erlegung der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Als einst in den Prairieen ein Haufen Witchita-Indianer neben uns gelagert war, ließ sich eine Büffelheerde in der Nähe sehen, und ich bat einen Häuptling, mein Pferd zu nehmen und einen Büffel zu schießen, den ich mit ihm theilen wollte. Der Vorschlag gefiel ihm; er nahm seine Pfeile, stieg auf mein Pferd, das nicht schnell und sehr mager war, und den Büffeln nachjagend, hatte er in einigen Minuten schon zwei niedergeschossen, und zwei entkamen so schwer verwundet, daß er sie mit geringer Anstrengung auch hätte erlegen können. Die Comanche-Indianer aber sind in der Büffeljagd noch weit gewandter als die übrigen Stämme. Die mexicanischen Ciboleros sind in dieser Jagd gewiß nicht weniger geschickt als die Indianer. Ich ging einst auf die Jagd mit einem Cibolero, der, außer einem Bogen und Pfeilen und einem Fleischermesser, keine Waffen hatte. Als er eine Büffelheerde erspähte, spornte er sein Pferd, und obgleich ich ihm folgte, so schnell als ein Maulthier traben konnte, so hatte er den Büffel doch schon abgehäutet, als ich ihn nach einer Jagd von zwei bis drei Meilen einholte. Dieß war allerdings eine ungewöhnliche Schnelligkeit, denn meist lebt das Thier noch eine Weile, nachdem der tödtliche Pfeil es getroffen hat.

Der erfahrene Jäger wählt sich den beßten Büffel als sein Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde versetzt hat, sucht er einen anderen aus und so weiter, bis die Ebene zuweilen im eigentlichen Sinne mit todten Thieren bedeckt ist.

Wie es scheint, hat der Hauptmann Bonneville sich höchlich gewundert, daß während seiner Reise durch das Felsengebirge einige Indianer ohne Flinte oder Pfeile und nur mit einer alten Lanze Büffel getödtet hatten, und ohne Zweifel irrte er in der Vermuthung, daß sie eine Büffelheerde in vollem Galopp gejagt hätten, bis sie entkräftet gewesen wäre, wo sie den Thieren dann leicht den Todesstoß geben konnten. Indianer sowohl als Mexicaner jagen aber oft mit einer langen Lanze, womit sie,

wenn das Pferd gut abgerichtet ist, die Büffel leichter tödten als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner dringt auf einen Haufen ein, und seitwärts reitend, durchbohrt er einen Büffel nach dem anderen, bis mehre niedergestreckt sind. Haben sie weder Bogen noch Lanze, so jagen sie mit der Flinte, aber selten so glücklich als mit jenen Waffen. Die Amerikaner jagen den Büffeln lieber mit der Reiter-Pistole nach, aber der Indianer tödtet doppelt so viele mit seinem Pfeile oder seiner Lanze. Zuweilen wird der Büffel auf dieser Jagd gefährlich, denn wenn seine Wunden ihn wüthend machen, springt er oft verzweifelt auf seinen Verfolger los, und wenn das Pferd nicht gut abgerichtet ist, werden ihm die Eingeweide herausgerissen, während der Reiter dem Büffel preisgegeben ist, wie man es zuweilen erlebt hat. Ist aber das Pferd gewandt, so wird es dem Büffel wie ein geschickter Fechter ausweichen.

Büffelkälber, nicht aber ausgewachsene Thiere, werden von Mejicanern und Indianern mit dem Lazo gefangen, wenn sie aber von ihren Müttern und von der Heerde während der Jagd getrennt sind, folgen die kleinen Thiere nicht selten den Pferden der Jäger bis in das Lager, so zahm, als wenn sie bei ihren Müttern wären. Hat man zahme Kühe im Lager, so können die Kälber ohne Mühe aufgezogen werden.

Einige nördliche Indianer, besonders die Assinaboins, fangen, wie man sagt, die Büffel auf eine eigenthümliche Weise. Es wird an einem passenden Platze eine starke Verpfählung gemacht, und nachdem ihre Aerzte *) geheimnißvolle Gebräuche verrichtet haben, gehen sie an's Werk. Die Büffel werden nach der Hürde getrieben, während ein Indianer, in eine wollige Haut gekleidet, in einiger Entfernung voran läuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für einen Büffel und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung eingefangen, so erlegen die Indianer sie mit ihren Pfeilen, weil sie angeblich

*) Siehe unten Abschnitt XIV.

glauben, daß es den großen Geist beleidigen und künftige Jagden unglücklich machen würde, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Die Hinterwäldler ziehen allen anderen Jagden die Schleichjagd vor, indem sie zu Fuße mit dem Rifle den Thieren nachschleichen. Man kann sich dem Büffel weit leichter nähern als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er ohne Schwierigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder dickem Grase ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er den Wind von ihr hat, wie die Jäger sagen, d. h. wenn der Wind von den Büffeln herweht. Im umgekehrten Falle aber wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, wie sicher er sich auch vor ihren Blicken verborgen haben mag. Ihr Geruch ist so fein, daß sie sich mehr darauf zu verlassen scheinen als auf ihr Gesicht; denn wenn Büffel aus irgend einer Gegend aufgeschreckt werden, so richten sie ihren Lauf gegen den Wind, um unterwegs die Witterung von dem Feinde zu haben. Ist es dem Jäger gelungen, seinen ersten Schuß abzufeuern, so kann er oft mehre Büffel aus derselben Heerde erlegen; denn wenn die Büffel ihn weder sehen, noch wittern, so hören sie das Gewehr knacken und sehen ihre Gefährte einen nach dem anderen niederfallen, ohne darauf zu achten, ausgenommen, daß sie die Köpfe aufrichten und vielleicht bei jedem Schusse ein wenig stutzen. Es könnte scheinen, daß sie glauben, die gefallenen Thiere hätten sich nur zur Ruhe niedergelegt, und daß sie dieselben nicht gern verlassen möchten. Einst sah ich am Cimarron zehn bis zwölf Büffel in geringer Entfernung von einander auf der Erde liegen, die einige unserer Jäger aus derselben Heerde niedergeschossen hatten. Hätte nicht die Annäherung der Karawane die Thiere aufgeschreckt, so würde man vielleicht noch eben so viele erlegt haben.

Ein geübter Jäger schleicht zuweilen auf einer ganz flachen Ebene gegen eine Büffelheerde. Da ihr Gesicht wenigstens nicht scharf ist und immer mehr oder minder durch das zottige Stirn=

haar verdunkelt wird, so bemerken sie kaum beim Weiden einen sich nahenden Feind, wenn anders nicht der Wind ihnen die Witterung bringt. Der Jäger ist daher darauf bedacht, den Wind von ihnen zu haben, und kriecht langsam und dicht auf der Erde fort, bis er in der Schußweite ist. Hat er den ersten Büffel erlegt, so entfernen sich die anderen vielleicht auf eine kurze Strecke, und er nähert sich ihnen dann zuweilen hinter dem getödteten Thiere und schießt mehre andere.

Die Büffel haben ein ungemein zähes Leben. Ist einer auch tödtlich verwundet, so scheint er doch oft nicht verletzt zu sein und gar nicht fliehen zu wollen, sondern krümmt seinen Schwanz und trabt weiter, als ob er nichts fühle oder fürchte. Läßt man ihn aber ungestört, so schwankt er und fällt in einigen Augenblicken todt nieder; wird er aber aufgereizt, so läuft er zuweilen meilenweit, ehe er fällt. Ich sah einst, wie eine Jagdgesellschaft einen verwundeten und wüthenden Büffel umringte, in geringer Entfernung viele Schüsse abfeuerte, die alle auf das Herz gezielt waren, aber dem Anscheine nach ohne alle Wirkung; sobald aber die Wuth des Thieres sich abgekühlt hatte, stürzte es augenblicklich todt nieder. In solchen Fällen zielt der ungeübte Jäger oft auf das Gehirn, aber ohne Erfolg. Der Schädel ist so dick und das wollige Haar auf dem Vorderkopfe so verflochten, daß nie eine Kugel in das Gehirn eines Büffelstieres dringt.

Der Schleichjäger muß auf seiner Hut sein; denn der verwundete Büffel setzt sich leicht zur Wehre, wenn sein Feind ihm zu nahe kommt. Bei einiger Geistesgegenwart aber kann man diesen Angriffen leicht ausweichen. Macht das Thier einen Satz, so braucht der Jäger nur plötzlich auf die Seite zu springen, da der Büffel meist in gerader Linie vorübergeht. Ich habe nie von ernstlichen Zufällen dieser Art etwas gehört; doch sind in solchen Fällen manche furchtbar scheinende, aber lustige Ereignisse vorgekommen.

Nur ein verwundeter Büffel jedoch wagt einen Angriff; selbst die zahlreichsten Heerden, auch im wildesten Laufe, lassen sich durch einen einzigen Menschen leicht ablenken, der ihnen gerade in den Weg kommt, wiewohl einige Reisende das Gegentheil behauptet haben. Ich lag einst im hohen Grase auf dem geraden Wege eines aufgeschreckten Haufens, und als ich auf die Thiere bei ihrer Annäherung feuerte, flohen sie bestürzt nach beiden Seiten. Ihre Annäherung ist jedoch etwas furchtbar; ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und herabhangenden Bärte, ihr offener Rachen und die heraushangende Zunge, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, können anfänglich wohl Furcht einjagen.

Der Gang der Büffel ist ein plumper Galopp, und jeder gewöhnliche Klepper kann sie auf der Jagd leicht einholen. Die Kühe sind gewöhnlich schneller als die Stiere. Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß der Büffel ganz anders als die übrigen vierfüßigen Thiere vom Boden aufspringt. Das Pferd erhebt sich zuerst auf den Vorderfüßen, die Kuh auf den Hinterfüßen, der Büffel aber scheint mit allen vier Beinen zugleich aufzustehen.

Die amerikanischen Jäger sowohl als die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuschlachten, gewöhnlich auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben sie die Höckerrippen, die Schwanzstücke und einige andere erlesene Bissen sich zugeeignet, so lassen sie den Ueberrest gewöhnlich für die Wölfe liegen. Die Haut wird hauptsächlich zu Büffelkitteln gebraucht, aber die Indianer benutzen sie dazu nur im Herbst und Winter und dann auch selten anders als von Kühen und Stieren, da das Haar zu jener Zeit lang und wollig ist. Ich habe nie gesehen, daß Büffelhäute gegerbt waren, und sie scheinen zu porös und schwammig zu sein, um vestes Leder geben zu können. Wären sie etwas werth, so könnte man mehre tausend Häute sichern, die jährlich den Wölfen auf den Prairieen überlassen werden.

Obgleich der Büffel das größte Thier in den Prairieen ist, so hat er doch keineswegs über die anderen Mitbewohner der Ebene die Herrschaft, die vielmehr dem großen grauen Wolfe zusteht. Zwar ist dieser nicht viel größer als der Wolf in den Vereinigten Staaten, aber weit wilder. Häufig findet man dieselbe Gattung im nördlichen Mexico, wo diese Wölfe oft Pferde, Maulthiere und Rindvieh tödten, und in den Prairieen richten sie große Verheerungen unter den Büffeln an. Man erzählt viele merkwürdige Geschichten von den Listen und Mitteln, die diese Thiere zur Sicherung ihrer Beute anwenden. Wie man versichert, sammeln sie sich in Haufen und jagen abwechselnd einen Büffel, bis er ermattet ist, vereinigen sich dann wieder und machen ihm ein Ende; nach anderen Berichten aber schnappen sie, während sie den Büffel hetzen, nach der weit heraushangenden Zunge, bis sie abgerissen ist, worauf dann das Thier, weil es nicht mehr fressen kann, vor Hunger ermattet und bald überwältigt wird; und wieder andere erzählen, daß der Wolf im Laufe die Beine und Knieflechsen des Büffels zernagt und zerfleischt, bis er seinen Gegner entkräftet hat, und dann der Trupp ihn tödtet. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Wölfe viele der größten Büffel überwältigen, wobei sie vielleicht verschiedene Mittel anwenden und ohne Zweifel auch das zuletzt erwähnte, denn ich habe selber Büffel mit grausam zerfleischten Schenkelmuskeln gesehen, unstreitig eine Folge solcher Angriffe. Büffelkälber werden immer das Opfer der Raubgier dieser Wölfe; sind aber Büffelheerden beisammen, so vertheidigen sie ihre Abkömmlinge mit großer Tapferkeit. Die Farbe dieses Wolfs ist zwar gewöhnlich schmuzig grau, zuweilen aber beinahe weiß. Ich glaube jedoch, daß die Verschiedenheit der Farbe hauptsächlich von dem verschiedenen Alter des Haares herkommt, und zum Theil auch von dem Alter des Thieres selbst. Die wenigen weißen Wölfe, die ich gesehen habe, waren mager, langhaarig und dem Anscheine nach sehr alt. Man findet diese

Wölfe in unermeßlicher Anzahl auf den Prairieen. Oft sieht man Schaaren wochenlang Karawanen, Jagdgesellschaften und wandernden Indianerhaufen folgen, nicht aber, wie der Schakal, um die Leichen auszugraben, wiewohl dieß auch zuweilen geschieht, sondern um sich von den zurückgelassenen Gerippen der Büffel zu nähren, die so oft muthwillig getödtet und verwüstet werden. Außer in diesen Fällen, sieht man sie selten anderswo als in der Nähe von Büffeln, und wenn daher der hungrige Wanderer Wölfen begegnet, so findet er darin eine gewisse Bürgschaft, daß seine Lieblingsnahrung nicht fern ist. So raubgierig diese Thiere aber auch sind, ich habe doch nie erfahren, daß sie Menschen anfallen; es möchte aber wahrscheinlich wohl geschehen, wenn sie sehr hungrig wären und eine günstige Gelegenheit sich zeigte. Ich werde nicht so leicht ein Abenteuer vergessen, das ich vor vielen Jahren an der Gränze von Missouri mit einem Wolfe zu bestehen hatte. Als ich am Rande der Prairieen ritt, erblickte ich einen der größten und grimmigsten Wölfe, der eben aus dem Westlande herabgekommen war und verzweifelt hungrig zu sein schien. Ohne Waffen, hob ich einen Knüttel auf und rüstete mich tapfer zum Angriffe. Der Wolf aber hatte nicht Lust zu fliehen, sondern kam mir kühn auf halbem Wege entgegen. Ich war bald wehrlos, da mein Knüttel auf dem Schädel des Wolfes zerbrach. Er griff alsbald nach den Beinen meines Pferdes, das aber von einem Kampfe nichts wissen wollte, auf die Seite sprang, mich über seinen Kopf warf und die Flucht nahm, während ich und der Wolf uns zu vertheidigen hatten. Kaum war ich wieder aufgesprungen, als mein Gegner seinen Angriff wiederholte, da ich aber unbewaffnet war und ihm nur durch dei Einbildung einen Schreck einjagen konnte, so nahm ich meinen großen schwarzen Hut ab, den ich wie einen Schild brauchte und gegen seinen geöffneten Rachen hielt. Meine List hatte den gewünschten Erfolg. Der Wolf machte einige Sprünge gegen mich, schwenkte sich dann, trabte einige Schritte weg und

blieb stehen, um mich anzustieren. Ich fürchtete, er möchte sich besinnen und zu einem neuen Angriffe umkehren, und da ich einsah, daß ich bei dem Vergleiche den beßten Handel hatte, so machte ich mich entschlossen auf die Beine und ließ gern das Spiel unentschieden, obgleich ich selber dazu herausgefodert hatte.

Es giebt eine kleinere Gattung an der Gränze, der Prairie-Wolf, von den Mejicanern Coyote genannt *), und auch in den Prairieen in unermeßlicher Anzahl vorkommend. Er ist etwas kleiner als ein gewöhnlicher Hund, hat beinahe die Farbe des grauen Wolfes, und obgleich eben so raubgierig als die größere Art, so scheint er doch zu feig zu sein, starkes Wild anzufallen. Er nährt sich von den Ueberresten der Büffel, welche die Jäger und die größeren Wölfe getödtet haben, auch von kleinem Wilde, wie Hasen und Prairie-Hunde, und selbst von kriechenden Thieren und Insecten. Man sieht ihn stundenlang vor einem Hundeloche liegen, und sobald der kleine Inwohner herausblickt, stürzt der Feind auf ihn los. Man hat den Coyote den Schakal der Prairieen genannt, und einige Natur-

*) Canis latrans, eine Bezeichnung, wozu sein lärmendes Wesen ihn eignet. Clavigero sagt, der coyote, von den Mejicanern coyotl genannt, gleiche dem Wolfe in Gefräßigkeit, dem Fuchse in List, dem Hunde in der Gestalt, in anderen Eigenschaften dem Schakal, daher man ihn in Mejico zu verschiedenen jener Gattungen rechne, wiewohl er ohne Zweifel von allen verschieden sei. — Eine ähnliche Neigung bemerkt man unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten, fast alle amerikanischen Thiere auf europäische Gattungen zurückzuführen, obgleich nur sehr wenige, in dem westlichen Vestlande wirklich heimische mit den Thieren der alten Welt in allen Beziehungen übereinstimmen. Es würde unstreitig den Reichthum und Wohlklang der Sprache befördert und die Unterscheidung der Gattungen erleichtert haben, wenn man, wie die Mejicaner, die indianischen Namen der einheimischen Thiere beibehalten hätte.

forscher zählen ihn wirklich zu dieser Thiergattung, doch wohl nicht angemessen, da er weit weniger von der Natur des Schakals als des gemeinen Wolfes hat. So lärmend aber der Schakal sein mag, er kann doch den Prairie-Wolf nicht übertreffen. Wie Bauchredner, lassen ein paar Wölfe ein Dutzend verschiedene Stimmen in so schneller Folge hören, Gebell, Geschnatter, Gekläff, Gewinsel und Geheul in so mannigfaltigen Tönen, daß man ein ganzes Schock derselben zu hören glauben könnte. Dieser Lärm und die langgezogenen kläglichen Töne des großen Wolfes machen zuweilen eine Nacht in den Prairieen wahrhaft scheußlich. Wie einige Jäger versichern, paaren sich der Coyote und der Hund. Wie dem auch sei, es ist nicht zu läugnen, daß die Hunde der Indianer ein wunderbar wölfisches Ansehen haben.

Man findet zuweilen sowohl das Elenthier als das Rothwild häufig am Arkansas, bis hinauf zu der nach Santa Fe führenden Straße, aber weiter westwärts von hier sind beide sehr selten, da diese Thiere nicht in die hohen Prairie-Ebenen ziehen. Weiter südlich aber in den Prairieen, die an die gestrüppvollen Nebenflüsse des Canadian und des Red River gränzen, ist Rothwild ungemein häufig, und man sieht zuweilen Heerden von Hunderten zusammen, aber in jenen südlichen Gegenden giebt es nur wenig Elenthiere.

An den buschigen Ufern jener Ströme, wie auch in den Croſſ Timbers, ist der schwarze Bär heimisch, der meist von Eicheln und anderen Früchten lebt. Die Reben und die Zweige der Zwergeichen und der Pflaumenbüsche sind in einigen Gegenden von den nach Früchten ausgehenden Bären so zerrissen und zerbrochen, daß ein Fremder glauben könnte, es habe ein heftiger Sturmwind unter ihnen gewüthet.

Die Gattung der Gazelle, die unter dem Namen Antilope bekannt ist, findet sich sehr häufig auf den Hochebenen. Dieses schöne Thier, das man als ein Mittelglied zwischen Reh

und Ziege betrachtet, steht dieser letzten Thierart weit näher. Es hat fast die Größe und auch ziemlich die Gestalt einer großen Ziege. Auch in den Hörnern ist es der Ziege ähnlich, da dieselben gleichfalls bleibend sind, aber sie haben eine geradere Gestalt und eine kurze auf der Stirne vorragende Zinke. In der Farbe gleicht die Antilope dem gemeinen Rothwild, doch sieht man einige weißliche Streifen auf jeder Seite des Körpers. Die Antilope zeichnet sich durch ihre Schnelligkeit aus. Sie hüpft nicht wie das Reh, sondern sie streift über den Boden, wie auf Schlittschuhen. Das schnellste Pferd wird sie selten einholen. Ich war einst Zeuge, wie man eine Antilope zu fangen suchte, die ein Hinterbein gebrochen hatte, aber sie ließ unser schnellstes Büffelpferd weit hinter sich zurück. Sie ist zu schnell, als daß man sie hetzen könnte. Ich habe gesehen, daß Hunde, die dieses Thier jagten, bald umkehrten, als ob sie sich geschämt hätten, so weit zurückzubleiben. Das Fleisch der Antilope ist wie Ziegenfleisch, ziemlich grob, und wird wenig geschätzt, daher giebt man sich auch nicht viel Mühe, das Thier zu fangen. Es ist eben so scheu als schnell und sehr schwer zu jagen, außer wenn es durch seine Neugier sich verlocken läßt. Begegnet die Antilope einem Fremden, so scheint sie ihn ungern zu verlassen, ehe sie ihn ganz ausgekundschaftet hat. Oft macht sie einen weiten Kreis um den Gegenstand ihrer Neugier und kommt gewöhnlich immer näher, bis sie in der Schußweite ist, während sie oft stehen bleibt, ihn anzusehen. Oft werden sie auch durch einen Scharlachrock oder ein an die Spitze eines Ladestockes bevestigtes rothes Taschentuch gelockt und dadurch zuweilen verleitet, in die Schußlinie des Jägers zu kommen. Dieses interessante Thier wird aber, wie der Büffel, jetzt in geringerer Entfernung als 200 Meilen von der Gränze sehr selten gesehen, obgleich es nach den Berichten früherer Reisenden in den Gegenden östlich vom Mississippi einst zu finden war.

Das Dickhorn, von den Mejicanern „carnero Cimarron" und von den Trappers zuweilen das Bergschaf genannt,

das in der Kette des Felsengebirges so häufig ist, findet man in den Ausläufern und Klippen des Hochlandes um die Quelle des Cimarron, der daher seinen Namen hat, wie auch in den Hochlandschluchten und anderen Theilen jener Gebirggränzen. Das Fleisch dieses Thieres soll vortrefflich sein und wird von vielen Jägern dem Wildpret vorgezogen. Das Dickhorn ist größer als das gemeine Schaf und hat statt der Wolle ein bräunliches Haar, dunkler als das Haar des Rothwildes, aber weißlich am Bauche. Es zeichnet sich durch seine großen, schneckenförmig gewundenen Hörner aus, die in Gestalt und Krümmung dem Horne des Schafes gleichen, aber zuweilen über drei Fuß lang sind und an der Grundfläche vier bis sechs Zoll im Durchmesser haben. *) Das Dickhorn ist berühmt wegen seiner Behendigkeit und seiner Gewohnheit, sich hinter den unzugänglichsten Bergklippen zu verbergen. Es scheint Vergnügen daran zu finden, am Rande der furchtbarsten Abgründe und überragender Felsen zu sitzen und zu hüpfen und von Felsen zu Felsen zu springen, ohne auf die gähnenden, mehre hundert Fuß tiefen Klüfte zu achten. Wird es verfolgt, so soll es sich nicht bedenken, von einer Klippe in ein mehr als hundert Fuß tiefes Thal zu springen, wo es, auf seine ungeheueren Hörner fallend, unverletzt wieder aufspringt, da sein Nacken dick und stark genug ist, den größten Stoß auszuhalten, den die Schwere des Thieres verursachen kann. Es ist so furchtsam, daß es selten in die Thäler hinabgeht, sondern auf den Felsenklippen, die Wölfen und anderen Raubthieren unzugänglich sind, sich nährt und schläft. Dieses Thier scheint Buffon's Mouflon an Farbe, Gestalt und Hörnern, aber in seinen Gewohnheiten der Gemse ähnlich zu sein.

---

*) Nach Irving mißt ein männliches Thier von der Nase bis zum Ende des Schwanzes fünf Fuß, der Schwanz ist vier Zoll lang, der Umfang des Leibes hat vier Fuß, und die Höhe beträgt drei Fuß acht Zoll.

Unter allen Thieren in den Prairieen aber ist bei weitem das merkwürdigste und keineswegs am wenigsten berühmte der kleine Prairie-Hund. Dieser sonderbare Vierfüßler ist nicht viel größer als das gewöhnliche Eichhorn, da sein Leib beinahe einen Fuß lang ist und der Schwanz drei bis vier Zoll mißt. Die Farbe geht von Braun in schmuziges Gelb über. Das Fleisch, obgleich oft von Reisenden gegessen, wird für unschmackhaft gehalten. Die früheren Reisenden nannten dieses Thier das bellende Eichhorn oder das Erdeichhorn,*) Namen, die wohl passender sind als der jetzt übliche. Sein Bellen, das dem Gebell eines Schooßhündchens gleicht, möchte seine einzige hündische Eigenschaft sein. Es scheint zwischen dem Kaninchen und dem Eichhorn zu stehen, da es wie jenes sich nährt und in Erdhöhlen wohnt, wie dieses hüpft und springt, aufrecht sitzt und ungefähr denselben Ton hören läßt. Einige Naturforscher haben den Prairie-Hund für eine Art des Murmelthieres (arctomys Ludoviciana) gehalten, aber er scheint mit diesem Thiere kaum eine andere Eigenschaft gemein zu haben, als daß er in Erdhöhlen wohnt. Einige haben zwar vermuthet, daß er, wie das Murmelthier, in der kalten Jahreszeit erstarre, und wie Long in seinem Reiseberichte bemerkt, sammlt er keine Wintervorräthe ein, aber dieß ist unstreitig ein Irrthum, da nach dem übereinstimmenden Zeugnisse mehrer Reisenden, die den Winter in den Prairieen zugebracht haben, die Prairie-Hunde, wie das Kaninchen und das Eichhorn, an milden Tagen aus ihren Löchern hervorkommen und daher ohne Zweifel einen Vorrath von Heu, fast die einzige Nahrung, die in der Nähe ihrer Wohnplätze zu finden ist, für den Winterbedarf einlegen. Ihre Erdhöhlen sind von Reisenden eine Hundestadt genannt worden, die aus einem Dutzend bis zu einigen tausend Höhlen in derselben Gegend besteht und oft einen Flächenraum von

*) Ground-squirrel, Sciurus striatus Americanus.

mehren Quadratmeilen bedeckt. Gewöhnlich wohnen sie auf vesten trockenen Ebenen, die mit feinem und kurzem Grase bewachsen sind, wovon sie leben, da sie ohne Zweifel ausschließend von Pflanzen sich nähren. Aber selbst in Gegenden, wo sie von langem und grobem Grase umgeben sind, scheinen sie es gewöhnlich in ihren Straßen zu zerstören, welche fast immer eine feine Grasart bekleidet, die ihnen schmeckt. Sie müssen nur wenig Wasser brauchen, oder trinken vielleicht gar nicht, da man ihre Städte oft, ja gewöhnlich, mitten in den dürresten Ebenen findet, wenn wir anders nicht voraussetzen, daß sie unterirdische Quellen aufgraben, wenigstens wühlen sie sich sehr tief in die Erde. Man hat versucht, sie auszugraben oder durch Wasser aus ihren Höhlen zu treiben, aber immer ohne Erfolg. Nähert man sich einer solchen Ansiedelung, so sieht man die kleinen Thiere in ihren Straßen hüpfen, von Höhle zu Höhle gehen, als ob sie Besuche machten, zuweilen einige in Haufen beisammen, gleichsam berathschlagend, hier das zarte Gras abweidend, dort ihre Wohnungen reinigend oder den kleinen Hügel vor den Höhlenöffnungen kehrend, aber immer ganz ruhig. Erblicken sie einen Fremden, so rennt jedes Thier zu seiner Wohnung, verweilt aber wohl vor dem Eingange und verbreitet allgemeine Unruhe, indem es, gewöhnlich aufrecht sitzend, ein wiederholtes gellendes Gebell hören läßt. Fällt aber ein Schuß oder kommt der Besucher zu nahe, so eilen sie in ihre Höhlen hinab und lassen sich nicht mehr sehen, bis die Ursache der Beunruhigung verschwunden zu sein scheint.

Zwei andere Thiere leben, wie man sagt, in Gemeinschaft mit dem Prairie-Hunde, die Klapperschlange und eine kleine Eule.*) Aber beide sind ohne Zweifel Eindringlinge,

*) Man hat sie die Coquinho-Eule genannt. Ihr Ton, natürlich oder nachgeahmt, gleicht sehr dem Kläffen des Prairie-Hundes.

die in den Erdhöhlen Zuflucht suchen und, wie man vermuthet, von den Jungen der Inwohner sich nähren. Die Klapperschlangen sind ungemein häufig auf jenen Ebenen. Sie werden zuweilen an einem Tage schockweise getödtet, sind aber ganz unschädlich; denn ich habe nie erlebt, daß ein Mensch von ihnen gebissen worden wäre, obgleich sie sogar in das Nachtlager der Reisenden kriechen. *) Die Maulthiere werden zuweilen, doch nur selten, von ihnen gebissen, wiewohl sie täglich über unzählige hinweggehen müssen.

Der gehörnte Frosch, wie neuere Reisende sie getauft haben, oder die gehörnte Eidechse, **) wie man sie früher richtiger genannt hat, ist das berühmteste und merkwürdigste kriechende Thier in den Ebenen. Wie den Prairie-Hund, findet man ihn nur in trocknen Gegenden, oft viele Meilen weit vom Wasser entfernt. Er lebt fast, wo nicht durchaus, ohne zu trinken, und nährt sich vermuthlich meist von Ameisen und anderen Insecten, wiewohl viele Mejicaner meinen, dieses Chamäleon, wie sie ihn nennen, lebe von der Luft. Man hat ihn mehre Monate ohne die mindeste Nahrung erhalten. Ich fing einst einige auf den westlichen Ebenen, die ich in einer Schachtel in eine der östlichen Städte brachte, wo ich sie mehre Monate aufbewahrte, ehe sie starben, ohne daß sie Nahrung oder Wasser genossen hätten, obgleich ihnen beides oft angeboten wurde. Der gehörnte Frosch ist zwei bis fünf Zoll lang, der Leib horizontal abgeflacht, eirund und ungefähr zwei Zoll breit in der Mitte. Der Rücken ist schön bunt gefärbt, weiß und braun und zuwei-

*) Ich habe es zwar nicht versucht, aber man behauptet, daß Schlangen nicht über ein auf dem Boden gezogenes Haarseil kriechen, und daß man sie dadurch von den Betten abhalten könne.

**) Man hat sie die runde Eidechse genannt. Sie scheint eine Art des Chamäleon zu sein, da sie einigen, wiewohl nur geringen Wechsel der Farbe zeigt.

len gelblich purpurfarbig. Der Bauch ist weißlich mit braunen Flecken. Das Thier erhielt seinen Namen von zwei kurzen Hörnern, die auf dem Kopfe hervorstehen, und man sieht auf dem Kopfe und auf dem Leibe noch andere kleinere hornige Hervorragungen. Es hat einen kurzen Schwanz, der ihm das Ansehen einer Eidechse giebt. Es ist ein sehr unschädliches Geschöpf und kann, so häßlich es aussieht und so tückisch es sich zuweilen gebärdet, ungestraft angetastet werden.

Vögel sind auf den Ebenen nur sehr selten zu finden, da sie meist beholzte Gegenden lieben. In den Croſſ Timbers und an allen gestrüppevollen Bächen giebt es sehr viele wilde Truthähne, welche oft durch die angränzenden Prairieen in großen Haufen ziehen. Jene Art des amerikanischen Haselhuhns, das man im Westlande das Prairie-Huhn nennt, findet sich sehr häufig an den Gränzen und richtet im Herbste große Verheerungen auf den Getreidefeldern in den Prairieen an. Selten sieht man diesen Vogel weiter als zweihundert Meilen von der Gränze. Eben dieß gilt von den Rebhühnern, die aber überall jenseit der Gränzen der Ansiedelungen sehr selten vorkommen. An den Flüssen giebt es verschiedene Arten von Gänsen und Enten, den Sandhügel-Kranich und den weißen Kranich, wie auch eine Art des Regenpfeifers und des Brachvogels. Rechnet man noch die Habichte und Raben hinzu, so hat man die meisten Vögel in den Prairieen aufgezählt. Schaaren von Raben folgen den Karawanen noch unablässiger als die Wölfe.

Die Biene wird unter den westlichen Uransiedlern sprüchwörtlich als die Vorläuferin angloamerikanischer Bevölkerung bezeichnet. Die Ureinwohner an der Gränze haben diese Ansicht meist bestätigt, denn sie wußten, wie sie zu sagen pflegten, daß die Weißen nicht weit entfernt wären, sobald die Bienen sich unter ihnen zeigten. Dieses Zusammentreffen hat vermuthlich darin seinen Grund, daß die Wanderung der Bienen westwärts

mit der Wanderung der Ansiedler gleichen Schritt hält. Doch hat man noch keine Honigbienen, wie es scheint, weiter westwärts als bis zum Felsengebirge gefunden. Sie sind jedoch bis auf eine Entfernung von ungefähr dreihundert Meilen westlich der Gränzen von Missouri und Arkansas zerstreut, wo es Gehölze giebt, die ihnen ein passendes Obdach darbieten. Auf dem Wege nach Santa Fe jenseit Council-Grove hat man nur wenige gefunden.

Zwölfter Abschnitt.

Amerikas Ureinwohner. — Ueberlieferungen von ihrem Ursprung. — Uebereinstimmung der Glaubensansichten. — Verehrung der Sonne. — Die Shawnees. — Tecumseh. — Missionare und Erfolge der Katholiken. — Der Indianer-Himmel. — Begräbnißgebräuche. — Leichen auf Gestellen. — Aberglaube und Zauberei. — Vielweiberei und andere eheliche Verhältnisse. — Charakterverschiedenheit der Indianer. — Gastfreiheit. — Namen. — Stammverwandtschaft. — Furchtbare Verminderung der Indianer.

Man wird in einem Werke, welches so wenig Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit und Vollständigkeit macht, kaum erwarten, daß die Bemerkungen, die ich nach meinem Plane über die Urbewohner des westlichen Amerika machen muß, kritisch oder umfassend sein sollen. Ich fühle jedoch, daß dieß ein Gegenstand ist, den ich nicht ganz unbeachtet lassen kann. Ich habe so viele Gelegenheiten gehabt, den Charakter und die Gewohnheiten der westlichen Indianer kennen zu lernen, daß ich glaube, eine kurze Nachricht von ihnen werde in mancher Hinsicht neu und für mehre meiner Leser anziehend sein. In dieser Voraussetzung werde ich auf den folgenden Blättern diejenigen Thatsachen mittheilen, welche den Reiz der Neuheit für sich haben und früher gemachte Mittheilungen zu bestätigen scheinen. Ich werde in diesem Abschnitte diejenigen Charakterzüge der Urbewohner darstellen, die am bemerkenswerthesten zu sein scheinen,

und in den folgenden viele Eigenschaften hervorheben, welche die auffallendsten Unterschiede zwischen ihnen bilden.

Man hat, so viel ich weiß, noch nie ein Urvolk entdeckt, das sich nicht geheimnißvolle Ahnen von einem mythischen Charakter beigelegt hätte. Es ist interessant, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen all diesen Systemen zu betrachten. Unter denjenigen Stämmen, die viel Verkehr mit den Weißen gehabt haben, ist zwar die Kosmogonie bedeutend mit den mosaischen Berichten verschmolzen worden, so daß es jetzt oft schwer ist, das Ursprüngliche von dem Eingeführten genau zu unterscheiden. Aber alle amerikanisch-indianischen Stämme haben mehr oder minder ihre Ueberlieferungen über diesen Gegenstand beibehalten. Die alten echten Choctaws z. B. erzählen, daß der Erstling ihres Stammes aus einer Höhle Nunnewaja, östlich vom Mississippi, hervorgegangen sei; aber diese Ueberlieferung hat nur wenig Anhänger unter den jungen Leuten und denjenigen von vermischtem Blute unter diesem Stamme. Man kann jetzt nicht leicht eine genaue Angabe von diesem angeblichen Ursprung erhalten, man kann aber einen Begriff davon sich verschaffen, wenn man eine ähnliche Ueberlieferung unter den Mandan-Indianern damit vergleicht, welche in dem Reiseberichte von Lewis und Clark mitgetheilt wird. „Das ganze Volk wohnte in einem großen Dorfe unter der Erde, nicht weit von einem unterirdischen See. Eine Rebe streckte ihre Wurzeln tief in diese Wohnungen hinab und gab ihnen eine Ansicht des Lichtes. Einige der kühnsten erkletterten die Rebe und waren erfreut über den Anblick der Erde, die sie mit Büffeln bedeckt und reich an Früchten aller Art fanden. Als sie die Trauben zurückbrachten, die sie gepflückt hatten, waren ihre Landsleute so entzückt über den Geschmack derselben, daß das ganze Volk sich entschloß, seinen traurigen Aufenthalt mit den Reizen der Oberwelt zu vertauschen. Männer, Weiber und Kinder erkletterten die Rebe, als aber ungefähr die Hälfte des Volkes auf die Oberfläche der Erde gekommen war und eine wohlbeleibte Frau

die Rebe hinankletterte, brach diese unter ihrer Last zusammen und versperrte ihr und dem übrigen Volke das Licht der Sonne."

Auch andere Stämme, außer den Mandan-Indianern, scheinen ähnliche Ansichten von ihrem Ursprunge gehabt zu haben. Wie ein älterer Reisender uns erzählt, glaubten die Osages, daß ihre Vorväter von einer Schnecke abstammten, welche, Mensch geworden, die Tochter eines Bibers heirathete und das gegenwärtige Geschlecht erzeugte. Die Aehnlichkeit der amerikanischen Indianer unter einander zeigt sich am auffallendsten in ihren religiösen Meinungen. Sie scheinen kein bestimmtes Glaubensbekenntniß zu haben, aber die meisten bekennen sich zu dem Glauben an eine erste Ursache, einen großen Geist, einen Herrn des Lebens, der die Geschicke der Welt regiert. Die verschiedenen Völker haben sich zwar nicht immer ihre Gottheit auf gleiche Weise bildlich vorgestellt, die meisten aber scheinen die Sonne als den schicklichsten Gegenstand ihrer Verehrung angesehen zu haben. „Nach dem Virachocha oder ihrem höchsten Gott," sagt Acosta von den Indianern in Peru, „beten die Ungläubigen gewöhnlich die Sonne an." Mehre Stämme in Mejico bekannten sich zu demselben Glauben, *) besonders die Bewohner von Neu-Mejico. Auch unter den Comanches und anderen wilden Stämmen in den Prairieen scheint dieser Glaube der vorherrschende zu sein; und bei den Choctaws und mehren anderen Gränzstämmen scheint die Sonne wenigstens in hoher Verehrung gestanden zu haben. Kein indianischer Stamm aber scheint der Quelle des Lichtes die besonderen Eigenschaften der Gottheit in höherem Grade zugeschrieben zu haben als die Shawnees. Sie sagen, daß die Sonne Alles belebe und daher

*) Clavigero behauptet von den Indianern in Mejico, daß sie ihren ersten Himmel, den Wohnsitz ihrer Krieger, das Sonnenhaus (la casa del sol) genannt haben, und sie beteten dieses Gestirn jeden Morgen bei Sonnenaufgang an.

offenbar die Gebieterin des Lebens oder der große Geist sei, daß alle Dinge ursprünglich aus dem Schooße der Erde erzeugt seien und daß diese daher die Mutter der Schöpfung sei. Ein glaubwürdiger Mann hat mir eine Anekdote von der Zusammenkunft des Indianers Tecumseh mit dem General Harrison erzählt, welche die Glaubensmeinungen der Shawnees sowohl als den Stolz und unabhängigen Geist jenes Häuptlings dieses Stammes bezeichnet. Als der General den Indianer zu sich eingeladen hatte, bat er ihn, sich zu setzen, und sprach: „Kommt, Tecumseh, und setzt Euch zu Euerem Vater!" — „„Ihr, mein Vater?"" antwortete der Häuptling mit finsterem Blicke. „„Nein, die Sonne dort ist mein Vater und die Erde meine Mutter, darum will ich mich auf ihren Schooß setzen."" Mit diesen Worten setzte er sich nach der Sitte der Indianer auf den Boden. *)

Die Shawnees betrachten die Sonne zwar als das Bild, wo nicht das Wesen des großen Geistes; viele aber glauben auch an einen bösen Geist, der alle bösen Dinge in der Welt hervorbringt und Allem entgegenwirkt, was der gute Geist geschaffen hat. Als dieser z. B. ein Schaf, eine Rose und heilsame Kräuter geschaffen hatte, setzte jener ihnen einen Wolf, einen Dornstrauch, giftige Pflanzen und Aehnliches entgegen. Sie scheinen auch an eine Art von Fegefeuer zu glauben, worin die Seelen böser Menschen gereinigt werden, ehe sie in ihr Elysium eintreten.

Der Gottesdienst aller Ureinwohner scheint hauptsächlich in Festen und Tänzen zu bestehen. Ein würdiger Missionar unter

*) Ich habe diese Anekdote später auch in Schoolcraft's Werke gefunden. (Schoolcraft's mündliche Ueberlieferungen zur Charakteristik der nordamerikanischen Indianer sind sehr anziehend. Er hatte vielfache Gelegenheit, eine genaue Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen der Indianer zu erlangen, und durch seine Heirath mit einer Indianerin wurde er noch mehr in Stand gesetzt, interessante Züge mitzutheilen. L.)

den Shawnees erzählte mir eine Ueberlieferung, welche ihre Ansichten von einer anderen Welt und die Einrichtung ihres Gottesdienstes erklärt, und sie kann zugleich als eine Probe von den Ueberlieferungen vieler anderer Stämme gelten.

„In den Tagen der Vorzeit," sagen die Shawnees, „lebten einmal ein frommer Bruder und eine zärtliche Schwester, die durch innige Anhänglichkeit mit einander verbunden waren. Die Schwester erkrankte und starb und ward in die Geisterwelt geführt. Der gute Bruder war untröstlich und weigerte sich einige Zeit, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Er wünschte seiner geliebten Schwester zu folgen. Endlich entschloß er sich, sie aufzusuchen, und begann seine Pilgerfahrt, indem er sich gegen die untergehende Sonne wendete. Standhaft verfolgte er seinen Weg Tage und Monate lang, bis er endlich an eine Stelle kam, wo Himmel und Erde sich berührten, und da er eine Oeffnung fand, so stieg er in die Oberwelt hinan. Er nahm nun seine Richtung nach der aufgehenden Sonne und setzte seinen Weg über den Himmel fort, bis er zu der Wohnung seines Großvaters kam, was nur ein anderer Name für einen der guten Geister zu sein scheint. Dieser Weise, der die Absicht des Mannes kannte, gab ihm Arznei, um ihn in einen Geist zu verwandeln, damit er durch die himmlischen Höfe wandern könnte. Auch gab er ihm Anweisungen, wie er sich benehmen sollte und wo er seine Schwester finden würde. Er sagte, sie würde bei einem Tanze sein, und wenn sie aufstehen wollte, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen, so sollte er sie ergreifen und in der Höhlung eines Rohres verbergen, das er ihm gab, und die Oeffnung mit dem Ende seines Fingers bedecken. Nach einer beschwerlichen Wanderung durch das Land der Geister fand der Bruder seine Schwester und verschloß sie in das Rohr, wie ihm vorgeschrieben war. Er kehrte dann in die Wohnung seines Großvaters zurück, der nun durch eine andere Arznei beide in leibliche Wesen verwandelte, damit sie ihre Brüder auf Erden besuchen könnten. Auch erklärte ihnen der

weise Mann die Geheimnisse des Himmels und die gottesdienstlichen Gebräuche, damit sie ihren Stamm darin unterrichten könnten. Als sie aufbrechen wollten, sagte ihnen der ehrwürdige Geist, der Weg, den der Bruder eingeschlagen hätte, wäre ein großer Umweg, und es gäbe einen weit näheren, und als er nun eine Fallthür im Himmel öffnete, sahen sie ihr heimatliches Dorf gerade unter sich. So stiegen die Geschwister hinab, und als sie in ihre Heimat zurückkehrten, wurde ein großes Fest gefeiert, verbunden mit einem festlichen Tanze nach den Belehrungen des Großvaters. So entstanden, sagt man, die heiligen Tänze und andere, jetzt übliche gottesdienstliche Gebräuche."

Da man glaubt, daß der Himmel der Indianer von der Geisterwelt der Weißen abgesondert und wesentlich verschieden sei, so hat diese Meinung einen ernstlichen Widerstand gegen die Bemühungen der Missionare hervorgebracht. *) In der Absicht,

*) Bei den Shawnees giebt es vier Missionen, nämlich Methodisten, Baptisten, Herrnhuter und Quäker. Auch unter den Gränzstämmen giebt es Missionare verschiedener Glaubensparteien, deren Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind. Wie ich glaube, giebt es nur eine katholische Mission an der Gränze und zwar unter den Potawatomies, von welchen ungefähr Tausend den katholischen Glauben angenommen haben. Die Katholiken scheinen aber in ihren Missionen mehr Glück gehabt zu haben als die meisten anderen Glaubensparteien; so ist es in Mejico, so in Canada und so scheint es überall zu sein, wo sie es übernommen haben, die Heiden zu Christen zu machen. Ich will dieß nicht einem inneren Vorzuge ihres Glaubens zuschreiben, sondern den Eigenheiten der Formen und Gebräuche dieses Glaubens. Der Prunk ihres Gottesdienstes, die handgreifliche Darstellung der göttlichen Geheimnisse durch die Einführung von Bildern — all dieß paßt besser zu dem ursprünglichen Götzendienst der Indianer als ein geistigerer Glaube. Die Katholiken sind so schlau gewesen, den Indianern, wenigstens in einigen Gegenden, zu gestatten, viele ihrer eigenen heidnischen Feierlichkeiten mit den christlichen Gebräuchen

die Maßregeln dieser Glaubensprediger zu vereiteln, fiel es vor einigen Jahren einem bekannten antichristlichen Weisen ein, eine Erscheinung vorzugeben. Der Mann war sehr krank, starb dem Anscheine nach, wurde steif und kalt bis auf eine Stelle auf seiner Brust, die noch Lebenswärme behielt. In diesem Zustande brachte er mehre Tage zu, bis er endlich wieder athmete und zu den Lebenden zurückkehrte. Er rief hierauf seine Freunde zu sich und erzählte ihnen, was ihm begegnet war. Er war in den indianischen Himmel gestiegen, wie er sagte, und beschrieb ihn wie gewöhnlich — als ein reizendes Land mit Ueberfluß an Wild und Allem, was ein Indianer wünschen konnte. Hier traf er seinen Großvater, und dieser sprach zu ihm: „Es ist passend, mein Sohn, daß Du auf die Erde zurückkehrst und deine Brüder vor den Gefahren warnest, die ihnen bevorstehen. Sage ihnen, sie möchten sich vor dem Glauben der Weißen hüten, denn jeder Indianer, der zu ihm sich bekenne, müsse den Weg zu dem Himmel der Weißen antreten, und dennoch wird kein rother Mann dort eingelassen werden, sondern für immer ohne irgend einen Ruheplatz umher wandern müssen."

Die Uebereinstimmung der Ansichten, welche die verschiedenen Stämme von einem künftigen Leben und dem Charakter der Geisterwelt haben, scheint noch allgemeiner zu sein. Sie halten den Himmel nur für eine andere materielle Welt, besser als diese Welt, jedoch ihr ähnlich, für eine Art von elysischem Thal oder Paradies, für ein herrliches Jagdgebiet, reich an Wild und allen Lebensbequemlichkeiten, die sich ohne Mühe erlangen lassen. Dieses Elysium versetzen sie gewöhnlich über den Himmel, den

---

zu verschmelzen, wodurch ein seltsames Gemisch von römischem und heidnischem Gottesdienst entsteht, wie es besonders in Mejico der Fall ist. Auch haben die minder strengen Glaubensformen und Gebräuche der Katholiken die Indianer nicht von ihren gewöhnlichen Belustigungen, ja Lastern abgehalten, daher kommt es, daß zuweilen ganze Stämme zum Katholicismus übergehen.

sie sich als ein vestes Gewölbe denken. Es scheint ihnen in ihrer Barbarei unmöglich zu sein, ein geistiges Dasein oder eine von der sie umgebenden Welt verschiedene sich zu denken.

Hennepin, der um das Jahr 1680 schrieb, wurde von den Indianern über das Leben im Himmel gefragt. Als ich ihnen sagte, erzählt er, daß sie dort, ohne zu essen oder zu trinken, leben würden, antworteten sie mir: „Wir wollen nicht dahin, weil wir nicht essen sollen." Als ich hinzufügte, daß dort Nahrung nicht nöthig sein würde, schlugen sie sich verwundert mit den Händen auf den Mund und riefen: „Du bist ein großer Lügner! Kann irgend jemand leben, ohne zu essen?"

Ich habe unter verschiedenen Stämmen ähnliche Meinungen gehört, und wenn es eines weiteren Zeugnisses bedürfte, so würden ihre Begräbnißgebräuche ihre Ansichten von einem künftigen Zustande andeuten können. Die Cherokees, Choctaws, Creeks, Kansas und verwandte Stämme, neben vielen anderen oder vielleicht den meisten anderen an der Gränze, haben die Gewohnheit, mit den Todten das werthvollste Eigenthum derselben und viele Lebensbedürfnisse zu begraben. „Ihr ganzes Eigenthum wird mit ihnen begraben," sagt ein verständiger Cherokee, in einigen handschriftlichen Anmerkungen über seine Vorfahren, die in meinem Besitze sind, und glaubwürdige Eingeborene haben mir die Versicherung gegeben, es wären, so viel sie sich erinnern könnten, immer mit den Todten Lebensbedürfnisse, Salz und andere Dinge für ihre lange Reise begraben worden. Die meisten Prairie-Indianer haben etwas von diesen Gewohnheiten. Viele tödten die liebsten Jagdpferde des Verstorbenen und legen seine Waffen zu der Leiche, damit er sie auf der Jagd brauchen könne, wenn er in dem glücklichen Jagdgebiet ankommt. Der Hauptmann Bonneville und andere Reisende erzählen uns daß dieß bei einigen, wo nicht bei allen Eingeborenen jenseit des Felsengebirges der Fall ist. Von den Navajos, Apaches und

anderen nicht katholisch gewordenen Stämmen im nördlichen Mexico wird Gleiches erzählt.

Der gelehrte Peter Martyr, der sein Werk über die neue Welt um die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, bemerkt: „Wenn in vielen Gegenden des Vestlandes einer der Könige stirbt, tödten sich seine Dienstboten, so wohl weibliche als männliche, die beständig bei ihm in Diensten gewesen sind, weil sie glauben, daß, wie der Teufel Tuyra ihnen eingegeben hat, diejenigen, welche sich nach dem Tode des Königs tödten, mit ihm in den Himmel kommen und ihm an demselben Orte und in gleichem Dienste wie bei seinen Lebzeiten dienen werden.*) Wer sich aber weigert, dieß zu thun, wird nach seinem natürlichen oder auf andere Weise erfolgten Tode das Schicksal haben, daß seine Seele mit dem Leibe stirbt und in Luft aufgelöst und vernichtet wird, wie die Seelen der Schweine, Vögel, Fische und anderer wilden Thiere." Ein ähnlicher Gebrauch unter den Anwohnern des Mississippi im Jahre 1542 wird durch Herrera's Erzählung bestätigt. Als Fernando de Soto gestorben war und seine Gefährten sich westwärts gewendet hatten, begegnete ihnen ein junger Mann, der nach seiner Angabe entflohen war, um nicht mit seinem verstorbenen Herrn begraben zu werden, wie es in seinem Lande üblich war. Reisende, die von den oberen Seen nach dem Mississippi kamen, reden von einer ähnlichen Gewohnheit in früheren Zeiten unter den Stämmen in jener Gegend.

Wie es scheint, glauben sie, daß alle Dinge, belebte und unbelebte, Thiere, Waffen, Zierathen, u. s. w., unsterbliche Eigenschaften besitzen und in der Welt der Geister wieder auf-

*) Clavigero spricht von einem ähnlichen Glauben und Gebrauche unter den Indianern in Mexico, besonders bei den Leichenbegängnissen der Könige, und setzt hinzu, die Zahl der Opfer richte sich nach der Großartigkeit des Begräbnisses, und nach einigen Schriftstellern belaufen sie sich zuweilen auf zweihundert.

erstehen werden. Wenn indeß ihre Beweggründe durch die bestimmten Hindeutungen auf ihre Ansichten von der Zukunft nicht so klar ausgesprochen wären, so könnten wir glauben, wie es oft geschehen ist, daß das Begraben des Eigenthums, der Sclaven und anderer Gegenstände mit den Verstorbenen nur als ein Zeichen von Ehrerbietung gelten solle, was freilich nicht viel vernünftiger ist als unsere Gewohnheit, köstlichen Schmuck mit den Todten zu begraben.

Einige der von den Ureinwohnern angenommenen Gebräuche sind, wie ich glaube, von den Gewohnheiten aller anderen Völker verschieden. Wie es unter den gesitteten Völkern üblich ist, haben zwar selbst die wildesten Stämme zuweilen gewöhnliche Gräber, oft oder legen sie ihre Todten in sitzender und selbst in aufrechter Stellung in Gruben, Höhlen und hohle Bäume, und zuweilen wird der Leichnam auf ein Gestelle gelegt, das an Baumzweigen hängt, oder auf denselben ruht, wo es sich einrichten läßt, um ihn gegen die Wölfe und andere wilde Thiere zu schützen. Als ich einst mit einer kleinen Karawane am Arkansas hinaufzog, wurden wir plötzlich bei anbrechender Nacht von einem Gewittersturme überrascht und brachten unsere Wagen so schnell als möglich an das Ufer, um unser Lager aufzuschlagen. Kaum hatten wir unser Zugvieh ausgespannt und gesichert, damit es vom Sturme nicht aufgeschreckt werden sollte, als wir über unseren Köpfen an den Zweigen eines Baumwollenbaumes ein Gestelle bemerkten, worauf wir bei näherer Untersuchung eine Indianerleiche fanden, von deren Gebeinen das in Fäulniß gerathene Fleisch sich noch nicht abgelöst hatte. Dieser Gebrauch, die Leichen aufzubewahren, scheint einst sehr weit verbreitet gewesen zu sein und war nicht nur auf den westlichen Prairieen, sondern auch unter den Potawatomies in den nördlichen und den Choctaws in den südlichen Gegenden üblich, wenigstens so lange sie wanderten. In diesem Falle ließ man, wo es möglich war, mehre alte Männer zurück, Knochennager genannt, welche die Gebeine, nachdem das Fleisch gefault

war, reinigen und sie in das Dorf zur Beerdigung bringen mußten. Barbaren sind gewöhnlich äußerst abergläubig und glauben an Kobolde, Zauberei, Gaukeleien und Mummereien aller Art. *) Wie manche Großmütter unter den Hinterwäldlern, erzählen sie gern von seltsamen Erscheinungen, Wanderungen und Bezauberungen, wovon sie selbst Zeugen gewesen sein wollen. Sie glauben an die ungereimtesten Dinge. So versicherte mir einst ein verständiger Potawatomie, er sei Zeuge von dem Tode eines seiner Stammgenossen gewesen, der einen Messerstich in die Seite bekommen hatte, und da es unter seinen Freunden nicht bekannt war, wie er war verwundet worden, so wurde allgemein behauptet und geglaubt, er wäre aus der jetzigen Heimat an der Gränze von Missouri zu den alten Wohnsitzen des Stammes in Michigan gegangen, hätte dort einen

*) Die Indianer haben vor Zeiten leichtgläubigen Berichterstattern die Meinung beigebracht, daß sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Teufel wären. Peter Martyr hat ein ganzes Kapitel: „Von dem Verkehr gewisser Indianer mit dem Teufel, und wie sie von ihm zukünftige Dinge erfahren," und setzt ganz ernsthaft hinzu, daß der Teufel als ein so alter Astronom die Zeit der Ereignisse kenne und sehe, wie sie sich natürlich begeben. Er führt mehre Beispiele an, wie der böse Geist künftige Dinge seinen Dienern, den Zauberern, offenbart habe. Noch im Jahre 1721 spricht der Pater Charlvoix, daß in einem gewissen von ihm erwähnten Falle und in vielen ihm bekannten anderen Fällen der Teufel bei den Zaubereien der Wilden betheiligt sei. Die Choctaws und vielleicht einige andere Stämme bestraften die Zauberei eben so strenge als unsere eigenen Vorfahren, und tödteten unglückliche Geschöpfe bei dem geringsten Verdacht eines Verkehrs mit der schwarzen Kunst; doch ist diese Barbarei in ihren verbesserten neuen Gesetzen verboten werden. Die rohen Stämme aber haben noch immer ihre Beschwörer und Aerzte, welche sich mit Prophezeiungen und geheimnißvollen Gebräuchen abgeben.

Feind vergiftet, die tödtliche Wunde erhalten und wäre zurückgekehrt und gestorben, und all dieß an einem Tage.

Sagt man einem Indianer, solche Dinge wären ungereimt und unmöglich, so pflegt er zu antworten: „Es kann bei den weißen Männern so sein, aber wißt ihr, daß es bei den Indianern unmöglich ist? Ihr erzählt uns viele seltsame Dinge, die Eueren Vätern begegnet sein sollen, und wir widersprechen nicht, wiewohl wir glauben, daß sich solche Dinge unter den rothen Männern nie hätten zutragen können"; oder sie antworten vielleicht, wie einst dem Pater Hennepin in einem ähnlichen Falle: „Pfui, Du weißt nicht, was Du sagst. Du magst wohl wissen, was in Deinem eigenen Lande vorgegangen ist, denn Deine Vorfahren haben es Dir erzählt, aber wie kannst Du wissen, was in unserem Lande geschehen ist, ehe die Geister (d. h. die Europäer) dahin kamen?"

In ihren Heirathgebräuchen findet sich gleichfalls eine Aehnlichkeit unter den meisten amerikanischen Wilden. Vielweiberei scheint einst allgemein gewesen zu sein und ist es, wie ich glaube, noch immer unter den ungesitteten Stämmen. Jeder nimmt so viele Weiber, als er erlangen kann oder zu ernähren im Stande ist. Die Weiber lassen sich diese Vielheit um so lieber gefallen, da sie dadurch Gehilfinnen bei ihren Arbeiten erhalten. Man könnte in der That glauben, daß Vielweiberei unter diesen Wilden eine nicht ganz unpassende Einrichtung sei. Sie findet wenigstens eine Entschuldigung unter einem so kriegerischen Volke, das so viele Männer in beständigen Kriegen verliert, wodurch ein großer Ueberschuß an Weibern entsteht, und wo die Pflichten dieser Weiber so zahlreich und so schwer sind.

Die Gewohnheit, Weiber zu kaufen, oder wenigstens den Aeltern der Braut ansehnliche Geschenke zu machen, scheint sehr allgemein gewesen zu sein, und sie besteht noch jetzt nicht bloß unter den wilden, sondern selbst unter vielen zum Theil gesitteten Stämmen. Trotz ihrer Verderbtheit in anderen Beziehungen, ist doch ein Umstand in ihren ehelichen Verhältnissen sehr

bemerkenswerth. Alle neueren Beobachter scheinen darin mit den alten Schriftstellern übereinzustimmen, daß Blutschande allgemein verabscheut wird. Unter den Creeks wurde selbst die Heirath zwischen Vettern und Muhmen mit Ohrabschneiden bestraft. Nach der bereits erwähnten Handschrift war es den Cherokees bei Todesstrafe verboten, aus ihrem eigenen Clan, d. h. ihrer Verwandtschaft, zu heirathen, und ihre Stammgenossen selbst vollzogen die Hinrichtung. Obgleich aber die Indianer Heirathen unter Blutsverwandten so strenge verbieten, so ist es doch bei vielen Stämmen anders mit Verbindungen unter Verschwägerten. Die Otos, Kansas und andere verwandte Stämme heirathen nicht nur verschiedene Schwestern, sondern auch die Witwen ihrer verstorbenen Brüder, ja man scheint dieß als eine Pflicht zu betrachten, damit die verwaisten Kinder des Bruders nicht ohne Schutz seien. Man hat zwar den Ureinwohnern der neuen Welt mehr als allen anderen ungesitteten Völkern Rachgier und Grausamkeit gegen ihre Feinde vorgeworfen, doch bemerkt man in dieser Beziehung unter ihnen große Verschiedenheit. Die Indianer an den Küsten des stillen Meeres, so wie die meisten in Mejico waren immer sanfter und friedlicher als ihre Brüder in den Vereinigten Staaten. Daher fanden die Spanier nicht jenen furchtbaren Widerstand gegen ihre Eroberungen, der ihnen unter den feurigen Stämmen in Florida begegnete, oder jene beharrliche und verzweifelte Feindseligkeit, welche die Anglo-Amerikaner bei ihrer Ansiedelung in den meisten Theilen der Vereinigten Staaten erfuhren.

Alle westlichen Stämme zeichnen sich durch Gastfreundschaft gegen Fremde aus. Der Reisende wird von ihnen fast überall mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und behandelt, und obgleich sie ihn vielleicht bis auf die Haut ausplündern und selbst sein Leben in Gefahr setzen, wenn er Mißtrauen gegen sie zeigt oder seine Habseligkeiten zu verbergen sucht, so ist sein Eigenthum doch gesichert, so bald es unter ihrer Obhut ist. Sie

scheinen eine Verletzung des Vertrauens als eines der größten Verbrechen zu betrachten.

Unter den wilden Stämmen, wie unter den meisten unverderbten Gränzindianern, hält man es nicht nur für eine Handlung der Gastfreundschaft, sondern für eine nothwendige Höflichkeit, einem Freunde und selbst einem Fremden gleich bei seiner Ankunft in einer Hütte Speise vorzusetzen, und eine Weigerung, etwas davon zu genießen, wird als ein Beweis von Unfreundlichkeit, ja als eine Beleidigung gegen die Familie betrachtet. Den Reisenden wird es oft in dieser Beziehung sehr schwer, sich das Wohlwollen ihrer Wirthe zu bewahren, zumal unter den Prairie-Indianern. Wer beim Essen etwas ekel ist, wird es schwer finden, Speisen aus einem schmierigen Hornlöffel zu genießen, den jeder Junge gebraucht hat, und aus einem Topfe zu löffeln, aus welchem alle Kinder und junge Thiere in der Hütte gegessen haben, oder von einem Stücke Fleisch zu essen, das in eine moderige Haut oder in eine schmuzige Decke gewickelt ist. Selbst die Entschuldigung, daß man bereits sechsmal zu Mittag gegessen habe, würde die Beleidigung einer Verweigerung kaum beschönigen, und wenn man im Laufe eines Tages funfzig Hütten besucht, so muß man in jeder etwas genießen.

Das Häuptlingsystem der Indianer, das noch immer üblich und fast überall sich ähnlich ist, ausgenommen bei den Cherokees, Choctaws, Chikasaws und Creeks, scheint sehr dem alterthümlichen Patriarchenthum zu gleichen, und dieser Umstand, so wie ihre Stammeinrichtungen, die der Sitte unserer Väter so ähnlich sind, beweisen vielleicht mehr als irgend etwas den asiatischen Ursprung der Indianer. *) Man kann dazu auch ihre

---

*) Der Ursprung der amerikanischen Indianer ist von zu vielen tüchtigen Schriftstellern erörtert worden, als daß ich hier darüber sprechen möchte, und ich werde es auch nicht versuchen, die Aehnlichkeiten anzudeuten, die man in ihren verschiedenen Sprachen bemerken kann. Aber es möchte für den Leser nicht ohne Interesse

Namen zählen. Die Indianer geben ihren Abkömmlingen allgemeine Namen, die sich auf Handlungen, Eigenschaften, Thiere,

---

sein, die verwandtschaftlichen Verhältnisse zu erfahren, die zwischen vielen der Indianer bestehen. Man kann sie in folgende Abtheilungen bringen: 1) der Dahcotah-Hauptstamm, der stärkste unter den Eingeborenen im Westen vom Mississippi. Er umfaßt die Arkansas (wovon die Quapaws jetzt noch die einzigen Ueberreste sind), die Osages, Kansas oder Kaws, Jowas, Winnebagos, Otos, Missouris, Omahas, Poncas und die verschiedenen Haufen der Sioux, die alle eine Sprache sprechen, welche noch immer gleichen Ursprung verräth, obgleich einige von ihnen seit Jahrhunderten getrennt gelebt haben. Ich nenne die Stämme Eingeborene des Westlandes, weil die meisten davon seit der Zeit der frühesten Erforscher des Mississippi es gewesen sind; aber nach der unter ihnen bestehenden Ueberlieferung kamen sie von den nördlichen Seen her, was in der Thatsache Bestätigung zu finden scheint, daß die Sprache der Nadowessies, Assiniboins und vielleicht noch anderer in jenem Bezirk ihre Abstammung von derselben Familie verräth. 2) Die verschiedenen Haufen der Comanches und Shoshonies oder Snakes, die einen anderen ausgebreiteten Stamm bilden, der ein und dieselbe Sprache spricht; 3) die Blackfeet, Groß-Venters oder Minnatarees, Crows und Arrapahos, deren Sprachen sich nur als Dialekte unterscheiden; 4) die Pawnees und Rickaras im Norden und die Wacos, Witchitas, Towockanos, Towyash und Kerchys am Red River, von gleichem Ursprung. Die Chayennes, ursprünglich aus der Nähe des Sees Winnipeg, und die Kiawas (oder Caiguas nach mejicanischer Schreibart) scheinen keinem der erwähnten Völker anzugehören. Unter den nördlichen und östlichen scheint der Algonquin-Stamm der ausgebreitetste zu sein und umfaßt die Potawatomies, Ottawas, Chippewas, Knisteneaux, Crees, Sacs und Foxes, auch die Delawares hat man hierzu gezählt, obgleich ihre Sprache jetzt ganz verschieden zu sein scheint. 6) Die Wyandots, Senecas und andere von den sechs Nationen sind Huronen oder Irokesen; 7) die Shawnees und die Kikapoos sind von einem Stamme; 8) die Kaskaskias, Piorias, Piankeshaws und Weaws sind Abkömmlinge der Miamies; 9) die Choctaws und Chikasaws sind fast ein und dasselbe Volk; 10) die Creeks und Seminoles — ob-

Vögel, u. s. w. beziehen, eine Gewohnheit, die unter den alten Asiaten allgemein herrschend gewesen zu sein scheint *). Nur gebildete Familien oder solche, die eine gemischte Abstammung unter den Gränzindianern haben, kennen Zunamen, die gewöhnlich von ihren Missionaren oder von werthen Freunden entlehnt werden, wenn sie anders nicht von weißen Vorfahren Zunamen geerbt haben.

Es ist bekannt genug, daß die Zahl der Indianer in Amerika abnimmt, aber viele Stämme schwinden schneller dahin, als man gewöhnlich vermuthet. Die Zahl der Osages hat in den letzten zehn Jahren sich um funfzig Procent vermindert; der einst mächtige Stamm der Missouri-Indianer ist jetzt zu einem bloßen Ueberrest herabgeschmolzen, während die Mandans als Volk gänzlich erlöschen sind, und andere haben dasselbe Schicksal getheilt oder können ihm entgegen sehen. Dieß ist zum Theil den Verheerungen der Blattern und anderen Krankheiten zuzuschreiben, unstreitig aber nicht minder den verderblichen Wirkungen berauschender Getränke. In dieser Hinsicht ist die Ver-

---

gleich ältere Schriftsteller die Creeks als einen mit den Choctaws verwandten Stamm bezeichnen; aber es läßt sich jetzt in ihrer Sprache nur wenig Verwandtschaft entdecken, während die Sprache der Cherokees ganz eigenthümlich zu sein scheint.

*) Die Stämme erhalten oft ihre Namen von abgegangenen Häuptlingen oder auch von einem besonderen Umstande bei ihrer Trennung, oft aber nehmen sie einen Namen von einem bedeutsamen Worte in ihrer Sprache an. So sollen Choctaw und Chikasaw Namen von Häuptlingen gewesen sein; Seminole (oder Seminoleh) und Pioria bedeutet einen Flüchtling oder Abtrünnigen, während Illinois in der Sprache jenes alten Stammes, und Lunnapae, wodurch die Delawares sich unterscheiden, Mann heißt. Dieß letztere ist vielleicht das Gewöhnlichste, denn da jedes Volk über alle anderen sich erhaben dünkt, so nennen sich seine Angehörigen Männer, im Gegensatz zu Knaben und Weibern, wie sie ihre Feinde zu nennen pflegen.

minderung gewöhnlich geringer in Gegenden, wo sie von den Weißen entfernter wohnen. Der rothe Mann aber hat nicht allein in dieser Beziehung durch seinen Verkehr mit den Weißen gelitten; die Verlockungen zu Ueppigkeit und Habsucht, womit die Weißen ihm immer entgegenkommen, haben einen sehr verderblichen Einfluß gehabt. In früheren Zeiten begnügten sich die Wilden mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, waren meist nüchtern, gerecht und mildthätig, jetzt aber opfern sie ihre Lebensbequemlichkeiten, setzen sich in Todesgefahr und begehen die grausamsten Gewaltthaten, um ihre Eitelkeit und ihre Gelüste zu befriedigen und sich mit Tand und Putz zu zieren.

Dreizehnter Abschnitt.

Gränz-Indianer. — Ursachen ihrer Entfernung. — Ihre Unzufriedenheit. — Verbesserung ihres Zustandes. — Vorzüge ihrer jetzigen Wohnsitze. — Sclaverei. — Manufacturen. — Lebensweise. — Bildunganstalten. — Betrügereien. — Spiele. — Gesellschaftliche Verfassung. — Vielweiberei. — Alte Gesetze und Gewohnheiten. — Unmäßigkeit. — Vorbauende Maßregeln. — Das Enthaltsamkeit-Gesetz der Choctawsehen und Begräbnißgebräuche der Choctaws. — Die Creeks. — Einrichtungen. — Trauergebräuche. — Indianernamen. — Die nördlichen Stämme. — Zählung der Gränz-Indianer.

In der Absicht, eine etwas genauere Uebersicht von den Indianerstämmen jenseit der westlichen Gränzen der Vereinigten Staaten zu geben, will ich sie nach der herkömmlichen Abtheilung des Westlandes als Gränz-Indianer bezeichnen, worunter auch diejenigen begriffen sind, die den Bezirk bewohnen, der dicht an der westlichen Gränze der Staaten Arkansas und Missouri liegt und unter dem Namen des Indianergebietes bekannt ist *), sowie auch die wilden Stämme oder Prairie-Indianer, worunter diejenigen verstanden werden, die westlich von jenen wohnen und in den unermeßlichen Ebenen von der Gränze des Indianergebietes bis zu dem Felsengebirge umherziehen. Von diesen werde ich im nächsten Abschnitt reden.

Die wichtigsten Stämme der Gränz-Indianer sind bekanntlich

*) Siehe die Karte zum I. Bande.

die Cherokees, Choctaws, Chikasaws, Creeks, Seminoles, Shawnees, Delawares u. s. w. Eben so bekannt ist, daß die meisten dieser Stämme aus dem Inneren der Vereinigten Staaten entfernt wurden, und zwar sowohl wegen der lasterhaften Neigungen, welche sie annahmen, und wegen der Betrügereien, welchen sie beständig ausgesetzt waren, als auch wegen der Schwierigkeit, ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen und den Bürgern der Staaten zu erhalten, so lange sie in deren Mitte blieben. Ihre Stellung im Inneren der Staaten war unstreitig eine Anomalie in der Verwaltung, unabhängige Mächte innerhalb der Gränzen anderer, die eine oberste Gerichtsbarkeit anerkannten.

Eine mißverstandene Menschenfreundlichkeit — mißverstanden aus Mangel vollständiger Kenntniß aller Verhältnisse — hat auf diesen Theil der Politik der Vereinigten Staaten großen Tadel gehäuft *). Vergleichen wir aber die Behandlung, welche die Ureinwohner Amerikas von anderen Völkern erfuhren, so werden die Maßregeln der Vereinigten Staaten in solchem Gegensatz

*) Büttner's „Briefe aus und über Nordamerika oder Beiträge zur richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher sittlicher, socialer und politischer Hinsicht und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten." Zwei Bände, Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1845 — reich an schätzbaren Mittheilungen, sprechen ausführlich (Bd. I. S. 69 flg. und S. 84 flg.) über die Maßregeln der Regierung der Vereinigten Staaten und ihrer Beamten gegen die Indianer, über die gegen sie ausgeübten Gewaltthätigkeiten und Betrügereien, über die wahrscheinlichen Folgen der erzwungenen Auswanderung der Indianer und ihrer Vereinigung an den westlichen Gränzen der Republik, und über das Schicksal, das den verdrängten Urbewohnern bevorsteht. Er stimmt nicht in allen Puncten mit Gregg überein, und seine Angaben widersprechen der Behauptung des Amerikaners, daß die Indianer stets mit ihrer eigenen Bewilligung entfernt worden seien. L.

ein sehr wohlthätiges Ansehen gewinnen. Die Indianer sind stets mit ihrer eigenen Bewilligung entfernt worden, die ihre Häuptlinge und ihr Volksrath aussprachen; sie haben nicht nur einen gleichen Flächenraum von Ländereien westlich von der Gränze erhalten, sondern auch gewöhnlich auf Kosten der Regierung den Unterhalt für ein Jahr, ja überdieß werthvolle Entschädigungen an Werkzeugen und anderen Bedürfnissen und regelmäßige Jahrgelder empfangen. Diese Jahrgelder sind gewöhnlich Geldsummen, die für eine Reihe von Jahren an die verschiedenen Stämme bezahlt werden und in der Regel mit der Größe des Stammes und dem Umfang des von ihnen erlangten Gebietes im Verhältniß stehen. Diese Jahrgelder aber, die in sehr wohlthätiger Absicht eingeführt wurden, sind unstreitig der verderblichste Theil der Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer gewesen. Man hat ihnen dadurch das Mittel gegeben, ohne große Arbeit zu leben; sie haben es versäumt, sich auf Manufacturen und selbst auf Ackerbau zu legen, und Viele von ihnen, an Trägheit und Zerstreuung sich gewöhnt und da nun die Jahrgelder abnahmen, so sahen sie sich hilflos, ohne die Thatkraft, die Betriebsamkeit oder die Mittel, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Aber ungeachtet der beständigen Bemühungen der Regierung der Vereinigten Staaten, sie in einen behaglichen Zustand zu versetzen, ungeachtet der unermeßlichen Geldsummen, die man ihnen bezahlt hat, ja ungeachtet sie in Gegenden versetzt worden sind, die weit besser für ihre Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten paßten als die abgetretenen, so scheinen doch Viele unter ihnen mit der Veränderung und mit der Regierung sehr unzufrieden zu sein. Dieß scheint einen schmerzlichen Beweis jener Verkehrtheit und unstäten Neigung zu liefern, die stets dem Betragen halbgesitteter Völker eigen gewesen ist. Ein angeblicher Grund ihrer Abneigung gegen die Auswanderung ist ihr Widerwille gewesen, ihre Heimat und die Gräber ihrer Väter zu verlassen. Man hat viele fabelhafte Dinge von der Anhänglichkeit der In-

dianer an ihren heimatlichen Boden erzählt, wer aber mit ihren Gewohnheiten bekannt ist, wird darauf nicht viel Gewicht legen. Ihre eigenen Ueberlieferungen, so wie auch die Erfahrung haben gezeigt, daß sie, sich selber überlassen, zu wandern geneigt sind, wie das Beispiel der Azteken in Mejico der Osages und anderer Gränzbewohner auffallend beweist; und es giebt in der That kaum irgend einen Stamm an der Gränze, der nicht seine Ueberlieferungen von Wanderungen in irgend einem Zeitpuncte hätte. Die Shawnees sagen, ihre Väter seien aus dem Südlande in die Gegenden nördlich vom Ohio ausgewandert; die Creeks und viele Choctaws wollen aus dem Lande westlich vom Mississippi stammen. Ich will bloß hinzusetzen, daß, so viel ich urtheilen kann, die Zustände des rothen Mannes durch diese Veränderung wesentlich verbessert worden sind. Die Ländereien, die sie jetzt besitzen, sind meist fruchtbarer als die aufgegebenen; das Klima ist gleich oder vielleicht im Allgemeinen noch heilsamer, trotz der furchtbaren Sterblichkeit, die viele Stämme gleich nach ihrer Auswanderung traf. Diese Trübsal war zwei Umständen zuzuschreiben, erstens der Veränderung des Klimas, so wie der Veränderung der Gewohnheiten, die durch ihre neuen Wohnsitze bedingt war, und zweitens dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, die ihnen oft sowohl von Eingeborenen als von weißen Krämern und Händlern zugeführt wurden, ehe Maßregeln zur Hemmung dieses Uebels entweder von ihnen selbst oder von der Regierung der Vereinigten Staaten getroffen wurden. Aber obgleich diese letzte Ursache noch immer in gewissem Grade obwaltet, so zweifle ich doch nicht, daß die Sterblichkeit unter den Gränzstämmen jetzt im Durchschnitt geringer ist als vor ihrer Auswanderung.

Jedem Stamm ist in der Regel eine größere Zahl von Morgen mit bestimmten Gränzen bewilligt worden, als von ihm östlich vom Mississippi abgetreten wurde. Die Ländereien jedes Stammes sind das Eigenthum der Indianer-Gemeinde, und daher hat selbst nuter den gesittetsten Stämmen der Ansiedler nur auf

das von ihm angebaute Land einen Rechtsanspruch und kann es nach Belieben verkaufen. Um aber Streitigkeiten bei dem Fortschritt des Anbaues zu verhüten, ist der erste Besitzer berechtigt, bis in eine gewisse Entfernung in jeder Richtung sich auszubreiten. Unter den Cherokees kann Niemand innerhalb einer Viertelmeile von dem Hause oder Felde eines Anderen das Land bauen, und so geschieht es, daß die Wohlhabenderen zuweilen einzelne Ländereien anbauen, die in verschiedenen Richtungen eine halbe Meile von einander entfernt liegen.

Da das Wild in den zwischenliegenden Waldungen jetzt selten geworden ist und das Jagdgebiet der westlichen Prairieen zu entfernt liegt, so haben die Gränz-Indianer ihre Aufmerksamkeit meist dem Ackerbau und der Viehzucht zugewendet, und die meisten von ihnen haben eine große Anzahl von Pferden, Rindvieh und Schweinen. Einige dieser Indianer, besonders die südlichen, haben auch ansehnliche Landgüter, aber die Masse der Bevölkerung geht in dem Anbau des Landes nicht weiter, als das dringende Bedürfniß zu erheischen scheint. Der Reisende, der durch den Bezirk der Cherokees geht, wundert sich über den Gegensatz eines stattlichen Wohnhauses mit angränzenden ausgebreiteten Ländereien zu den elenden Hütten der Armen, die zuweilen nicht zehn Fuß im Gevierte halten, mit einem Fleckchen Getreidefeld, das kaum groß genug für einen Familiengarten ist. Unter allen Stämmen, die keine Sclaven halten, wird der Anbau des Landes meist von den Weibern besorgt. Ueberall im Lande zerstreut, zeigen sich uns verfallene Hütten mit unbedeutenden Spuren von Anbau, die von den Eigenthümern verlassen wurden, weil sie Lust zu einer entfernteren Ansiedelung hatten, wo sie mehr Bequemlichkeit zu finden und bei geringerer Arbeit leben zu können hofften. Unter den reicheren Klassen der Cherokees, Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminoles wird der größte Theil der Arbeit von Negerselaven verrichtet, denn sie haben dem Wesen nach das Sclavensystem der südlichen Staaten angenommen. Einzelne Personen unter diesen Völkern

besitzen über funfzig Sclaven, aber sie sind die einzigen Sclavenhalter unter den Gränzstämmen, mit geringen Ausnahmen, die man unter den Shawnees findet. Unter einigen Stämmen, besonders unter den geringeren Klassen der Creeks, zeigt sich eine Neigung, sich in Städten, wie man es nennt, anzusiedeln, die aus großen Ländereien bestehen, welche gemeinschaftlich angebaut werden und deren Ertrag man nach Verhältniß vertheilt; aber diese Städte sind viel eher Ansiedelungen als Dörfer, da sie nur aus zerstreuten Gruppen unregelmäßig angelegter Hütten bestehen. Ich glaube in der That, es giebt im ganzen Indianer-Gebiete nicht einen einzigen regelmäßig angelegten Ort, nichts was auch nur den Namen eines Dorfes verdienen könnte, ausgenommen Doaksville bei Fort Towson und vielleicht Park-Hill unter den Cherokees.

Außer dem Ackerbau betreiben die Gränzstämme einige Manufacturen, doch keineswegs mit großem Eifer. Die Weiber haben gewöhnlich spinnen, weben und nähen gelernt, womit sie sich zuweilen in der Zeit beschäftigen, welche die Feldarbeit ihnen übrig läßt. Sehr wenige Männer lernen Handwerkarbeiten oder treiben irgend ein Gewerbe. Die Arbeiten des Zimmermannes, des Wagners und des Hufschmieds werden von wenigen Arbeitern besorgt, welche von den Staaten den Indianerstämmen vertragmäßig überlassen sind, und insbesondere sind jedem Stamm ein oder mehre Schmiede von den Vereinigten Staaten überlassen worden. Die meisten Gränzstämme leben in Blockhütten, den Wohnungen der amerikanischen Hinterwäldler gleich, und viele sind, ausgenommen in Farbe, Sprache und zum Theil in der Tracht, von den ärmeren Klassen ihrer weißen Nachbarn nicht zu unterscheiden. Selbst in Kleidung und Sprache werden die gesitteteren Klassen den Weißen mehr und mehr ähnlich. In vielen Familien, besonders unter den Cherokees wird nur Englisch gesprochen, und viele unter ihnen, wie unter den Choctaws und Chickasaws, kleiden sich nach amerikanischer Sitte. Aber die Ungebildeteren selbst unter diesen am meisten aufgeklärten Völker-

schaften, wie auch fast unter allen nördlichen Stämmen, tragen den Jagdanzug, der zuweilen aus Häuten, doch jetzt gewöhnlich aus Kattun oder Halbwollenzeuche besteht. Statt der Hüte umwickeln sie den Kopf mit einem bunten Shawl oder Tuch. Auch die Weiber dieser Classen tragen keine Hauben, sondern bedecken den Kopf nur mit einem Shawl, ungefähr wie die Mexicanerinnen. Ihre gewöhnlichste Tracht ist ein kurzer Unterrock von Kattun oder, wie häufig unter den nördlichen Stämmen, von grobem rothen oder blauen Tuche.

Die Gelegenheiten zur Ausbildung, welche man den Gränzstämmen gegeben hat, sind in ihren Folgen so bedeutend, daß sie eine Erwähnung verdienen. Jeder Stamm hat von den Vereinigten Staaten Geldmittel für eine Schule erhalten, die in der Regel mit dem Umfange des Stammes im Verhältniß stehen. Die Cherokees und Choctaws scheinen diese Bewilligung mit dem größten Vortheil benutzt zu haben. Sie haben ihre Schulcapitale meist in amerikanischen Staatspapieren angelegt und benutzen die Zinsen zur Beförderung der Erziehung, zur Anlegung von Schulen u. s. w *). Wie ich glaube, genießen die Indianer in

*) Der Schulunterricht wird meist in englischer Sprache ertheilt, einige Stämme aber unterrichten in ihrer Muttersprache. Wie in anderen Beziehungen, haben die Cherokees auch in literarischer Hinsicht die größten Fortschritte gemacht. Ihr eigenthümliches Buchstabensystem, das eine Sylbenschrift darstellt und von einem ungelehrten Eingeborenen erfunden wurde, wird vielen Lesern bekannt sein. Mit diesen Buchstaben sind viele Bücher in ihrer Muttersprache gedruckt worden. Viele Cherokees und Choctaws aber haben eine gute englische Erziehung erhalten. In der Sprache der Choctaws sind auch viele Bücher gedruckt worden, doch mit den gewöhnlichen Lettern. Auch in den Sprachen der Creeks, der Wyandots, Potawatomies und Ottawas, Shawnees, Delawares und in einigen der verschiedenen Dialekte der Osages, Kansas und Otos hat man einige Bücher gedruckt. Es befindet sich jetzt eine Druckerei zu Park-Hill im Gebiete der Cherokees und eine andere unter den Shawners in der Baptisten-Mission.

allen Fällen freien Unterricht, aber man hört mit Bedauern, daß nur Wenige unter den gemeinen Volksklassen ihre Kinder in die Schule schicken. Die umfassendste literarische Anstalt, die je zum Vortheil des rothen Mannes eingerichtet wurde, war die Choctaw-Akademie in Kentucky, welche durch die gemeinschaftlichen Mittel mehrer Stämme erhalten wurde. Die Anstalt hatte jedoch nicht den Erfolg, den die Unternehmer erwarteten, und soll jetzt versetzt und in eine Akademie im Choctaw-Lande nicht weit vom Fort Towson verwandelt werden, die allein vom Schulcapital der Choctaws unterhalten werden soll. Diese Anstalt wurde nämlich für viele der dabei betheiligten Stämme ungenügend; sie sagten, wie es scheint nicht ohne Grund, daß ihre dort erzogenen Knaben ihre Gewohnheiten, ihre Sprache, ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse, ihre volkthümlichen Neigungen vergäßen und dafür oft träge, weibische, ja lasterhafte Sitten sich aneigneten und dadurch unfähig würden, unter ihren Stammgenossen zu leben, oder sich durch ihre Arbeit Unterhalt zu verschaffen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Schulcapital jedes Stammes mit größerem Vortheil im eigenen Gebiete verwendet werden könnte. Der Einfluß solcher Anstalten würde sich dort wahrscheinlich auf alle Volksklassen erstrecken und durch allmälige, hier allein ausführbare Mittel könnte eine Veränderung unter dem ganzen Volke herbeigeführt werden.

Es ist eine der Trübsale der Unwissenheit, worin die meisten dieser armen Indianer noch befangen sind, und eine Folge ihrer innigen, ja politischen Verbindung mit dem gesitteteren Volke der Vereinigten Staaten, daß sie fortwährend von den gewissenlosen Harpyen ausgeplündert werden, die stets ihre Gebiete durchstreifen und ihnen durch List und Betrug ihr Geld und ihre Habseligkeiten abzunehmen suchen *).

---

*) Nicht die unbedeutendsten Betrügereien werden von Regierungbeamten gegen die Gränz-Indianer verübt. Man kann dieselben nach einem Beispiele beurtheilen, das in Beziehung auf die südwestlichen

Die verderblichsten Mittel, die zu diesem Zwecke angewendet werden, sind die Lieferungen berauschender Getränke und das Spiel, und da die Indianer beiden leidenschaftlich ergeben sind, so werden sie oft um ihr Geld gebracht, so bald sie es erhalten haben. Außer den gewöhnlichen Karten- und Würfelspielen haben die Indianer an den Gränzen noch eigenthümliche Spiele; unter diesen ist das berühmteste das Ballspiel, das dem alten europäischen in einigen Beziehungen gleicht. Es werden dabei große Wetten in Pferden, Decken und anderen Dingen, ja selbst in Geld gemacht.

Außer dem Ballspiel ist die beliebteste Belustigung dieser Stämme, ja aller Gränz- und Prairiee-Indianer, der Tanz.

Gränz-Indianer erzählt und sehr allgemein geglaubt wird. Es ist ziemlich bekannt, daß einige von den Leuten, die sich verpflichtet hatten, mehre südliche Stämme im Jahre 1838 und später mit Lebensbedürfnissen zu versehen, sowohl die Indianer als die Regierung durch verkürzte Antheile und andere Vergehungen gröblich betrogen hatten, wobei die betheiligten Parteien einen sehr bedeutenden Gewinn zogen. Als sie mit diesen Geschäften beinahe zu Ende waren, hatte einer der Angestellten, der listiger als die Vorgesetzten war, wegen einer erlittenen Mißhandlung den Einfall, die Verhandlungen zu veröffentlichen. Er hatte einen schriftlichen Verhaltungbefehl in den Händen, der natürlich von vertraulicher Art war, worin das Verfahren bei den zu verübtenden Betrügereien dargelegt wurde. Um die Sache zu seinem besondern Vortheil zu wenden, drohte er den Betheiligten, die ganze Angelegenheit an's Licht zu bringen, wenn er nicht eine genügende Vergütung erhielte. Es wurde eine Unterhandlung angeknüpft, aber der drohende Kundmann wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen, bis ihm 13000 Dollars baar bezahlt wurden, worauf er die leidige Schrift ablieferte und sich versteckte. Die Regierung soll von diesen Thatsachen Kunde erhalten haben, und wie eine Untersuchung vermieden worden ist, und noch mehr, wie man die Aufmerksamkeit des Aufsehers des Bezirkes hat ablenken können, ist für Diejenigen, die einige Kenntniß von diesen Umständen hatten, nicht wenig überraschend gewesen.

In früheren Zeiten hatten sie viele Arten von Tänzen, den „Grünkorn-Tanz“, den „Arzneitanz“, den Adlertanz“, den „Schädelhaut-Tanz“ und den „Kriegstanz“. Diese Tänze sieht man aber jetzt nur unter den Roheren der Gränz-Indianer und den minder gesitteten Stämmen, unter welchen noch die ursprünglichen Belustigungen üblich sind. Der Korntanz dauert gewöhnlich mehre Tage und beginnt um die Zeit, wo das Getreide zu reifen anfängt. Es wird eine große Laube von grünen Zweigen errichtet, und zahlreiche Haufen von beiden Geschlechtern tanzen zu ihren heimischen Gesängen und ihrer rohen Musik, begleitet von ihrem eintönigen „He! He! He!“, während von Zeit zu Zeit ein Geschrei im Chor erschallt und ihre Bewegungen mit den lächerlichsten Gebärden verbunden sind. Nachdem sie durch eine Abkochung gewisser aufreizenden Kräuter, die von ihren Aerzten bereitet werden, sich gereinigt und alle Feuer ausgelöscht haben, wird durch Reiben von trockenen Stäben ein neues Feuer angezündet und sobald man Korn, Hülsen- und andere Früchte der Jahreszeit dabei gekocht hat, wird der Tanz mit einer allgemeinen Mahlzeit beschlossen. Ein merkwürdiger und heilsamer Einfluß dieser Gewohnheit soll noch unter einigen Stämmen bei diesem Feste vorkommen, indem sie nämlich alle alten Streitigkeiten und Zwiste schlichten oder vergleichen.

Unter den am meisten vorgeschrittenen Stämmen der Gränz-Indianer haben die Cherokees und die vereinigten Stämme der Choctaws und Chickasaws ein Regierungsystem angenommen das auf die Verfassung der nordamerikanischen Staaten gegründet ist. Es werden hier einige Angaben über die Verfassung der Cherokees, die am vollständigsten ist, an ihrer Stelle sein. Am ersten Julius 1839 wurden die Weisen dieses Stammes zusammen gerufen, welche eine Verfassung entwarfen, die in einigen Beziehungen der früher bei diesem Stamme in seinen ehemaligen Wohnsitzen eingeführten ähnlich war. Ich will die Hauptzüge angeben. Die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt sind geschieden und bestimmt. Die gesetzgebende Gewalt

besteht aus einem Nationalcomite und einem Rath. Zu dem Comite gehören zwei und zu dem Rathe drei Mitglieder aus jedem der acht oder zehn Bezirke, in welche der Stamm zerfiel, und sie wurden von dem Volke auf zwei Jahr erwählt *). Sie versammeln sich jährlich am ersten Montag im October und jede jener beiden Abtheilungen wählt einen Präsidenten aus ihrer Mitte. Es werden Gesetzentwürfe vorgelegt, erörtert und angenommen nach parlamentarischem Gebrauch. Die vollziehende Gewalt, aus den ersten Häuptlingen und einem anderen Häuptlinge als Gehilfen bestehend, wird von dem Volke auf vier Jahre gewählt. Sie hat das gewöhnliche Veto und das Begnadigungrecht. Neben ihr steht ein vollziehender Rath von fünf Mitgliedern und Staatssecretären. Die richterliche Gewalt besteht aus dem obersten Gerichtshof, dem wandernden Gerichte und den gewöhnlichen Friedensrichtern. Geschworene sind eingeführt, und wie es scheint, ist das Landrecht Englands allgemein angenommen. Glaubensduldung ist verbürgt, doch kann Niemand ein öffentliches Amt verwalten, der das Dasein Gottes und Belohnungen und Bestrafungen in einem künftigen Leben läugnet. Nach den später angenommenen Gesetzen wird Mord mit dem Tode bestraft und ein Mordversuch mit einer dem zugefügten Schaden angemessnen Geldbuße zum Vortheil des Beleidigten; Nothzucht mit hundert Geißelhieben, Kindermord aber nur mit fünf und zwanzig bis funfzig. Geißelhiebe scheinen die Strafe für alle geringeren Verbrechen zu sein, was auch bei den Choctaws und Creeks der Fall ist, unter welchen die Henker die leichten Reiter genannt werden, eine Art von Polizeiwache, die früher auch bei den Cherokees gebräuchlich war, jetzt aber durch den Sheriff und sein bewaffnetes Geleite ersetzt wird. Wie aus ihren Einrichtungen hervorgeht, sind die Cherokees unter den rothen Leuten durch Gesittung ausgezeichnet, obgleich sie in Betriebsam-

---

*) Vergl. Büttner's Briefe aus und über Nordamerika. Bd. I. S. 105. E.

keit, Sittlichkeit und Nüchternheit unstreitig von den Cherokees und Chickasaws übertroffen werden, die unter den Gränz-Indianern vor allen ruhig und Christen ähnlich sind.

Man hat bis jetzt nur unter den Cherokees Gesetze zur Eintreibung von Schulden eingeführt, aber sie haben es für nothwendig gehalten, die Wirksamkeit derselben für zwei Jahre aufzuschieben. Selbst die gesittetsten Stämme haben die Vielweiberei noch nicht durch Gesetze verboten, wiewohl das Beispiel der Weißen und der gesitteteren Stammgenossen, wie auch die Bemühungen der Missionare, die Wirkung gehabt haben, daß diese Sitte bei den meisten Gränz-Indianern sich verliert. Sie kommt jedoch zuweilen noch immer vor und wie ich glaube, nehmen die rohen Volksklassen unter allen Stämmen eine beliebige Anzahl von Weibern und scheiden sich von ihnen nach Gefallen. Die gebildeteren Stammgenossen werden von Priestern oder bürgerlichen Beamten getraut.

Unter dem vereinigten Volke der Choctaws und Chickasaws besteht die vollziehende Gewalt aus vier Häuptlingen. Aus jedem der Bezirke, in welche das Land getheilt ist, wird ein Häuptling gewählt und der Stamm der Chickasaws bildet einen dieser Bezirke. Diese Häuptlinge werden auf vier Jahre gewählt und haben das Veto und das Recht der Begnadigung. In den übrigen Bestimmungen ihrer Verfassung gleichen sie den Cherokees; die Choctaws und die Creeks bestrafen den Mord mit Erschießen, was gewöhnlich nach dem Verhör von den leichten Reitern vollzogen wird.

Es hat sich jedoch ergeben, daß geschriebene Gesetze und Gerichtshöfe, Richter und Geschworene einem Zustande der Gesittung der roheren Klassen, selbst unter diesen am meisten aufgeklärten Stämmen, vorausgeeilt sind. Man hat es sehr schwierig gefunden, sie an Zucht zu gewöhnen. Diese Einrichtungen haben deßungeachtet in vielen Fällen eine heilsame Wirkung gehabt, besonders in Beziehung auf den Mord. Unter den meisten dieser Stämme, wie auch unter den wilden Indianern, war es in

früheren Zeiten herkömmlich, die Bestrafung des Mordes den Verwandten des Getödteten zu überlassen. Bei den Choctaws und Cherokees insbesondere war der ganze Clan oder die Familie des Mörders verantwortlich für das Verbrechen, und obgleich der wirkliche Thäter entkommen mochte, so hatte doch die Familie das Recht, jeden der nächsten Verwandten desselben zu tödten, den sie finden konnte, bis in die entferntesten Grade der Verwandtschaft. Man schien keine Ausnahme für zufälligen Todtschlag oder Mord aus Nothwehr zu machen. Die Mosaische Vorschrift: Leben für Leben, mußte erfüllt werden, wenn anders nicht genügende Vergütung gegeben wurde. Diese barbarische Gewohnheit hatte jedoch eine heilsame Wirkung. Die Verwandten selbst, statt das Entkommen des Verbrechers zu begünstigen, wie es so oft im gesitteten Leben geschieht, waren gewöhnlich zuerst darauf bedacht, den Flüchtling zu ergreifen und vor Gericht zu stellen. Bei den Choctaws konnte Jeder die Stelle des Mörders einnehmen. Das Gesetz wurde durch den Tod des Stellvertreters befriedigt und der eigentliche Verbrecher blieb unbestraft. Ein verständiger und glaubwürdiger Choctaw erzählte mir eine rührende Geschichte, für deren Wahrheit er einzustehen erklärte. Ein Indianer hatte sich verbürgt, daß sein Bruder, der einen Mord begangen hatte, sich an einem gewissen Tage vor dem Richter stellen sollte. Als der Tag erschien, verrieth der Mörder Widerwillen, die Bürgschaft zu lösen, worauf der Bruder zu ihm sagte: „Bruder, Du bist nicht tapfer und fürchtest Dich vor dem Tode — bleibe hier und sorge für meine Familie; ich will an deiner Stelle sterben.“ Er begab sich sogleich an den bestimmten Ort und wurde hingerichtet. Es gilt unter den Indianern für die höchste Ehre, ein tapferer Mann zu sein, und es giebt das größte Ansehen, dem Tode muthig entgegen zu treten. Das begangene Verbrechen bringt ihm keine Schande unter seinem Stamme, sondern macht vielmehr seinen Namen berühmt, wenn er den Folgen desselben ohne Furcht oder Weigerung entgegen geht, wogegen ein Versuch, dem Tode auszuweichen, für Feig=

heit gehalten wird. Man würde es für eben so schändlich gehalten haben, wenn der Mörder der durch das Gesetz bestimmten Todesstrafe entronnen wäre, als es in dem Ehrengesetzbuch gesitteter Völker für unehrenhaft gehalten werden will, einem Zweikampfe auszuweichen. Aber unter den meisten Gränz-Indianern und unter den wilden Stämmen, war eine Vergütung, wiewohl für den Thäter nicht ehrenvoll, üblich und ist es noch immer, ausgenommen bei den Cherokees und Choctaws. Jede Vergeltung, womit die beleidigte Familie sich begnügte, befreite den Mörder von weiterer Strafe.

Es giebt keine Versuchung, der die Indianerstämme so häufig ausgesetzt sind und die ihrer gesellschaftlichen Verbesserung so nachtheilig ist, als die Unmäßigkeit. Sie wissen dieß selber, und die Meisten haben Maßregeln angenommen, die Einführung von Branntwein zu verbieten und dem Hang zum Genuß desselben entgegen zu wirken, und zwar mit mehr oder weniger Erfolg. Unter den Choctaws wurde ein Gesetz über diesen Gegenstand gegeben, welches zwar nicht gänzlich, aber doch zum Theil von Erfolg war. Wie es scheint, hatte dieser Stamm den verderblichen Einfluß starker Getränke auf seinen Wohlstand und sein Glück gefühlt und verschiedene Maßregeln versucht, die jedoch erfolglos blieben. Endlich wurde von den Häuptlingen und den angesehensten Männern beschlossen, einen Streich zu führen, der das Uebel an der Wurzel treffen sollte. Man berief einen Volksrath, hielt viele und lange Reden und sprach mit Begeisterung gegen das Ungeheuer Branntwein und die ganze von ihm erzeugte Gräuelbrut. Es schien jedoch Jedermann abgeneigt, auf den Untergang des Ungeheuers anzutragen. Endlich erhob sich ein Häuptling von ungewöhnlicher Verwegenheit und beantragte den Beschluß, daß Jedermann, der es künftig wagen würde, Branntwein in ihr Land einzuführen, mit hundert Geißelhieben auf den bloßen Rücken gestraft und der Branntwein weggegossen werden sollte. Dieß wurde mit geringen Veränderungen einstimmig angenommen, da man es aber für ungerecht hielt, rück-

wirkende Beschränkungen einzuführen, so wurde Allen, die Branntwein vorräthig hatten, der Verkauf desselben gestattet. Der Volksrath vertagte sich, aber die Mitglieder erwogen bald die verderblichen Folgen, welche die längere Benutzung des in den Läden vorhandenen Branntweins herbeiführen würde, und kamen zu dem Schlusse, daß dem Uebel um so schneller abgeholfen werden müßte, je schneller der Branntwein aufgetrunken würde. Sie fielen darüber her, und in weniger als zwei Stunden sah man keinen trunkeneren Haufen als diese Enthaltsamkeit-Gesetzgeber. Die Folgen waren von dauernder Wichtigkeit. Man hat das Gesetz mit geringen Verbesserungen seitdem strenge vollzogen.

Unter den meisten Indianerstämmen haben die Töchter bei der Wahl ihrer Gatten sehr wenig zu sagen. Die Aeltern wollen gewöhnlich zuerst befriedigt sein, und haben sie ihre Einwilligung gegeben, so erwartet man nie, daß die Tochter bedeutenden Widerstand leisten werde. Die echten Indianer vom Choctaw-Stamm haben eine Gewohnheit, die einer Erwähnung werth ist. Jahrelang, ja vielleicht so lange sie lebt, ist es der Mutter nach der Heirath ihrer Tochter verboten, ihren Schwiegersohn anzusehen. Sie dürfen zwar mit einander sprechen, aber er muß vor ihren Blicken verborgen sein, durch eine Mauer, ein Zelt, einen Vorhang oder, wenn sich sonst nichts darbietet, durch die Hand auf den Augen. Wie man sagt, sollen diese armen abergläubigen Mütter bei der Auswanderung des Stammes in großer Verlegenheit gewesen sein, diese Sitte nicht zu verletzen. Auf der Reise oder während sie oft ohne Zelte gelagert waren, fürchtete sich die Schwiegermutter, ihr Haupt zu erheben oder ihre Augen zu öffnen, um nicht den verbotenen Gegenstand zu erblicken.

Die Choctaws haben eine andere Eigenheit mit einigen der nördlichen Stämme gemein. Eine Frau von der alten Schule darf ihren Mann nie beim Namen nennen; haben sie aber Kinder, so nennt sie ihn „meines Sohnes Vater“, oder ge-

wöhnlicher braucht sie den Namen des Kindes, und ist dieser z. B. Ok=ne=lo=wa, so nennt sie ihren Mann „Ok=ne=lo=wa's Vater.“ Noch eine andere Seltsamkeit bei den Namen! Der unwissende Choctaw scheint eine abergläubige Abneigung zu haben, seinen eigenen Namen zu sagen, ja es scheint unmöglich zu sein, den Namen von ihm zu erfahren, wenn anders nicht ein Bekannter zugegen ist, den er dann bittet, die Frage zu beantworten.

Bei ihren Begräbnissen haben die gesitteten Choctaws die Gewohnheiten der Weißen angenommen. Die roheren Volksklassen aber halten noch immer an ihren ursprünglichen Gebräuchen. Es wird ein bemalter Pfahl mit einer Fahne auf das Grab gesteckt, der gewöhnlich drei Monate stehen bleibt. Während dieser Zeit halten sie jeden Morgen und Abend regelmäßige Trauerübungen, und zu jeder anderen Stunde des Tages verlangen sie den Beistand eines Freundes, der sie etwa besucht und ihnen weinen helfen muß. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit versammeln sich die Freunde der Familie in dem Trauerhause zu einem Gastmahle, und nachdem sie die ganze Nacht getanzt haben, besuchen sie am nächsten Morgen das Grab und ziehen den Pfahl heraus. Die Trauer hat dann ein Ende, und es ist der Familie erlaubt, an den gewöhnlichen Belustigungen und Festlichkeiten des Stammes wieder Theil zu nehmen, was ihnen vorher nicht gestattet war.

Die Creeks *) sind zwar im Ganzen ein sehr betriebsames Volk und bauen viel Getreide und Gemüse, sind aber hinter ihren Nachbarn, von welchen ich gesprochen habe, sowohl in politischer als in geselliger und literarischer Hinsicht noch weit zurück.

---

*) Diese Indianer nennen sich selbst Muscogee oder Muscohgeh. Sie haben den Namen Creeks durch die Weißen erhalten und zwar von der großen Anzahl kleiner Flüsse, welche das vor Zeiten von ihnen bewohnte Land durchschneiden, und sie wurden früher die Indianer in dem Bachlande genannt.

Ihre vollziehende Gewalt besteht aus zwei oberen Häuptlingen, und ihre Gesetzgebung oder ihr Volksrath aus ungefähr vierzig geringeren Häuptlingen, welche von Amtswegen auch Friedensrichter sind. Sie haben keine Geschworenen und ihre gerichtlichen Verhandlungen sind sehr kurz, oft ohne alle Zeugen, da die Krieger gewöhnlich zu stolz sind, eine Beschuldigung abzuläugnen, um nicht der Feigheit beschuldigt zu werden. Hinrichtungen geschehen zuweilen eine Stunde nach dem Anfange des Verhörs. Mord, Nothzucht und ein dritter Diebstahl werden mit dem Tode, gewöhnlich durch Erschießen, bestraft. Bei einem Todtschlag aber wird der Verbrecher, wenn die Verwandten des Getödteten es verlangen, mit einer ähnlichen Waffe oder wo möglich mit derselben hingerichtet, womit der Mord begangen wurde. Die meisten geringeren Verbrechen werden mit Geißelhieben bestraft; auf einen ersten Diebstahl stehen funfzig Hiebe, auf den zweiten hundert und Ohrabschneiden. Ehebruch wird an der Ehebrecherin durch Abschneiden der Nase und der Ohren bestraft, aber der Ehemann ist berechtigt, zu bestimmen, ob das Gesetz vollzogen werden soll, und gewöhnlich vollzieht er die Strafe, und zwar oft ohne Verhör. So strenge diese Gesetze sind, so werden sie doch meist unerbittlich vollzogen, obgleich eine dem Beleidigten genügende Umwandlung der Strafe gestattet ist, um den Verbrecher zu erlösen. Ihre Gesetze sind bei einem zufälligen Todtschlag noch grausamer als unter anderen Völkerschaften.

Bei ihren Leichenbegängnissen haben die Creeks die eigenthümliche Sitte, daß im Augenblick des Todes ein Gewehr abgefeuert wird. Ihre Gräber befinden sich gewöhnlich unter dem Fußboden ihrer Wohnungen, und so ist der Mann zuweilen unter dem Bette der Witwe begraben. Das Schicksal der unglücklichen Witwe ist elend genug in jedem Lande; aber unter den Creeks hat sie ein grausam hartes Schicksal. Sie muß vier Jahre lang tief trauern *) und darf ihr Haar nicht auskämmen,

*) Dieser Gebrauch scheint alt zu sein. Adeir bemerkte vor **1775**: „Die Witwen der Muscohgeh müssen vier Jahre lang ein keusches,

wenn nicht die Verwandten des Verstorbenen sich einmischen, wo denn die Trauer zuweilen in einigen Monaten ein Ende hat, vorausgesetzt, daß die Bekümmerniß der Witwe offenbar und ihr Betragen rühmlich ist. Bei ihrer Trauer weinen und schreien sie aber nicht mit so lärmender Heftigkeit als die Choctaws und andere Stämme; die Shawnees und Delawares aber sind noch berühmter wegen ihrer stillen Trauer; als kriegerische Stämme scheinen sie das laute Trauern und Wehklagen zu verschmähen, das unter dem größten Theile der wilden Stämme üblich ist.

Die Indianer haben zwar keine Familiennamen, gewöhnlich nehmen sie aber eine Art von Ehrentitel oder Beinamen an, bei Gelegenheit eines wichtigen Vorfalls oder nach einer verdienstlichen That, was auch bei den wilden Stämmen der Fall ist. Bei den Cherokees, den Creeks und vielleicht auch anderen Stämmen, ist eine sonderbare Art der Beerbung gebräuchlich. Die Weiber werden zwar in anderen Beziehungen als sehr untergeordnete Wesen betrachtet, die Kinder aber sind der Mutter angehörig, und die Güter vererben durch die weibliche Linie auf die Familie. Sie sagen, es sei leicht genug, die Familienmütter auszumitteln, schwer aber, die Väter zu bestimmen.

Die übrigen Stämme, welche die nördlichere Gränze bewohnen, wie auch die Seminoles, die unter den Creeks ihren Wohnsitz haben, besitzen so wenig auffallende Eigenheiten und sind meist so wenig zahlreich, daß es unnöthig sein möchte, genauere Nachricht von ihnen zu geben. Wie ich glaube, haben alle noch ihr altes System von willkürlich gebietenden Häuptlingen und Räthen der Weisen und Tapferen ziemlich in seinem ursprünglichen Zu-

---

ehrbares Leben führen; die Weiber der Chickasaws drei Jahre, sonst wird das Ehebruchgesetz gegen sie angewendet." Ich habe jedoch von dieser Sitte unter den heutigen Chickasaws nie etwas gehört.

stande behalten, und die meisten leben in Blockhütten und bauen den Boden in beträchtlichem Umfang an. Die Shawnees, die Delawares und die Kickapoos betreiben unter den nördlichen Stämmen am meisten den Ackerbau, aber einige von ihnen widmen den größten Theil ihrer Zeit der Jagd in den Prairieen und dem Handel mit den wilden Stämmen *).

*) Man hat seit der Entfernung der Gränz-Indianer keine vollständige Zählung derselben veranstaltet. Nach dem Berichte der Commissare der Indianer-Angelegenheiten im Jahre **1843**, beträgt jedoch die Gesammtbevölkerung der westlich von der Gränze angesiedelten Indianer, mit Ausschluß der Osages, der Kansas und anderer nördlichen Stämme, die richtiger zu den Prairie-Indianern gerechnet werden, **81,541** Köpfe. Von diesen rechnet man auf die Cherokees **25,911**, die Choctaws **15,177**, die Chickasaws **4930**, die Creeks **24,594**, die Seminoles oder Florida-Indianer **3824**, die Senecas von Sandusky **251**, die Senecas und Shawnees **211**, die Quapaws **476**, die Wyandots **664**, die Potawatomies, Chippewas und Ottawas am Ufer des Osage, **2350**, die Kaskasias und Piorias **150**, die Piankeshaws **98**, die Weaws **176**, die Shawnees **887**, die Delawares **1059**, die Stockbridges, Munsecs u. s. w. **278**, die Kickapoos **505**. Hierzu kommen noch östlich vom Mississippi **1800** Cherokees, **3323** Choctaws, **80** Chickasaws, **744** Creeks, **500** Potawatomies u. s. w., **50** Weaws und einige Ueberreste von Stämmen. — Viele der vorstehenden Angaben sind jedoch seit der Entfernung jener Stämme stehende Zahlen in den Tabellen der Behörde gewesen, und da es bekannt ist, daß die meisten derselben seitdem abgenommen haben, so ist die angegebene Gesammtsumme ohne Zweifel übertrieben. Ein einsichtvoller Beamter rechnete z. B. im Jahre **1842** die Zahl der Cherokees, die in vorstehendem Berichte auf **25,911** angegeben sind, nur zu etwa **18,000**. Eben so werden die Creeks nur auf ungefähr **20,000** geschätzt, und in dem „**Choctaw Almanac**“ für **1843** finde ich die Bevölkerung dieses Stammes nur zu **12,690** angegeben. (**Büttner** Bd. **I.** S. **106** giebt die Gesammtzahl jener Stämme auf ungefähr **90,000** an. L.)

Vierzehnter Abschnitt.

Prairie=Indianer. — Häuptlinge. — Kriegführung. — Der Schädelhaut=Tanz. — Die Friedenspfeife. — Verträge. — Neuigkeit=Ausrufer. — Indianer=Waffen. — Tänze. — Zeichensprache. — Telegraphen. — Wohnhütten. — Packhunde. — Gebräuche. — Bemalen und Tätowiren. — Indianische Stutzer. — Die Büffelkittel. — Speisen und Fasten. — Hausthiere. — Der Wampum. — Zeitrechnung.

Die wilden Horden, welche man als die eigentlichen Prairie=Indianer betrachten kann, haben nur geringe oder doch nicht merkliche Fortschritte in der Gesittung gemacht. Sie leben meist von Plünderung und Jagd, wiewohl einige ihren Unterhalt durch Ackerbau gewinnen. Sie bestehen aus mehren verschiedenen Stämmen, doch findet man unter ihnen eine größere Verschiedenheit der Sprache als der Gewohnheiten. Ich will jedoch nicht sagen, daß alle Gewohnheiten jedes Stammes ganz gleich seien; es ist diese Voraussetzung und die Gewohnheit, als ständige Gebräuche anzunehmen, was man bei besonderen Gelegenheiten beobachtet hat, wodurch in den Berichten flüchtiger Reisenden oft so große Abweichungen hervorgebracht wurden.

Es giebt jedoch kaum einen Indianerstamm in den Prairieen, wie wenig zahlreich er auch sein möge, der nicht aus kleineren Haufen, jeder unter einem eigenen Häuptling, bestände. Ihre Regierungsysteme sind oft halb patriarchalisch, halb mili-

tärisch. Die angesehensten Familienhäupter üben eine kleine Herrschaft, die sich nicht selten über ihr eigenes Haus hinaus auf einen Kreis von Anhängern erstreckt. Mehre dieser durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bande vereinigten Abtheilungen kommen durch gemeinschaftliche Uebereinkunft unter die Leitung eines einflußreichen Häuptlings, der vielleicht in Kriegen Ruhm erworben hat. Aber eine regelmäßige Abstammung scheint nur selten eingeführt zu sein. Diese kleinen Abtheilungen vereinigen sich nicht oft unter einen allgemeinen Anführer, außer zu gegenseitiger Vertheidigung, wann Gefahren drohen. Zuweilen erhebt sich ein gewaltiger Geist, ein tapferer und ausgezeichneter Weiser, der im Stande ist, seinen ganzen Stamm zu vereinigen, wobei er gewöhnlich durch hinlängliche Zauberkünste unterstützt wird, um ihm den Charakter eines großen Arzneimannes zu geben.

Der Krieg scheint das Element der Prairie-Indianer zu sein, wiewohl nur wenige viel inneren Muth besitzen. Sie sind in der That die feigsten Wilden östlich vom Felsengebirge, und haben in dieser Beziehung nur wenig Aehnlichkeit mit den Urbewohnern im Inneren der Vereinigten Staaten. Selten greifen sie einen Feind an, wenn sie nicht einen entschiedenen Vortheil erwarten können, denn die Aussicht, auch nur einen einzigen Krieger zu verlieren, wird sie oft abschrecken, das einladendste Abenteuer zu wagen. Außer ihrer Furchtsamkeit werden sie auch durch den Umstand abgehalten, daß der Verlust eines Kriegers oft den glänzendsten Sieg trübt und einen ganzen Clan in Trauer versetzt. Darum greifen sie gewöhnlich durch einen Ueberfall und bei der Nacht an, wo sie Alle schlafend zu finden erwarten, und wenn sie einem furchtbaren Feinde entgegen stehen, so achten sie darauf, daß die Nacht lang genug sei, damit sie vor der Morgendämmerung sich aus dem Bereiche der Verfolgung zurückziehen können. Geht der Mond spät auf, so ist die Zeit kurz vor dem Aufgange ein günstiger Augenblick, da sie dann Licht genug haben, sich zu sammeln und das Vieh

mitzunehmen, das sie aus einander geschreckt haben. Diese um ein Lager schleichenden Haufen bedienen sich zuweilen eines Signals, indem sie die Stimmen von Wölfen, Eulen und anderen nächtlichen Thieren nachahmen, wodurch sie sich einander Mittheilungen machen, und die Nachahmungen sind so täuschend, daß sie argwohnlose Reisende nicht beunruhigen können.

Selten wird ein Krieg beschlossen oder auch nur ein Feldzug unternommen, ohne einen allgemeinen Volksrath, in welchem alle Häuptlinge und die ausgezeichnetsten Tapferen und Weisen versammelt sind. Nachdem sich Alle in einen Kreis gesetzt haben, macht die Pfeife die Runde, bis ihr Gehirn hinlänglich beruhigt ist, um sie in Stand zu setzen, den großen Geist zu befragen und die wichtigen Gegenstände der Berathung frei zu besprechen. Der Tabakrauch wird daher gewöhnlich aufwärts geblasen als ein Sühnopfer für die angerufenen Geister, die über dem Himmel wohnen. Sie ziehen dabei gewöhnlich den Dampf in die Lunge und blasen ihn in düsteren Wolken durch die Nase. Wird ein Volksrath vor einem Feldzuge gehalten, so fangen die Krieger zuweilen den Tabakrauch mit der Hand auf und reiben ihren Leib damit, weil sie glauben, daß sie dadurch, wo nicht unverwundbar, doch sicherer gegen die Pfeile ihrer Feinde werden. Bei ihrer Kriegführung bedienen sie sich zwar jeder Kriegslist und treulosen Ausflucht, um ihre Feinde zu hintergehen, und in der Schlacht sind sie äußerst erbittert und grausam, selten aber erlauben sie sich gegen ihre Gefangenen jene furchtbaren Züchtigungen und Martern, welche die Wilden im Inneren der Vereinigten Staaten während ihrer früheren Kriege gegen die Weißen verübten. Die Gewohnheit, ihre Gefangenen lebendig zu verbrennen, die vor vielen Jahren unter einigen Prairie-Stämmen herrschend gewesen sein soll, scheint jetzt ganz sich verloren zu haben.

Kehren sie nach einer Niederlage aus dem Feldzuge zurück, so hört man in dem Dorfe viele Tage lang das Geschrei und die Wehklagen der Weiber und Kinder, worein nicht nur die

trauernden Familien, sondern auch alle Verwandten und die meisten Freunde der Gefallenen einstimmen. Sind aber die Krieger glücklich gewesen und bringen sie die Schädelhäute ihrer Feinde mit, so vereinigen sich Alle zu ihrem größten Feste, dem Schädelhauttanz. Es werden dabei die barbarischen Siegeszeichen gewöhnlich auf eine Stange in der Mitte der Tanzenden gesteckt, oder die tapferen Sieger behalten sie wohl auch in den Händen und schwingen sie um ihre Köpfe, wobei sie diese furchtbaren Repräsentanten ihrer Feinde heftig anreden und mit den beleidigendsten Prahlereien verhöhnen, dem feindlichen Stamm Feigheit und Verweichlichung vorwerfen, ihn herausfodern, hervorzutreten und das Blut seiner Erschlagenen zu rächen, und dann mit Höhnereien und Jubelgeschrei schließen über das feige Schweigen ihrer Feinde, die nach ihrer Meinung sich fürchten, einen Rachelaut gegen ihre überlegenen Gebieter, die siegreichen Eroberer, zu flüstern. Sind die Krieger müde geworden, so pflegen die Weiber und Kinder die barbarische Festlichkeit fortzusetzen, wobei zuweilen ein großsprecherischer Krieger in ihre Mitte tritt und die prahlerischen Anreden wiederholt und äußert, daß selbst die Weiber und Kinder die Feinde in tiefer Unterwürfigkeit halten, und daß nur diese künftig zu ihrer Unterjochung entsendet werden sollten, während die Krieger für edlere Feinde sich aufsparen würden. Sind diese barbarischen Gebräuche und Prahlereien geendet, so werden die Schädelhäute ihren Eigenthümern übergeben, welche sie trocknen und bemalen, um sie für künftige Kriegstänze aufzubewahren.

Will ein Stamm einen Friedensvertrag mit einem Feinde schließen, so gehen einige Krieger als Gesandte, oder vielleicht eine ganze Volksabtheilung, und bringen das Calumet oder die Friedenspfeife, welche die Stelle der Stillstandsflagge unter gesitteten Völkern vertritt *). Wenn jedoch die Gesandtschaft an

---

*) Die Friedenspfeife scheint unter den Wilden in Nord-Amerika ein alter und allgemeiner Gebrauch gewesen zu sein. „Ich muß hier,“

die Weißen gerichtet ist, so nehmen sie gewöhnlich auch eine Flagge mit, weil sie wissen, daß dieß das Friedenszeichen derselben ist. Wird die Friedenseröffnung angenommen, so versammeln sich die Häuptlinge und die angesehensten Männer jeder Horde zu einer Berathung, zuweilen in einer Hütte, Wigwam, wenn man eine passende findet, sonst unter freiem Himmel, und setzen sich wie gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen in einen Kreis. Werden Geschenke mitgebracht, die von Seiten der Weißen unumgänglich nothwendige Freundschaftzeichen sind, ohne welche eine Unterhandlung erfolglos sein würde, so werden diese in den Kreis gelegt. Einer der Indianer zündet dann die Friedenspfeife an, die er dem obersten Häuptling überreicht, welcher, ehe er raucht, das Pfeifenrohr

---

sagt Marquette, „von dem Calumet sprechen als dem geheimnißvollsten Dinge in der Welt. Selbst die Scepter unserer Könige werden nicht so hoch geachtet, denn die Wilden haben so viel Ehrfurcht vor dieser Pfeife, das man sie den Gott des Friedens und des Krieges, und den Schiedsrichter über Leben und Tod nennen könnte. Mit diesem Calumet kann sich Jeder unter seine Feinde wagen, und sie legen im heftigsten Kampfe vor dieser heiligen Pfeife ihre Waffen nieder." Diese Ehrfurcht ist jetzt vielleicht nicht mehr so groß, obgleich die Friedenspfeife noch immer in hoher Achtung steht. Selbst die Asche aus dem Calumet scheint heilig gehalten zu werden; denn nach dem Rauchen wird die Pfeife gewöhnlich in einem Winkel der Wohnung ausgeleert, der besonders zu diesem Zwecke bestimmt ist. Doch da die Wilden allgemein wissen, daß das Rauchen zu solchen Gelegenheiten bei den Weißen nicht gebräuchlich ist, so hält man es nicht mehr allgemein für wichtig, mit ihnen zu rauchen, sondern erwartet statt dessen Geschenke. In alter Zeit jedoch waren sie strenger, denn an einer anderen Stelle erzählt derselbe Schriftsteller (1673): „Sobald wir uns gesetzt hatten, boten sie uns dem Gebrauche gemäß das Calumet dar, das Jeder annehmen muß, wenn er nicht für einen Feind oder einen rohen Menschen gelten will; aber es ist nicht nöthig, zu rauchen, und es genügt, die Pfeife an den Mund zu setzen."

nach den vier Himmelsgegenden und gegen Himmel und Erde richtet, dann einige, gewöhnlich drei Züge thut und die Pfeife dem Nachbar überreicht, der eben so viele Züge thut. So geht die Pfeife in dem Kreise ringsum in der Richtung des Sonnenlaufs, während Jeder den Dampf durch die Nase aufsteigen läßt. Man scheint es für eine Entweihung zu halten, wenn Jemand vor der Pfeife vorübergehen wollte, während die Häuptlinge rauchen, und Unbesonnene oder Unverschämte, welche es wagen, werden zuweilen strenge dafür bestraft. Dann folgt die Besprechung und die Geschenke werden durch einen Häuptling vertheilt, der dabei den Bevollmächtigten macht. Bei kleinen Waffenstillständen unter den Stämmen aber werden selten Geschenke erwartet, außer wenn eine mächtigere Partei sie als eine Art Tribut verlangt.

Reisende und Jäger sehen sich gewöhnlich genöthigt, mit jeder Horde von Prairie-Indianern, der sie begegnen, einen Vertrag zu schließen oder eine Besprechung zu halten, wenn sie ein freundschaftliches Verhältniß mit ihnen unterhalten wollen. Zu verschiedenen Zeiten haben auch Beamte der Regierung der Vereinigten Staaten mit den meisten wilden Stämmen Verträge abgeschlossen, doch in der Regel mit sehr geringem Erfolg, denn gewöhnlich werden die Vertragsbedingungen vergessen oder mißachtet, sobald die empfangenen Geschenke verbraucht worden sind. Diese Verträge, wie auch andere Rathsbeschlüsse, werden gewöhnlich durch eine Art von Ausrufer bekannt gemacht, der die Bedingungen und die vestgesetzten Bestimmungen von Hütte zu Hütte bringt, und das Ereigniß wird dem Gedächtnisse der Weisen zur Kunde für die Nachwelt übergeben. Unter einigen Stämmen wird das Gedächtniß durch den Wampum-Gürtel unterstützt, welcher aus Kügelchen besteht, die mit hieroglyphischen Figuren verflochten sind, so daß sie ein Andenken an wichtige Ereignisse bilden. Andere bewahren die Erinnerung durch hieroglyphische Gemälde auf ihrem Büffelkittel und ähnlichen Dingen.

Die Waffen der wilden Indianer sind meist Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch sie außerordentlich geschickt sind. Ein gewandter Wilder wird gegen viele Büchsenschützen eine Wette eingehen. Es giebt in der That keine wirksamere Waffe als Bogen und Pfeil in der Hand eines geübten Schützen. Während der Musketier einmal ladet und feuert, schießt der Bogenschütze zwölf Pfeile ab, und zwar auf eine Entfernung unter hundertfunfzig Fuß mit einer Genauigkeit, die fast einem Büchsenschuß gleich kommt. Beim Angriffe sind sie ungemein nützlich, denn der Indianer scheint seine Pfeile fast eben so sicher abzuschießen, wann er in vollem Laufe ist, als wann er still steht. Der Bogen der Indianer ist gewöhnlich drei, zuweilen aber auch vier Fuß lang. Er wird in der Regel von elastischem Holze gemacht, zuweilen aber wird auch das Horn des Elenthieres dazu gebraucht, und in dem letzteren Falle nimmt man zwei der längsten und geradesten Theile des Geweihes, welche in das gehörige Verhältniß geschabt, an den Enden zusammen gefügt und mit Sehnen vestgebunden werden. Man hat wohl auch Bögen auf gleiche Weise aus zwei Büffelrippen gemacht, aber diese sowohl als die aus Elengeweihen gemachten sind eher Seltenheiten als zum Dienste tauglich, wenigstens sind sie nicht den aus dem Holze des Bogenbaumes *) gemachten gleich. Die Pfeile sind gewöhnlich dreißig Zoll lang und haben eine eiserne Spitze, wiewohl die alterthümlichen Spitzen von Flintenstein noch immer bei einigen der wildesten Stämme üblich sind. Außer dem Bogen ist die Lanze, deren Gebrauch die Indianer von den Mejicanern angenommen haben mögen, eine wirksame Waffe, sowohl zum Angriff als auf der Jagd. Viele sind auch mit der Flinte der nordwestlichen Ansiedler versehen, und einige haben Rifles (gezogene Büchsen). Sehr wenige aber haben die Gewandtheit erlangt, welche die Gränz-Indianer in dem Gebrauche dieser tödtlichen Waffe besitzen. Kein Indianer aber hält

*) Siehe Abschnitt X.

seine Ausrüstung für vollständig ohne das Skalpirmesser. Unter den westlichen Prairie-Indianern ist jedoch das Tomahawk nur wenig bekannt. Sie bedienen sich statt desselben der Kriegskeule oder der Kriegsaxt; jene ist ein Knüttel mit eingefügtem Stein, wogegen bei dieser eine Klinge oder eine Metallspitze eingefügt ist. Viele sind mit Schilden von ungegerbter Büffelhaut oder Elenhaut versehen, worauf oft hieroglyphische Zeichen gemalt sind, welche die erschlagenen Feinde oder irgend eine merkwürdige That vorstellen, deren sie sich rühmen können. Diejenigen, die keine Schilde haben, bezeichnen ihre Ruhmansprüche gewöhnlich auf den Stielen ihrer Streitärte, ihrer Kriegskeulen, oder tätowiren sie auch wohl auf der Brust oder den Armen.

Außer dem Kriege scheint man nur die Jagd für eine ehrenhafte Beschäftigung eines Kriegers zu halten. Jede andere Arbeit wird den Weibern aufgelegt, und selbst wenn eine Jagdgesellschaft auszieht, versorgt man sich gewöhnlich mit einer hinlänglichen Anzahl dieser M ä g d e, die für das erlegte Wild zu sorgen haben, da sich der Indianer nur dazu herabläßt, die Jagdthiere zu erlegen. Außer den Stämmen, welche auf Schießgewehre geübt sind, jagen nur sehr wenige Prairie-Indianer anderes Wild als den Büffel, nicht weil sie, wie man wohl geglaubt hat, das Kleinwild ihrer unwürdig achten, sondern weil die Büffel am leichtesten gefangen werden und die reichlichste Nahrung gewähren. Die Antilope ist zu wild und flüchtig für ihre Jagdart und wird nur zuweilen durch List gefangen, wogegen das Rothwild, das sich auf der Jagd schwer erlegen läßt, nicht so leicht gefangen wird. Auf seinem wohlgeübten Pferde und mit Pfeil oder Lanze bewaffnet, ist der Indianer ein unvergleichlicher Jäger. Einige von ihnen, die unter eine Büffelheerde stürzen, haben die Ebenen bald mit erlegten Thieren bedeckt.

Unter den Belustigungen der Indianer ist der T a n z vielleicht die beliebteste; außer als Zubehör eines Krieges wird er auch als Unterhaltung betrachtet und ist oft mit ihrer Gottes-

verehrung verbunden. Bei ihren gesellschaftlichen Belustigungen, an welchen auch die Weiber gewöhnlich Theil nehmen dürfen, zeigen sie sich nicht so wild als bei ihren Kriegstänzen, wiewohl auch diese mit den wildesten und lächerlichsten Gebärden und mit eben so munteren als unzüchtigen Gesängen begleitet sind. Bei diesen, wie bei den Kriegs- und Schädelhauttänzen, sind eine kleine Trommel und eine schrillende Pfeife die gewöhnlichen Instrumente.

Da die Prairie-Indianer so viele gänzlich verschiedene Sprachen haben, so ist eine Zeichensprache die allgemeine Vermittelung zwischen den verschiedenen Stämmen geworden. Sie haben dieses Zeichensystem zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß die verwickeltsten Mittheilungen von denjenigen gemacht werden, die in dieser stummen Sprache geübt sind. Sie haben eine ganz eigenthümliche Art Telegraphen, und wiewohl dieselben anfänglich unausführbar zu sein scheinen, so werden sie doch von den Wilden so völlig verstanden, daß man sich ihrer oft mit großem Vortheil bedient. Man läßt Rauch aufsteigen, wodurch viele wichtige Thatsachen auf eine beträchtliche Entfernung mitgetheilt werden, und sie werden verständlich durch die Art und Weise, die Größe und die Zahl der Rauchsäulen, die gewöhnlich durch Ansteckung des trockenen Prairiegrases bewirkt werden. Auf Wanderungen häufen sie oft Steine auf Hügeln oder vorragenden Stellen auf, so geordnet, daß ihre vorüberziehenden Gefährten die Bedeutung derselben verstehen. Zuweilen werden auch die weißgebleichten Büffelschädel aufgehäuft, womit die Ebenen überall bestreut sind, und man zeigt dadurch die Richtung des Zuges oder andere Umstände an, die mitgetheilt werden sollen.

Fast jeder Stamm hat seine Eigenheiten in der Erbauung der Hütten, in der Anordnung des Lagers und in der Verschiedenheit des Anzugs, und einige oder all diese Eigenheiten können dem erfahrenen Reisenden andeuten, zu welchem Stamme der Eigenthümer gehört. Wird ein Moccasin oder ein anderer

Theil des Anzugs gefunden, so weiß er sogleich den Volkstamm anzugeben, welchem derselbe gehört, ja selbst eine Fußspur ist oft hinlänglich dazu *). Besonders auch durch die Ueberreste des Feuers kann der Reisende die Zwischenzeit, die seit dem Aufbruch der Indianer verflossen ist, mit merkwürdiger Genauigkeit bestimmen.

Die Hütten der Indianer bestehen aus einem Gerüste von kleinen Pfählen, gewöhnlich mit Büffelhäuten bedeckt, die fast keine andere Zubereitung erhalten, als daß sie enthaart werden. Einige geben ihren Hütten die rundliche Gestalt einer Wagenbedeckung, wie die Wohnungen der Osages, die gewöhnlich aus einem Gerüste von gekrümmten Stäben bestehen und mit Häuten, Baumrinden oder, wie gewöhnlich in ihren Dörfern, mit Gras und Erde bedeckt sind. Einige stellen die Stangen in zwei parallele Linien und neigen sie gegen eine Querstange, wodurch das Wigwam die Gestalt eines Hausdaches erhält; Andere pflanzen kleine Stangen in einen Kreis und binden die Spitzen zusammen, so daß sie bedeckt einem abgerundeten Heuschober gleichen. Am gewöhnlichsten aber werden unter den wilden Stämmen beim Bau einer Hütte die Stangen so gestellt, daß sie eine Kreisfläche von zehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser einschließen, und sind die Spitzen zusammengefügt, so entsteht ein kegelförmiges Gerüste, das dicht mit Häuten bedeckt wird und nur auf dem Gipfel eine Oeffnung hat, um den Rauch herauszulassen. So bauen die Comanches und die meisten übrigen Stämme in den großen Ebenen. Die Thüren der Hütten sind mit einer Haut bedeckt und im Winter bei einem kleinen Feuer sehr behaglich. Das Feuer wird in der Mitte angezündet, und der Rauch steigt durch die obere Oeffnung so frei empor, daß

*) Da viele Stämme ihren Schuhen eine verschiedene Gestalt geben, einige sie spitzig, andere breit machen, einige mit dem Saume auf der Sohle, so findet man immer eine auffallende Verschiedenheit in den Spuren.

er im Inneren nur selten lästig wird. Diese Hütten werden immer von den Weibern und mit solcher Schnelligkeit aufgerichtet, daß wenn ein reisender Haufen Halt macht, in einem einsamen Thale ein Dorf in wenigen Minuten wie durch Zauber emporsteigt. Die Hüttenpfähle sind oft sauber gearbeitet und werden von einem Lager zum anderen mitgenommen. Bei der Fortschaffung derselben schleppt ein Ende dieser Stangen gewöhnlich auf dem Boden, und man erkennt an der Spur, daß ein Haufen mit Familien vorangezogen ist, da Kriegerzüge nie Hüttenpfähle mitnehmen. Die Chayennes, Sioux und einige andere nördliche Stämme gebrauchen oft Hunde zur Fortschaffung der Bedeckungen und Pfähle ihrer Hütten und auch für das leichte Gepäcke; zu gewöhnlichen Reisezwecken aber und für schweres Gepäcke bedienen sie sich meist der Pferde. Die Prairieen werden von so wenig schiffbaren Flüssen durchströmt, daß kein Indianerstamm in den Hochebenen den Gebrauch von Kähnen oder Fahrzeugen irgend einer Art kennen gelernt hat.

Man findet unter den verschiedenen Stämmen einige Verschiedenheit in der Bekleidung, wiewohl alle Moccasins und eine Beinbekleidung tragen, und wenn sie nicht mit Arbeiten beschäftigt sind, hüllen sie den Leib gewöhnlich in Büffelkittel, Decken oder Mäntel von grobem Tuche. Einige der nördlichen Stämme zeigen viel Geschicklichkeit und Geschmack in der Verfertigung der Moccasins; dieß ist das Geschäft der Weiber, welche dieselben oft mit Glaskügelchen, Stachelschweinspitzen sehr schön verzieren. Die Beinbekleidung, das Leggin, besteht aus Häuten oder Tuch und bedeckt Bein und Schenkel. Gewöhnlich läßt man auf der linken Seite des Saumes eine überflüssige Leiste, welche, wenn die Bekleidung aus einer Haut besteht, in lange Troddeln geschnitten wird, und besteht sie aus Tuch, so bleibt der breite Rand ganz und hängt als Klappe auf den Beinen. Ein Streif von grobem Tuche, ungefähr einen Fuß breit und drei Fuß lang oder noch länger, bildet gewöhnlich diesen Latz, welcher zwischen die Beine gezogen wird, und wenn die Leg-

gins aufgezogen werden, bindet man die Enden unter dem Gürtel um den Leib. Da der Latz zuweilen sechs Fuß lang ist, so sieht man vorn und hinten anderthalb bis zwei Fuß von jedem Ende herabhangen.

Die Indianer haben keine Kopfbedeckung, sondern setzen den nackten Kopf dem heftigsten Regen und der heißesten Sonne aus. Ihr grobes schwarzes Haar scheint jedoch dadurch befeuchtet zu werden, denn selten ergraut es eher als im höchsten Alter, und ich erinnere mich nicht, je einen kahlköpfigen Indianer gesehen zu haben. Auch bleibt ihre Sehkraft ungemein stark, ungeachtet ihre Augen nicht durch Wimpern und Brauen geschützt werden; die sie herausziehen, und trotz dem beständigen Gebrauche anscheinend schädlicher Farben, womit sie den Rand der Augenlider bemalen. Obgleich sie gewöhnlich keine Kopfbedeckung haben, so tragen sie doch zuweilen als zeitweiligen Zierath eine seltsame Mütze von Fellen, und es ist nicht ungewöhnlich, einen Tapferen zu sehen, der die ganze zottige Stirnhaut eines Büffels mit den Hörnern auf seinen Kopf gesetzt hat, was mit seinem bemalten Gesicht einen teuflisch grimmigen Anblick gewährt.

Die Indianer in den Prairieen tragen fast ohne Ausnahme langes Haar, welches in dicken Flechten über die Schulter hängt, die mit Gummi, Fett und Farben beschmiert und mit Federn und anderem Tand verziert sind. Die meisten der näher an der amerikanischen Gränze wohnenden Stämme haben einen eigenthümlichen Haarputz.

Cochenille scheint ein unumgängliches Zubehör des Putzes der Indianer zu sein, in Ermangelung dieser Farbe aber bemalen sie sich mit Farbenerden. Gehen sie in den Krieg, so wird der Leib schwarz bemalt, mit Schlamm, Holzkohle oder Schießpulver, was ihnen ein furchtbares Ansehen giebt. Die Bemalung zum Putz aber ist weit munterer und zierlicher. Das Gesicht und zuweilen auch Arme und Brust sind seltsam streifig und würfelig verziert, mit Schattirungen von gelbem und weißem

Thon, zuweilen auch mit schwarzer Farbe, wiewohl diese hauptsächlich dem Kriege eigen ist. Besondere Sorgfalt wird darauf verwendet, die Augenlider hochroth zu färben.

Außer der Bemalung ist bei den meisten Stämmen das Tätowiren üblich, bei einigen nur spärlich, während andere Gesicht, Brust und besonders Arme ganz buntscheckig machen. Diese Sitte scheint bei allen Wilden vom atlantischen bis zum stillen Meere eingeführt zu sein. Es werden mit einem scharfen Instrumente Figuren in die Haut geritzt, oft mit den scharfen Stacheln des Cactus, und in die frischen Ritzen wird gepulverte Holzkohle, Schießpulver oder zuweilen der färbende Saft einer Pflanze eingerieben, wodurch ein beständiger Fleck hervorgebracht wird.

Die gewöhnlichste weibliche Tracht ist die bei den Comanche-Weibern übliche, wovon ich bereits gesprochen habe. In Hinsicht auf Kleidung und anderen Schmuck ist jedoch der Gebrauch der gesitteten Welt bei den Indianern umgekehrt. Das schöne Geschlecht bemalt sich weniger als der Mann, braucht im Ganzen weniger Schmuck und trägt besonders keine Ohrgehänge. Während eine wilde Schöne auf ihr Aeußeres nur wenig Aufmerksamkeit wendet, braucht ein Tapferer eben so viel Zeit, als eine schöne Französin, zu seinem Anzuge, zu seiner Bemalung, zu der Anordnung seiner Zierathen, seiner Glaskügelchen und zu anderem Tand. Ein Spiegel ist sein Abgott; kein Krieger ist vollständig ausgerüstet, ohne dieses unumgänglich nöthige Zubehör, das er sehr oft zu Rathe zieht. Gewöhnlich nimmt er den Spiegel aus der ursprünglichen Einfassung und fügt ihn in einen großen, seltsam geschnitzten hölzernen Rahmen, den er stets bei sich trägt. Auch ist er selten ohne ein Zängelchen, entweder von Blech oder gehärtetem Holz oder schneckenförmig gewundenem Draht, womit er nicht nur seinen Bart, seine Wimpern und Brauen sorgfältig ausrottet, sondern auch jedes Haar auf seinem Leibe, sobald es sich zeigt, da man jede Behaarung dieser Art eines

Kriegers unwürdig hält. Darin liegt der Grund, daß man die Indianer oft als von Natur bartlos beschrieben hat.

Alle Indianer haben einen leidenschaftlichen Hang zu Glaskügelchen, Schmuck und Tand aller Art. Die Männer schlitzen zuweilen den Rand der Ohren furchtbar auf, um ihre Gehänge von Glaskügelchen, Muscheln und dergleichen anzubringen, und zuweilen werden selbst Bleistreifen um den abgeschnittenen Rand gewunden, durch deren Gewicht der abgetrennte Theil des Ohres oft einige Zoll tief herabgezogen wird. Nicht selten sieht man Glaskügelchen und Kleinode bis zu einem Gewicht von einem halben Pfunde an jedem Ohre baumeln und unter einigen Stämmen auch schwere Gehänge an der Nase. Auch das Haar wird auf ähnliche Art verziert und der Hals mit Schnüren von Glaskügelchen und Bärenklauen umwunden, während die Arme mit Bändern von Draht oder Metallplättchen reichlich verziert sind. Die Tapferen sind gewöhnlich mit dem buntesten Tand geschmückt und ein Fremder könnte sie leicht für die Häuptlinge eines Haufens halten, die dagegen oft ganz einfach gekleidet sind.

Die Weiber sind in jedem Sinne die Sclavinnen der Männer. Sie müssen jeden schweren Dienst verrichten, das Wild abhäuten und die Speisen bereiten, die Pferde ihrer Gebieter hüten, herbeiholen, satteln und absatteln, die Hütten aufschlagen und abtragen, das Gepäck aufladen und auf der Wanderung oft schwere Lasten tragen, kurz fast Alles thun, außer Fechten und Jagen, was der Indianer für seinen eigenthümlichen, ja einzigen Beruf hält.

Die unbedeutenden Manufacturen, die es unter den Indianern giebt, werden gleichfalls von den Weibern besorgt; sie machen die verschiedenen Kleidungsstücke. In der Verzierung der Moccasins und ihrer ledernen Unterröcke zeigen sie, besonders unter den nördlichen Stämmen, ihre größte Geschicklichkeit. Ihre bedeutendste Manufacturarbeit aber sind die Büffelkittel, die sie nicht nur zu ihrem eigenen Gebrauche verfertigen, sondern

die auch der ansehnlichste Gegenstand ihres Verkehrs mit den Händlern sind, welche mit den Indianern in Verbindung stehen. Diese Kittel werden ausschließend von den Weibern gemacht. Bei der Zurichtung der Büffelhaut werden zuerst alle fleischigen Theile von der inneren Oberfläche abgeschabt. Dieß geschieht gewöhnlich mit einem knöchernen Werkzeuge, das zuweilen die Gestalt eines kleinen Deißels hat, mit einer gezähnten Schneide. Die Haut wird zu diesem Zwecke zuweilen in einen Rahmen gespannt und an einen Baumzweig oder an eine Gabel vor der Hütte gehängt, gewöhnlich aber streckt man sie mit Pflöcken auf dem glatten Boden aus, mit der Fleischseite nach oben. Ist sie abgetrocknet, so wird die schwammige Oberfläche mit einem anderen Deißel oder einem flachen Eisen, das in einer hölzernen Handhabe steckt und wie das Gerberwerkzeug geschärft ist, sauber gereinigt. Die Oberfläche wird dann mit Gehirn beschmiert, was die Canadier „mettre à la cervelle" nennen, und mit der Fleischseite nach innen aufgerollt. In diesem Zustande bleibt sie zwei bis drei Tage liegen; gewöhnlich wird dazu das Gehirn desselben Thieres gebraucht und das Gehirn eines Büffels ist mehr als genug, seine Haut zuzurichten. Sind die Poren der Haut von der Gehirnmasse völlig durchdrungen, so wird sie wieder angefeuchtet und durch beständiges Drücken und Reiben erweicht, bis sie trocknet. Zur Erleichterung dieser Arbeit wird sie zuweilen in einen Rahmen gespannt und vor einem Feuer aufgehängt, während man die innere Oberfläche mit dem Deißel schabt und zuletzt mit Bimsstein fleißig abreibt, aber in Ermangelung des Bimssteins wird die Haut strichweise über einem ausgespannten Seile rasch hin und her gezogen. Die Büffelkittel haben zuweilen einen Saum in der Mitte. Dieß ist der Fall, wenn man die Haut in zwei Theile zerschnitten hat, theils der bequemeren Zurichtung wegen, theils um die Höhlung wegzuschaffen, die durch den Höcker, besonders bei den Stieren, verursacht wird. Der Höcker der Kuh ist kleiner, und daher wird ihre Haut gewöhnlich zugerichtet, ohne zerschnitten zu wer-

den. Die Haut wird jedoch beim Abhäuten des Thieres zerschnitten, weil die Indianer damit lieber auf dem Rücken anfangen.

Die Büffelhaut wird oft ohne die Wolle zugerichtet. Zu diesem Zwecke wird sie in Wasser eingeweicht, bis das Haar sich gelöst hat, worauf man sie auf die angegebene Weise zurichtet, mit Gehirn beschmiert und erweicht. Von diesen gegerbten Büffelhäuten, bei den Mejicanern „anta blanca" genannt, werden viele Kleidungstücke der Indianer für beide Geschlechter gemacht, selbst die Unterröcke der Weiber, wiewohl diese die Bockhaut vorziehen, wenn man sie sich verschaffen kann.

Die Hauptnahrung der Indianer ist Fleisch, obgleich sie sich in dessen Ermangelung oft Wochen lang von Wurzeln, Kräutern und Früchten nähren. Die Büffel sind die gewöhnlichen Heerden dieser Wilden und geben ihnen Nahrung, Bekleidung und Obdach. Wie es scheint, fand man in alten Zeiten zuweilen Kanibalen-Stämme *) in jenen Gegenden; doch giebt es, wie ich glaube, keine Spur von Kanibalimus mehr, ausgenommen wenn man dieses unmenschliche Gelüste einigen der wilderen Krieger zuschreiben kann, welche, wie ich gehört habe, im Wahnsinn des Kriegsjubels die Herzen ihrer tapferen Opfer verzehrt haben, sowohl um ihren blutdürstigen Hang zu befriedigen, als auch, wie sie meinen, die Tapferkeit des erschlagenen Feindes sich anzueignen. Sie bedienen sich jedoch fast aller Thiere in ihrem Lande zur Nahrung und essen oft Insecten, und selbst das schmuzigste Ungeziefer. Unter einigen Stämmen werden Grashüpfer, Heuschrecken und ähnliche Thiere gesammelt und zu künftigem Gebrauche getrocknet. Hundefleisch **) gilt fast unter allen Stämmen

*) Ein kleiner Stamm an der Gränze von Texas, genannt Tonkewas, genoß noch in diesem Jahrhunderte Menschenfleisch und vielleicht noch in den letzten Jahren, wiewohl ich nichts davon gehört habe.

**) Hunde scheinen immer eine Lieblingspeise unter den Ureinwohnern in den verschiedenen Gegenden Amerikas gewesen zu sein. Mar-

für den größten Leckerbissen, und wird ein geliebter Gast zum Essen erwartet, so werden sicherlich die leckersten Stücke eines der vielen fetten Hunde, die man in jeder Hütte findet, ihm aufgetischt. Reisende sind auf diese Weise oft genöthigt gewesen, ein indianisches Hundegericht zu essen, und abgesehen vom Vorurtheil, ist es keineswegs unschmackhaft. Das Fleisch des Wolfes aber und selbst des amerikanischen Hundes soll unschmackhaft und zuweilen unerträglich sein. Der Iltiß ist gleichfalls eine Lieblingsnahrung der Indianer, und obgleich Irving in seiner Reise durch die Prairieen sich damit zu rühmen scheint, daß er einen geschlachteten Iltiß in's Wasser geworfen und einen Osage-Indianer dadurch abgehalten habe, sein Feuer durch das Kochen desselben zu entehren, so behaupten doch alle Reisende, die das Fleisch dieses Thieres gekostet haben, daß es zart und ungemein schmackhaft sei. „Das Fleisch des Stinkthieres — sagt James in seinem Bericht von Long's Reise — wurde uns zuweilen vorgesetzt, und wir fanden es ungemein nahrhaft und angenehm."

Diese wilden Indianer haben außer etwa einem Kessel kein anderes Küchengeräth. Zuweilen kochen sie ihr Fleisch, oft aber essen sie es roh. Der Wilde ißt das warme Fleisch des Büffels, indem er sich Bissen von dem Schwanzstück, der Leber und anderen Theilen auswählt, und nicht selten braucht er die Galle als Brühe. Essen ist einer der Lieblingsgenüsse der Indianer, obgleich sie bis zu einem fast unglaublichen Grade Hunger ertragen können. Sie fasten zuweilen eine Woche lang, ohne an Kräften zu verlieren; können sie sich dann aber wieder Nahrung verschaffen, so scheinen sie unersättlich zu sein.

Die Indianer in den Prairieen sind mit den Heilkräften vieler ihrer einheimischen Pflanzen bekannt geworden, welche oft in

---

quette bemerkt in seiner Reise auf dem Mississippi (1673) von einem Indianerschmause: „Das dritte Gericht war ein großer Hund, den man absichtlich für diese Mahlzeit getödtet hatte."

Verbindung mit Schwitzbädern und kalten Bädern gebraucht werden. Nach einem reichlichen Schweiß, der durch Abkochungen von schweißtreibenden Kräutern befördert wird, während sie in einer dicht verschlossenen Hütte liegen, die der Dampf des auf heiße Steine gegossenen Wassers anfüllt, springen sie noch triefend in einen kalten Wasserpfuhl und wickeln sich dann in einen Büffelkittel. Dieses Mittel ist in einigen Krankheiten von Erfolg gewesen, und es sind dadurch außerordentliche Heilungen bewirkt worden, in anderen Fällen aber, und besonders bei den Blattern, hat es die furchtbarsten Folgen gehabt. Oft lassen sie in Krankheiten Blut, was gewöhnlich mit der scharfen Ecke eines Feuersteines geschieht, und obgleich sie zuweilen eine Ader öffnen, so machen sie doch gewöhnlich an irgend einem Theile des Körpers Einschnitte. Sie haben großes Vertrauen zu ihren Aerzten oder Arznei-Männern, welche den Kranken durch Beschwörungen und Zauber zu heilen vorgeben. Die Comanches und viele andere Stämme singen oft ermüdend und eintönig über dem Kranken, um den bösen Geist wegzuscheuchen, der nach ihrer Meinung ihn quält, und dieß mag durch die Wirkung auf die Einbildung die Heilung oft beschleunigen.

Diese Indianer haben keine Hausthiere, außer Pferden, Maulthieren und Hunden. Mit Hunden ist jede Hütte reichlich versehen, doch sind sie, wie bereits erwähnt, ein nützlicheres Zubehör als die lästigen Rudel, die so oft die einzelnen Hütten und selbst die Dörfer in den Vereinigten Staaten quälen. Pferde sind jedoch der Hauptreichthum der Prairie-Indianer und reizen sie zu ihren meisten Raubzügen. Die nördlichen Stämme, wie auch die weißen Trappers, füttern ihre Pferde im Winter oft mit der zarten Rinde des süßen Baumwollenbaumes (populus angulata) im Missisippi-Thale.

Die westlichen Wilden wissen nichts vom Werthe des Geldes. Ihre Wampum-Kügelchen dienen unter einigen Stämmen als eine Art von Umlaufmittel, denn da sie allgemein geschätzt werden, so erhalten sie einen Werth im Verhältniß ihrer Größe

und gehen beim Austausche von Bedürfnissen zuweilen von Hand zu Hand. Der eigentliche Wampum aber besteht nur aus Muscheln und war eine Arbeit der Ureinwohner. Er ist aus langen Röhrchen mit einer eiförmigen Oberfläche und zuweilen auch aus bloßen Cylindern zusammengesetzt und hübsch geglättet, aber Nachahmungen von Porzellan und Glas scheinen jetzt die gebräuchlichsten zu sein. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, aber zuweilen auch blau oder gestreift.

Diese Indianer wissen nichts von der Eintheilung der Zeit, außer durch handgreifliche Unterschiede, wie Tage, Monate und Jahre. Gewöhnlich werden die Jahre als eben so viele Frühlinge oder Herbste berechnet; oft aber rechnen sie auch nach Wintern, d. h. nach Frösten und Schneefällen. Entfernungen werden nach Tagereisen gemessen, die man aber öfter nach Nachtlagern oder Schlafzeiten berechnet. Spricht man von einer Tagereise in allgemeinen Ausdrücken, so meint man die regelmäßige Tagewanderung eines Haufens, die selten über zwanzig Meilen weit geht.

Funfzehnter Abschnitt.

Prairie-Indianer. — Mittlere Stämme. — Ihre Wigwams und Jagdzüge. — Anzug und Haarschnitt. — Die Pawnees. — Die Osages. — Ihre Spitzbüberei. — Pferde als Brautwerber. — Wehklagen. — Aberglaube. — Bemalte Pawnees. — Wilde Stämme. — Die Comanches. — Ihr Streifgebiet. — Ihre Nüchternheit. — Ihre Häuptlinge u. s. w. — Weibliche Keuschheit. — Ehegebräuche. — Sitten. — Reitkunst. — Kriegführung. — Raubzüge. — Kriegsfeierlichkeiten. — Behandlung der Gefangenen. — Begräbnißgebräuche. — Glaubensansichten.

Die Stämme in der Nähe der Gränzindianer unterscheiden sich von jenen, welche die entfernteren westlichen Prairieen durchstreifen, in verschiedenen allgemeinen Charakterzügen. Sie haben ordentliche Dörfer, treiben meist Jagd und Ackerbau, und bilden eine Art Mittelvolk zwischen den Gränzanwohnern und den wilden Stämmen, indem sie beiden im Allgemeinen ähnlich sind. Ich will hier nur einige der Eigenthümlichkeiten erwähnen, wodurch die bedeutendsten dieser Stämme sich unterscheiden. Ihre Dorf-Wigwams sind von vesterer Beschaffenheit als die Wohnungen der wilden Stämme und statt mit Häuten, mit Gras und Erde bedeckt. Die Indianer bleiben gewöhnlich während der rauhen Winterzeit in ihren Dörfern; die meisten aber verwenden den Anfang des Frühlings und so viel vom Sommer und Herbst, als der Anbau und die Ernte ihrer Feldfrüchte ihnen übrig läßt, auf Büffeljagden in den Prairieen.

In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich nur wenig von den wilden Stämmen, ausgenommen daß ihr häufigerer Verkehr mit den Weißen sie veranlaßt, einen größeren Gebrauch von amerikanischen Erzeugnissen — Decken, groben Zeuchen, Kaliko und dergleichen — zu machen. Ihre auffallendste Eigenthümlichkeit liegt in dem Schnitte ihres Haares. Statt wie die Indianer in den Ebenen es lang zu tragen, stutzen und ordnen es die meisten auf die wunderlichste Weise, und in der Sorgfalt, welche sie auf diesen Theil ihres Aufputzes wenden, kann ihnen selbst der feinste Stutzer der civilisirten Welt nicht gleichkommen. Sie scheeren einen großen Theil des Kopfes und lassen, als Schädelhautbüschel — ein unerlaßliches Siegeszeichen des Feindes — nur auf dem Wirbel eine phantastische Locke stehen, die gewöhnlich mit bunten Federn und allerlei Tand prächtig geschmückt ist.

Die Pawnees, deren Hauptdorf am Platte-River liegt, sind vielleicht die berühmtesten dieser Stämme. Kleine Banden ihrer Krieger durchstreifen zu Fuß alle Gegenden der Prairieen, oft bis an die mejicanische Gränze, obgleich sie gewöhnlich darauf ausgehen, wohlberitten zurückzukehren. Auf solchen Ausflügen können sie recht gut für die Ismaeliten der Prairieen gelten — sie sind gegen Jedermann und Jedermann ist gegen sie. Mehre Tage lang können sie unbemerkt in der Nähe einer Beute von Maulthieren oder Pferden lauern, bis die günstige Gelegenheit sich darbietet, darüber herzufallen.

Dieses Volk zerfällt in vier Haupthaufen, die großen Pawnees, oder „grand Pans“, wie die Canadier sie nennen, die Republikaner, die Mahas oder Wölfe und die Tapage oder „lärmenden Pawnees“. Ihre Verwandten, die Rickaras, werden jetzt als ein besonderer Stamm betrachtet.

Die Osages sind jetzt nach den Sioux-Indianern der bedeutendste westliche Zweig des Dahcotah-Stammes. Sie zerfallen in zwei Haufen, in die großen und kleinen Osages.

Obgleich die Pawnees als Plünderer der Prairieen eine sehr bedeutende Rolle spielen, so sind doch die Osages in gewöhnlichen Spitzbübereien unübertroffen. Gewandtheit im Stehlen scheint in der That einen Theil ihres Glaubens und einen besonders wichtigen Zweig ihrer Erziehung zu bilden, in welchem man Grade nach wahrhaft akademischer Sitte ertheilt; denn man hat mir versichert, daß man in ihren Rathsversammlungen die Ansprüche der Bewerber um die Ehren der Spitzbüberei gewissenhaft prüfe und dem Geübtesten das Recht zuerkenne, eine Feder, quer durch den Schädelhaut-Büschel gesteckt, als eine Art Ehrenzeichen tragen zu dürfen.

Die Gebräuche der Osages scheinen keine wesentlichen Veränderungen erlitten zu haben, trotz den Bemühungen der Regierung und der Missionare, sie zur Gesittung und zum Christenthum zu bekehren. Einige ihrer Heirathgebräuche sind höchst sonderbar und eigenthümlich. Die älteste Tochter scheint nicht nur muthmaßliche Erbin zu sein, sondern wird, sobald sie verheirathet ist, auch unbeschränkte Eigenthümerin des ganzen Besitzthums und Haushalts ihrer Aeltern und Herrin über Familie und Alles. So lange sie jedoch ledig bleibt, hat sie keine Macht und wird als verkäufliche Waare betrachtet, die wie im gesitteten Leben nach ihren Reizen und dem Werthe des Erbes geschätzt wird. Sie wird daher von ihren Aeltern unter der strengsten Aufsicht gehalten, damit sie nicht durch unziemliche Aufführung an Werth verliere.

Hat ein Krieger ein Auge auf die Erbin geworfen, und wünscht er sie mit ihrem Eigenthum an Schwestern, Hunden, Decken und Hausgeräthschaften zu besitzen, so nimmt er seine besten Pferde — ist sie schön, so würde er nichts ausrichten, wenn er nicht die edelsten darbrächte — und nachdem er sie an die Thüre ihrer Wohnung gebunden, geht er davon, ohne ein Wort zu sagen, und überläßt es den Thieren, schweigend seine Absicht zu befördern. Sobald der Bewerber sich entfernt hat, werden

die Kostbarkeiten von der Hausfrau und ihrem Eheherrn untersucht, während die sittsame Jungfrau nur durch eine Spalte des Wigwams zu lauschen wagt. Findet man, daß die Geschenke unwürdig sind, so sendet man die Pferde eben so schweigsam, als sie gebracht wurden, an ihren Eigenthümer zurück, obgleich dann und wann vielleicht eine Entschuldigung hinzugefügt wird, wenn er ein Krieger ist, den man nicht beleidigen darf; werden sie aber angenommen, so bindet der Vater einige seiner eigenen Pferde als ein Zeichen der Einwilligung an die Thüre des Bewerbers. In Ermangelung von Pferden müssen andere Kostbarkeiten ihre Stelle vertreten. Hierauf feiert man die Hochzeit mit einem fröhlichen Feste und den althergebrachten Feierlichkeiten. Doch nun erhält der Schwiegersohn für seine schweren Ausgaben zur Erlangung der Braut seine reichliche Entschädigung; denn er wird auf einmal Besitzer des ganzen Reichthums seines Schwiegervaters, Herr der Familienwohnung und des ganzen Haushalts, und wenn es noch ein Dutzend jüngere Töchter giebt, so sind sie alle sein Zubehör, seine Weiber oder Sclavinnen, für was man sie halten will, ja selbst die „Erbin" scheint in gleicher Lage zu sein, und diejenige der Frauen, welche die Neigung des Ehemannes zu gewinnen versteht, wird gewöhnlich die Herrin des „Harems".*) Aus diesem Ueberschuß der Schönen

---

*) Der Gebrauch, alle Schwestern der Familie zu nehmen, soll auch bei den Kansas, Omahas und anderen verwandten Stämmen üblich sein, ja er scheint seit den frühesten Zeiten unter dem ganzen Dahcotah-Stamm, wie auch unter vielen Algonquins und den meisten anderen Stämmen an den großen Seen geherrscht zu haben. La Salle bemerkt in seinem Ausfluge von jenen Seen nach dem Mississippi (1763) über die Wilden dieser Gegenden: „Sie heirathen mehre Weiber und gewöhnlich alle Schwestern, wenn es möglich ist, weil sie glauben, daß diese besser in der Familie sich zurecht finden." Hennepin, Charlevoix und Andere sprechen von demselben Gebrauche. Auch Murray erwähnt eines Ge-

wählen die ärmeren Krieger und geringeren Indianer, die nicht eine Erbin erkaufen können, sich ihre Frauen unter wohlfeileren Bedingungen.

Die Osages begraben ihre Todten nach dem gewöhnlichen Gebrauche der Indianer, und obgleich es unter den wildesten Völkern stets Sitte gewesen zu sein scheint, nach dem Ableben eines Verwandten auf lange Zeit einen Chor scheußlichen Geschreies und Geheules zu unterhalten, so sind doch die Osages die vollkommensten Trauersänger dieser Art. Ich war einst in der Nähe eines ihrer Haufen gelagert und wurde bei Tagesanbruche durch ein höchst klägliches, herzzerreißendes Geheul und Gejammer geweckt. Der scheinbar unglückliche Leidträger schrie, bis er völlig außer Athem war. Auf einige Augenblicke schien er in den letzten Zügen zu liegen, und dann erholte er sich wieder unter erstickendem, gorlendem Athem. Er setzte dieß einige Minuten lang fort, indem er die scheußlichsten und furchtbarsten Töne ausstieß. Ich sah mich um und bemerkte den Klagenden, der das Gesicht dem matten Schimmer entgegenkehrte, welcher von der noch immer verdunkelten Sonne kam. Dieß war vielleicht sein Abgott und er stand in jener Stellung, weil sein verstorbener Verwandter in jener Richtung liegen mochte. Ein Chor dieser Klagenden, den immer das Geheul und das Kläffen von Myriaden Hunden begleitet, macht ein Lager in der Wildniß wahrhaft furchtbar.

Es wird unter diesen, wie unter anderen heulenden Stämmen, als ein wahres Verdienst betrachtet, ein gefälliger Wehklager zu sein, und es wird ein nützlicher Beruf für diejenigen, deren Augen und Lungen für solche Dinge die meiste Fähigkeit

---

brauches dieser Art unter den Pawnees, der nach Forbes auch in Californien herrschen soll. Ich weiß aber nicht, ob der Gatte in diesen Fällen nur ein thatsachliches oder ein wirkliches Recht auf die jüngeren Schwestern hatte, wie bei den Osages.

haben. Sagt man einem Osage, man habe einen Verwandten oder einen Freund verloren, und wünscht, daß er ihn betrauern möge, so wird er den Dienst für eine geringe Belohnung übernehmen und dem Geiste des Verstorbenen mehr Ehre machen als der beßte tragische Schauspieler. Er wird jedes äußere Zeichen der Bekümmerniß und der innigsten Trauer nachahmen, bis die Thränen in Strömen über seine Wangen fließen.

Die Osages scheinen einen guten und einen bösen Geist zu verehren und an das gewöhnliche Paradies der Indianer zu glauben. Kein Volk kann so sehr an Zauberei und an Aberglauben aller Art hangen, wie z. B. Verkehr mit verstorbenen Freunden oder Verwandten, Bestimmung der Todeszeit, u. s. w. Man erzählt Beispiele, daß sie sich eingebildet haben, in die Welt der Geister berufen zu sein, wodurch ein so mächtiger Eindruck auf ihr Gemüth gemacht wurde, daß sie dahinwelkten und zuweilen an dem bestimmten Tage starben.

Ohne Zweifel ist das mühevolle Leben der Weiber aller Stämme die Ursache, daß sie weit mehr als die Männer zur Wohlbeleibtheit sich hinneigen. Sie sind meist dickköpfig und ungestalt, während die Männer meist hoch gewachsen, gerade, gut gebaut und gewandt sind. Die Osages sind jedoch ihrer geraden Haltung wegen berühmter als alle anderen Prairie-Indianer.

Die Wacos, Witchitas und andere verwandte Stämme am Red River sind meist sehr dürftig. Sie zeichnen sich besonders durch reichliche Tätowirung aus, weßhalb man sie zuweilen auch „bemalte Pawnees“ genannt hat. Die Weiber machen aus Unterkinn, Brust und Armen wahre Kattunmuster, und ihre Brüste sind seltsam mit Ringen und Streifen verziert. Die Tätowirung scheint in der That der Hauptschmuck der Weiber zu sein, denn ihre einzige Bekleidung besteht aus einem Stücke Tuch von ungefähr vier Fuß oder einem kleinen gegerbten Felle, das von dem Gürtel herabhängt. Der obere Theil des

Leibes bleibt unbedeckt, ausgenommen, daß sie eine Decke oder ein kleines Fell über die Schultern werfen. Die Männer haben oft keine andere Bekleidung als eine Art von Schurz und zuweilen einen Büffelkittel oder eine Decke.

Die übrigen mittleren Stämme in jener Gegend haben wenig ausgezeichnete Eigenschaften, und wir wollen daher zu den wilden Stämmen in den großen westlichen Prairieen übergehen. *) Sie bauen weder den Boden, noch leben sie in vesten Wohnsitzen, sondern schweifen umher, um zu plündern und zu jagen, und nehmen nie jene vesten Gewohnheiten an, die immer einem Fortschritte zur Gesittung vorhergehen müssen. Die Comanches sind der einzige Stamm unter diesen Beduinen in den Prairieen, welche sich durch eigenthümliche Züge und einen hervorstechenden Charakter auszeichnen, und auf sie beziehen sich fast ausschließend nachstehende Bemerkungen.

---

*) Die Menschenzahl der mittleren Stämme ist nach dem Berichte des Commissars für die indianischen Angelegenheiten vom Jahre 1842 folgender Weise geschätzt: Die Pawnees 12,500 Seelen (obgleich einige erfahrene Händler sie nur auf 5000 angeben), die Rickaras 1200, die Chippewas, Potawatomies und Ottowas 2298, die Sack= und Fuchs=Indianer (Sacs und Foxes) 2348, die Winnebagos 2183, die Jowas 470, die Poncas 800, die Omahas 1600, die Otos und Missouris 931, die Kansas 1588, die Osages 4102; Caddos und Inys gegen 500; Wacos, Witchitas, Towockanos, Towyashes und Keechys, die sich größtentheils im nördlichen Texas behaupten, 1000. Die wilden Stämme der Prairieen bestehen aus den Comanches, gegen 10,000 Seelen, den Kiawas 2000, den Apaches 100, den Arrapahos 2000, den Chayennes 2000, und vielen anderen Stämmen nach Nord und West, die selten in die Gegenden herabkommen, von welchen dieses Buch berichtet. Da diese Stämme ohne Zweifel im Durchschnitt wenigstens drei Fünftel Weiber enthalten, so würde kaum ein Fünftel auf ihre Krieger zu rechnen sein, und dieß ist doch die gewöhnliche Regel, nach welcher sie von Leuten, welche die Indianer kennen, geschätzt werden.

Die Verwandtschaft der Comanches mit den Snakes oder Shoshonies zeigt, daß sie aus den nördlichen Gegenden stammen, und in der That war noch vor funfzig Jahren das Gebiet ihrer Streifereien nördlich vom Arkansas. Heutiges Tages aber ist dieser Strom ihre äußerste Thule. Aber auch jetzt wollen sie keine Gränze anerkennen, sondern nennen sich die Gebieter der gesammten Prairieen und betrachten alle übrigen Stämme gleichsam nur als Pachter. Sie führen ein Wanderleben und ziehen in jede Gegend, wohin die Jahreszeiten oder die Büffel, der Hauptgegenstand ihrer Jagd, sie führen mögen. Im Sommer findet man sie zwar nicht selten nördlich bis zum Arkansas, den Winter bringen sie aber gewöhnlich in den Quellengebieten des Brazos und des Colarado in Texas zu.

In ihren häuslichen Gewohnheiten gleichen diese Indianer meist den übrigen wilden Stämmen, in einigen Punkten aber weichen sie wesentlich ab. Eine der bemerkenswerthesten Abweichungen ist ihre Abneigung gegen Branntwein. Nur Wenige von ihnen lassen sich verleiten, auch nur einen Tropfen von berauschenden Getränken zu kosten, und wie ich glaube, bilden sie eine Ausnahme von dem ganzen Stamme der rothen Männer, die einen angeborenen Hang zu starken Getränken zu haben scheinen. Die Gränz-Indianer sowohl als die Stämme in den Prairieen, die Indianer in Mexico sowohl als in den Gebirgen, alle sind Sclaven dieser Gewohnheit.

Die Comanches zerfallen in zahlreiche kleinere Abtheilungen, deren jede ihren eigenen Häuptling hat. Wird ein Häuptling alt und hinfällig, so behält er bloß die bürgerliche Gewalt in seinem Stamme, während sein Sohn, wenn er für würdig gehalten wird, oder sonst ein ausgezeichneter Tapferer, durch gemeinschaftliche Einwilligung den Anführer im Kriege macht. Wie es bei allen barbarischen Stämmen der Fall ist, haben die Häuptlinge die ganze richterliche und vollziehende Gewalt. Klagen werden vor ihnen angebracht und das Urtheil wird kurz ge-

fällt und fast eben so kurz vollzogen. Hält der Häuptling seine Gewalt für hinlänglich bevestigt, so bestraft er die meisten Vergehen ohne Schonung mit Hieben. Selten aber wagt er dieß gegen ausgezeichnete Krieger, deren Einfluß und Groll er zu fürchten Ursache hat. Die Bestrafung des Mordes fällt unter diesen, wie unter den meisten wilden Völkern, den Verwandten des Ermordeten zu, die den Thäter verfolgen und züchtigen können nach ihrem Belieben, und selten schonen sie sein Leben. Ist aber der beleidigte Theil zu einem Vergleiche geneigt, so hat er das Vorrecht, eine Verwandlung der Strafe anzunehmen und den Mörder zu befreien.

Der Hausvater scheint eine unbeschränkte Gewalt über das Schicksal seiner Frauen und seiner Kinder zu haben. Die Strafe für Ehebruch ist gewöhnlich Abschneiden der Nase oder der Ohren oder beider zugleich, und er kann selbst ungestraft seine Frau tödten *). Eine Frau, die wegen einer solchen Ursache eine Verstümmelung erlitten hat, ist eben dadurch geschieden und kann, wie man sagt, nie wieder heirathen. Die Folge ist, daß sie eine erklärte Hure wird. Dieser Strenge in den Gewohnheiten des Stammes ist es ohne Zweifel zum Theil zuzuschreiben, daß die Weiber der Comanches immer ihrer Keuschheit wegen geachtet worden sind. Dieß mag zum Theil auch in dem Umstande gegründet sein, daß die Gatten, Väter und Brüder selten oder nie ihre Weiber, Töchter und Schwestern zum Gegenstande jenes entehrenden Handels machen, der unter so vielen nördlichen Stämmen üblich ist.

Wie die anderen wilden Stämme, dulden die Comanches die Vielweiberei, und ihre Häuptlinge und Krieger nehmen zuweilen

---

*) Dieser Gebrauch war vor Zeiten vielleicht sehr verbreitet, er herrscht noch heute unter den Creeks und wurde früher von anderen südlichen Stämmen geübt. „Unter den Miamis", erzählt Charlevoix, „hat der Gatte das Recht seinem Weibe die Nase abzuschneiden, wenn sie ihm entläuft."

acht bis zehn Weiber auf einmal. Drei Weiber ist jedoch die gewöhnliche Zahl für Unterthanen oder gemeine Krieger, und neun für die Häuptlinge. Ihre Heirathgebräuche sind nicht gleich in den verschiedenen Abtheilungen des Stammes, doch giebt es einige, die gewöhnlich bei Allen vorkommen. Abweichend von den meisten anderen Stämmen, halten sie die Einwilligung des Mädchens für nothwendig. Hat der Bewerber diese erlangt, so wendet er sich aus anscheinendem Zartgefühle nicht an den Vater der Braut, sondern eröffnet nach einer bei den meisten Stämmen eingeführten Gewohnheit, seinen Wunsch einem Oheim oder einem anderen ältlichen Verwandten, welcher über die Ehebedingungen unterhandelt. Beide Theile werden jedoch noch nicht für völlig verlobt gehalten, sondern um die Unterwürfigkeit der Braut unter den Willen ihres künftigen Gebieters zu prüfen, bindet dieser sein Reitpferd an die Hüttenthüre der Braut; bindet sie das Pferd los, so hat sie dadurch erklärt, daß sie den Bewerber abweist, führt sie aber das Pferd in den Stall, so gilt dieß für eine unzweideutige Einwilligung, daß sie für seine Pferde und sein übriges Eigenthum sorgen will, und die Ehe wird alsbald geschlossen. Der Oheim eröffnet dann die Verlobung dem Häuptlinge, der das Aufgebot ergehen läßt, damit kein anderer Bewerber sich einmischen könne. Da das Pferd bei diesen Indianern jedes wichtige Interesse bildlich bezeichnet, so tödtet der Bräutigam das schlechteste, das er besitzt, nimmt das Herz heraus und hängt es an die Thüre seiner Verlobten, die es dann herabnimmt und brät, worauf es in zwei Theile zerschnitten wird, die sie mit einander essen. Die Ehe ist dann geschlossen. Das Herz eines Büffels oder eines anderen Thieres kann die Stelle vertreten, wenn der Bräutigam an Pferden nicht Ueberfluß hat. Erlauben es die Umstände der Verlobten, so wird die Hochzeit gewöhnlich mit Schmaus und Tanz gefeiert, wiewohl die Comanches sonst weniger tanzlustig sind als die meisten übrigen Indianer.

Die Tracht der Comanches besteht in der gewöhnlichen Beinbekleidung, den Moccasins, dem Schurz, der Decke oder dem Kittel. Viele tragen dabei eine enge lederne Jacke, die vorn geschlossen ist. Ihre Moccasins unterscheiden sich dadurch von der Fußbekleidung anderer Stämme, daß sie lange lederne Troddeln haben, die an das Hintertheil geheftet sind und auf der Erde nachschleppen. Zuweilen nehmen sie, statt dieser Troddeln, den Schwanz eines Iltisses oder eines anderen Thieres. Der junge Krieger trägt gewöhnlich, wenn er dazu kommen kann, einen Mantel und eine Beinbekleidung von grobem Tuche, und beide müssen nach der neuesten Mode halb roth und halb blau sein. Der zweifarbige Mantel, wie die Decken oder der Büffelkittel, wird nachlässig über die Schultern geworfen und muß so lang sein, daß er auf der Erde nachschleppt, denn diese Indianer scheinen eine instinctartige Neigung zu der königlichen Großartigkeit eines Schleppkleides zu haben. Alle Indianer im fernen Westlande tragen zwar lange Haare, der Comanche aber scheint besonders stolz auf mächtige Flechten und einen langen Zopf zu sein, der zuweilen durch die Haare von Büffeln oder anderen Thieren noch verlängert wird, bis die Spitze auf den Boden reicht; er wird mit Gummi, Fett und Farben bestrichen und mit Glaskügelchen und anderem Tand verziert. Man glaube ja nicht, daß Ziererei und Geckenhaftigkeit dem gesitteten Leben ausschließend eigen seien. Ich habe gewiß nie ein eitleres Geschöpf gesehen als einen Comanche-Krieger in vollem Putze, mit seinem Tand und Farbenschmuck. Er geht einher, als ob er den Boden verschmähe, den er betritt.

Die Kleidung der Comanche-Weiber besteht gewöhnlich wenn sie es sich verschaffen können, aus einem weiten Gewande von Leder oder Kattun, das von den Schultern herabhängt und um den Leib mit einem Gürtel gebunden ist. Sie tragen Moccasins, an welche kurze Beinkleider geheftet sind. Es ist ihnen nicht erlaubt, lange Haare zu tragen, da man glaubt, daß dieses

männliche Vorrecht dadurch entweiht werde. Die Haare werden daher so kurz verschnitten, daß sie kaum bis auf die Schultern reichen. Die Weiber der meisten wandernden Stämme kleiden sich auf ähnliche Weise, die Weiber der nördlichen Stämme aber verzieren gewöhnlich ihre ledernen Röcke mit gefärbten Stachelschweinspitzen und Glaskügelchen und besetzen die Ränder mit klappernden Muscheln, Senkelstiften und ähnlichen Dingen. Diejenigen, die so glücklich sind, einen Trapper aus Canada oder aus Amerika zu heirathen, sind gewöhnlich am buntesten gekleidet.

Die Indianer in den Prairieen sind ein Reitervolk, aber die Comanches haben in Reiterkünsten einen entschiedenen Vorzug und können nur mit den Nord-Mejicanern und vielleicht mit den Arabern verglichen werden. Wie die Araber, sind sie verliebt in ihre Pferde, und man könnte es eben so gut versuchen, einem Comanche sein Kind als sein Lieblingspferd abzukaufen. Sie bezeichnen ihre Pferde auf eine eigene Weise, und man kann jedes Pferd, das ihnen gehört hat, an einem Schlitz in beiden Ohren erkennen, eine Gewohnheit, die ihrem ganzen Stamme eigen zu sein scheint.

Auf ihren Kriegszügen benutzen sie ihre Reitergeschicklichkeit mit wunderbarem Erfolge. Immer zu Pferde fechtend, verlassen sie sich hauptsächlich auf den Angriff, wobei sie ihre Pfeile und Wurfspieße mit außerordentlicher Kraft gebrauchen *). Bei solchen Gelegenheiten wirft sich der Comanche oft auf die entgegengesetzte Seite seines Pferdes, so daß er gegen die Geschosse des Feindes gesichert ist, und in dieser Stellung schießt er seine Pfeile mit außerordentlicher Gewandtheit unter dem Halse seines Pferdes ab. Sie greifen nicht während der Nacht oder in be-

*) Die Comanches führen gewöhnlich kurze Wurfspieße oder Lanzen und behaupten, wie die spartanische Mutter, daß nur Memmen lange Waffen brauchen.

holzten, unebenen Gegenden an, wie die herumschweifenden Stämme, da sie auf solchen Geländen ihre Streitrosse nicht so vortheilhaft bewegen können. Sie verdienen zwar nicht den Namen muthiger Indianer, werden jedoch von den Mejicanern als die tapfersten Gränznachbarn betrachtet; kommen sie aber mit Amerikanern oder einem der Gränzstämme in Berührung, so zeigen sie sich meist furchtsam und feig. Ihre Raubzüge sind daher meist westwärts gerichtet. Sie machen beständige Angriffe auf die ganze östliche Gränze Mejicos, von Chihuahua bis an die Küste, treiben unermeßliche Schaaren von Pferden und Maulthieren weg und tödten die Mejicaner, die ihnen begegnen, oder machen sie zu Gefangenen, besonders Weiber und Knaben. Die Knaben werden zu Sclaven gemacht und müssen die Dienste verrichten, die den Weibern gewöhnlich obliegen, vorzüglich die Heerden hüten. Vielleicht hat diese Erleichterung ihrer Arbeit durch Sclaven dazu beigetragen, die Weiber der Comanches über die Indianerinnen unter den meisten nördlichen Stämmen zu erheben. Oft heirathen sie ihre Gefangenen, ein Schicksal, das einige in Tejas geraubte Weiber betroffen hat. So sonderbar es scheinen mag, ihre Gefangenen fassen oft eine innige Zuneigung zu ihren Gebietern und zu dem wilden Leben und lassen sich nicht leicht bewegen, sie zu verlassen, wenn sie einige Jahre in der Gefangenschaft zugebracht haben. Diese Gefangenen werden, wie man sagt, mit der Zeit oft die furchtbarsten Wilden. Sie vereinigen die Schlauheit der Mejicaner mit der Grausamkeit der Indianer. Sie dienen zuweilen zu Wegweisern bei Einfällen in ihre Heimat und reizen zu schrecklichen Gewaltthaten. Das Departement Chihuahua hat am meisten durch diese Einfälle gelitten. Die Comanches sind zwar in beständigem Kriege mit den südlichen Theilen der Republik, leben aber seit vielen Jahren mit den Neu-Mejicanern in Frieden, nicht nur weil dieses arme Land zu wenig zu Angriffen reizt, sondern auch weil sie, wie die Stämme im Inneren Mejicos, einige freundschaft-

liche Beziehungen zu unterhalten wünschen, um einen friedlichen Verkehr und Handel zu führen. Es sind daher zu diesem Zwecke Abtheilungen der Comanches in die Ansiedelungen Neu-Mejicos gekommen, während zu jeder Jahreszeit zahlreiche Schaaren von Neu-Mejicanern, die unter dem Namen Comancheros bekannt sind, mit Waffen, Schießbedarf, Putzsachen, Vorräthen und anderen Bedürfnissen in die Prairieen kommen, um Maulthiere und andere auf dem Rückzuge nach dem Südlande gewonnene Beute von den Indianern einzutauschen.

Dieses mächtige Volk hat in Verbindung mit den kleineren südlichen Stämmen fast unabläßig Krieg mit Tejas geführt, seit dieses Land seine Unabhängigkeit errungen hat. Kriegerhaufen drangen oft in das Innere der Ansiedelungen, verübten die grausamsten Gewaltthaten und führten viele Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Sie drangen an hellem Tage in die Stadt Austin, zu jener Zeit der Sitz der Regierung, und gingen später bis an die Seeküste hinab, wo sie furchtbare Räubereien verübten. „Am 8. August 1840" — schreibt mir ein Freund aus Linneville an der Matagorda-Bai — „kamen mehre hundert Comanches von den Bergen herab und griffen uns unvermuthet an. Sie verbrannten nnd verheerten das Dorf und die ganze Umgegend."

Außer ihren beständigen Feindseligkeiten gegen Mejico und Tejas bekriegen die Comanches die meisten Indianer im Inneren Mejicos und die Stämme in den nördlichen Prairieen, besonders die Arrapahos und Chayennes, mit welchen sie viele blutige Kämpfe gehabt haben. Aber gewöhnlich bleiben sie in freundschaftlichem Verkehr mit den kleinen südlichen Stämmen, die sie für ihre Vasallen zu halten scheinen.

Da diese Indianer immer zu Pferde in den Krieg ziehen, so werden oft mehre Tage vor der Eröffnung eines Feldzuges Reiterübungen gemacht und Gebräuche vollzogen, welche die Stelle des Kriegstanzes anderer Stämme zu vertreten scheinen, wiewohl

auch sie zuweilen vorher Tänze halten. Wenn ein Feldzug bevorsteht, pflegen Schaaren von ungefähr zwanzig Mädchen drei Nächte hinter einander die Siege ihrer Väter, den Muth ihrer Brüder und Zeitgenossen und die Tapferkeit der jungen Krieger zu besingen, die nach ihrer Meinung an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehmen sollen, und Alle, die von den Sängerinnen genannt werden, hält man für verpflichtet, in's Feld zu ziehen. Durch das Lob und die Anreizungen der Sängerinnen angefeuert, eilen sie alsbald zu den Fahnen eines geehrten Häuptlings, und die Festlichkeit wird mit einem Kriegstanze beschlossen.

Nach der Rückkehr aus einem glücklichen Feldzuge macht der kriegsmüde Haufen Halt auf einer Erhöhung in einiger Entfernung von dem Dorfe, und es wird ein Herold abgesendet, die Ankunft der Sieger zu verkünden. Eine der achtbarsten und ältesten Frauen eilt dann hinaus, sie zu empfangen, und trägt eine sehr lange Lanze, die bloß zu diesem Zwecke dient. An die Spitze dieser Lanze heften die siegreichen Indianer alle gewonnenen Schädelhäute, die so geordnet sind, daß jede sichtbar ist. Die alte Frau nähert sich dann den Hütten, hebt die Lanze mit den Schädelhäuten empor und singt eine beliebte Kriegersage. Alsbald kommen andere Weiber und Mädchen hinzu, die umher tanzen, während der Zug sich durch das Dorf bewegt. Nach einem sehr glänzenden Siege wird oft mehre Tage getanzt und geschmaust, und Alles mischt sich in den allgemeinen Jubel. Bringen die Sieger Gefangene mit, so müssen diese die Geißelhiebe und Beleidigungen der Weiber und Kinder ertragen. Jede scheint sich für berechtigt zu halten, die unglücklichen Gefangenen zu schlagen, zu treten, zu kneipen und zu beißen oder sie sonst zu züchtigen. Ist dieß geschehen, so werden sie den Siegern als Sclaven übergeben und sind allen Dienstleistungen und Plackereien im Lager ausgesetzt. Wie es scheint, werden die Gefangenen gleich nach ihrer Ankunft selten sehr grausam behandelt, obgleich mir einige mejicanische Gefangene ein Beispiel einer sehr grau-

samen Metzelei erzählten, wovon sie während ihrer Gefangenschaft Zeugen waren. Zwei weiße Männer, die man für Texaner hielt, wurden an einen Pfahl gebunden, während mehre Schützen in einiger Entfernung auf die nackten Leiber ihrer Opfer feuerten und diesen grausamen Zeitvertreib fortsetzten, bis einige tödtliche Kugeln den Leiden der Unglücklichen ein Ende machten. Wahrscheinlich war die Gefangennehmung dieser Weißen mit einigen erschwerenden Umständen verbunden gewesen, welche die Wilden reizten, so grausam ihre Rache zu befriedigen.

Nach einem unglücklichen Feldzuge trennen sich die Krieger und schleichen, einer nach dem anderen, in das Dorf. Man hört mehre Tage lang nichts als das Wehklagen und Geheul der trauernden Verwandten und Freunde. Sie ritzen ihre Arme und Beine und fügen sich andere schwere Kasteiungen zu. Bei solchen Gelegenheiten werden ihre früheren Gefangenen, besonders diejenigen, die zu dem Stamme ihrer siegreichen Feinde gehören, hart behandelt und zuweilen von den wüthenden Verwandten der Erschlagenen getödtet.

Nach dem Tode eines Comanche findet eine ähnliche Trauer statt. Gewöhnlich hüllt man ihn in sein beßtes Gewand und begräbt ihn mit seinen meisten Kleinoden und anderen geschätzten Dingen, und wie man sagt, wird gewöhnlich eine Ahle und etwas Leder zu Moccasins hinzugefügt, das wahrscheinlich als Vorrath für die lange Reise in das glückliche Jagdgebiet jenseit des Grabes dienen soll. Auch werden die beliebtesten Pferde des Gestorbenen getödtet und oft neben ihm begraben, ohne Zweifel in gleicher Absicht.

In ihren Glaubensansichten scheinen die Comanches den übrigen Stämmen in den Prairieen zu gleichen, wiewohl man zuweilen einige Eigenheiten bemerkt. Wie man behauptet, ist die getrocknete Haut oder der Schädel eines Büffels ihr Abgott, und allerdings halten sie diese Ueberreste in großer Verehrung und bedienen sich derselben bei vielen ihrer mystischen Gebräuche.

Auch die Pawnees verehren diese Büffelköpfe, womit die Ebenen bestreut sind, und gewöhnlich werden mehre Stunden in der Runde diese Schädel den Dörfern gegenüber aufgehäuft, weil man glaubt, daß die Büffelheerden dadurch in ihre Nachbarschaft gelockt werden. Die Comanches halten ohne Zweifel die Sonne für ihre Hauptgottheit. Bei den Vorbereitungen zu einem Feldzuge sollen sie nie ermangeln, ihre Waffen jeden Morgen auf die Ostseite ihrer Hütten zu stellen, damit der Segen der Lichtquelle gleich bei Sonnenaufgang auf sie falle. Bei vielen Stämmen der Ureinwohner Amerikas scheint dieß die gewöhnliche Zeit ihrer Andachtübungen zu sein.

Druck von C. C. Meinhold und Söhnen in Dresden

DAS INNERE NORD-MEJICOS.



F. A. Renner in Dresden.